Zu Wasser und Land.

Geschichten

aus See und von der festen Wall.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Theil.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Capitain und Matrose.

Altona's achter Januar.

Von

Heinrich Smidt.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK * in WIEN *

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

RBR
Jantz
#152
bd. 3

Capitain und Matrose

oder:

Brasilianische Schmuggler.

Eine See-Novelle.

Erste Abtheilung:

Der Capitain und der Matrose.

I.

Dort, wo der Amazonenstrom, nachdem er tausend Meilen weit die geheimnißvollen Wälder Brasiliens durchbrauste und fruchtreiche, unabsehbare Ebenen mit dem Silberschaum seiner Wellen kühlte, sich in einer Breite von vierzig Meilen in den Atlantischen Ocean ergießt, hebt sich aus der nimmer rastenden Fluth ein Inselreich von wechselnden Formen, weithin verstreut, ein buntphantastisches Kaleidoscop, voll der seltsamsten Gestaltungen, die in ihrer starren Unbeweglichkeit scharf gegen die stets bewegliche Meeresfläche abgränzen.

Die Königinnen unter diesen Eilanden sind Sankt

Juan und Caviana mit sicheren Buchten und schützenden Häfen, fruchtreichen Bäumen und silberklaren Quellen; jedes ein üppiges Capua für die aus Sturm und Unwetter dahin flüchtenden Seeleute. Westlich von dieser letzteren Insel erhebt sich ein kleines Eiland, das schroff aus der See emporsteigt. An einem der jähesten Vorsprünge drängen sich zwei Felsen nahe zusammen, durch welche eine Wasserstraße führt, so schmal, daß ein mäßig großes Schiff selbst bei ruhigem Wetter nur durch dieselben gelangen kann, wenn es die Unter- und Marsraaen schief braßt und das luftige Bramgut zu Deck bringt. Die schmale Straße scheint sich nach innen zu eher zu verengen, aber schon nach einer Länge von hundert Ellen führt sie in ein von Hügeln und Wäldern umschlossenes Bassin, so still und ruhig, so durchsichtig sonnenklar, daß Niemand begreift, wie ein solches Paradies des Friedens inmitten des steten Kampfes, den der mächtige Strom des Südens mit dem Ocean führt, bestehen kann. Ein Kranz von Sykomoren und andern Waldriesen umgiebt die Ufer dieses kleinen Binnensee's, auf dessen Rücken die Schiffe so ungefährdet liegen, daß das Ankertau schlaff an ihrem Buge herabhängt.

Einzelne Häuser liegen am Ufer hin verstreut. Leichte Baracken mit luftigen Vorhallen und offnen Ga-

lerieen, wo sich der heimkehrende Seemann nach langer Sturmfahrt gedankenlos einwohnt und seine Hängematte von dem über den Felsenkamm herwehenden Seewinde schaukeln läßt. Die brennende Cigarre nachlässig in der Hand, verträumt er die Stunden, bis er gemächlichen Schrittes längs der Bucht zu einer vereinsamten Posada gelangt. Diese gränzt so nahe mit der Bai, daß ihre Wellen die Mauern der Veranda kühlen und neckend mit den Blättern und Blüthen der herabhängenden Schlingpflanzen spielen.

Auf dieser Veranda versammeln sich die Gäste des Hauses. Sie schlürfen ihren Punsch, liebäugeln mit ihrer Cigarre und lachen über den grinsenden Neger, der die Trinker mit unermüdlichem Eifer bedient und für Jeden einen albernen Witz oder eine barocke Capriole im Vorrath hat.

„Springe über diesen Stock, Schwarzer und Du sollst einen Viertel-Crusados haben!“ rief lachend ein junger Schmuggler.

Der Neger sprang mit einiger Anstrengung über den hochgehaltenen Stock und sagte dann traurig:

„Juan nun einen Viertel-Crusados haben. Seien alles Geld, was besitzen arme Juan.“

„Das lügt der schwarze Hund!“ rief lachend einer

der Gäste. „Erst vor einer Stunde hat er einen Caballero um einen Vintem angebettelt."

Der Neger fuhr dazwischen: „Nicht sagen die Wahrheit. Juan nich betteln. Nur für Arbeit nehmen Geld. Haben gearbeitet bei Senhor Dom Caballero."

„Wer wird einem Neger Geld geben?" rief ein Anderer in dem Tone größter Geringschätzung. „Die Bestie würde es doch nur versaufen."

Der Neger erhob sich aus seiner demüthigen Stellung und sah den Mann, der diese Worte gesprochen, fest in's Gesicht.

„Juan nich saufen. Juan nich betrunken, wie weiße Senhores, die fallen in die Bai, wenn kommen von Veranda."

Alle Gäste lachten laut auf, denn der Seemann, an den diese Worte gerichtet waren, verlor oft das Gleichgewicht, wenn er aus der Posada auf die Straße hinaustaumelte. Außer sich vor Wuth über den Schimpf, den ein Neger ihm angethan, ergriff er einen schweren Knittel und schlug den Schwarzen damit so gewaltig auf den Kopf, daß dieser ohne einen Laut zu Boden fiel.

Allgemeiner Aufstand folgte dieser Scene. Einige rohe Gesellen jauchzten diesem Heldenwerke Beifall. Andere schüttelten mißbilligend den Kopf. Manche schlichen

davon. Nur Einer fühlte eine menschliche Regung und kniete bei dem Gefallenen nieder, um ihm Hülfe zu bringen. Der Mann, der die That vollbrachte, ein bärtiger Seemann mit einem wettergebräunten Gesichte, auf welchem sich alle Leidenschaften abspiegelten, blitzte die Versammlung mit seinen dunkelglühenden Augen an und sagte:

„Was für ein Aufhebens um einen Neger? Laßt das Vieh liegen und verenden. Wenn ein solcher Hund einen Caballero beleidigt, muß er die Peitsche fühlen."

Und nach diesen Worten kehrte er kaltblütig zu seinem Glase zurück. Der Neger blieb regungslos und der junge Mann, der sich viel um ihn bemüht hatte, sagte besorgt:

„Ich glaube, der ist todt."

„Das verhüte die heilige Mutter Gottes!" rief der herbeieilende Wirth, der in einem entfernten Theile des Hauses beschäftigt gewesen. „Mutter aller Gnaden! Der Juan war mein bester Neger. Es war mein sicherstes Capital, das mir reichliche Zinsen trug. Was ich dem Juan befahl, das that er und was seine Augen sahen, das konnten seine Hände nachmachen. Ich bin ein ruinirter Wirth. „O, heiliger Franzisk, schlage den Mann, der mir dies Herzeleid zugefügt, mit Lähmung und Blindheit."

„Verdorre Dir die Zunge ob dieses Frevels an einen gläubigen Christen!“ rief der Seemann, dem diese Verwünschung galt und blitzte den Wirth mit seinen stechenden Augen unheimlich an. „Madre de dios! Wende ab Gefahr und Noth von Deinem getreuen Knechte.“

Und er bekreuzte sich eifrig, während seine Lippen sich rastlos bewegten.

„Ihr habt es gethan!“ schrie der Wirth außer sich und trat mit geballter Faust vor den Seemann hin. „Ihr habt meinen besten Neger getödtet und ich will Euch einen Proceß an den Hals werfen, daran Ihr Euch zu Tode schleppen sollt. So wahr mir die Heiligen gnädig sein mögen, das sollt Ihr.“

Dem Seemann stieg das Blut in das Gesicht. Es durchzuckte ihm den Arm und er griff nach dem Knittel. Aber noch zur rechten Zeit flog ihm der Gedanke durch den Sinn, daß der Wirth leicht Mittel finden werde, ihn mit seinem Schiffe zurückzuhalten und in verdrießliche Händel zu verwickeln, um so mehr, als viele Anwesende auf die Seite des Wirthes traten und dessen Parthie nahmen. Darum bezwang er seinen Zorn, würgte die harten Worte herunter, die ihm auf den Lippen saßen und sagte mit erzwungener Gelassenheit:

„Demonio! Was wollt Ihr? Den Schlag kann ich nicht ungeschehen machen und ist der Schwarze todt, so bleibt er todt. Ich will Euch den Schaden ersetzen und für den Leichnam zahlen, was der Lebendige werth war. Mehr könnt Ihr billigerweise nicht fordern."

„Das läßt sich hören," sagten die Männer, welche auf die Seite des Wirthes getreten waren und dieser entgegnete um Vieles besänftigter:

„Das ist ein Wort, Senhor Capitano. Wahrhaftig, Caballeros, Senhor Dom Alonso ist ein respektabler Mann und wenn seine verdammte Hitze nicht wäre, könnte man ganz leidlich mit ihm auskommen, was ich am besten bezeugen kann, da er mir jedes Mal die Ehre gönnt, wenn er mit seiner „Ecuador," welches die schönste Brigg ist, die ich jemals sah, in unserer gesegneten Bai vor Anker geht. Nun, Senhor Capitano, um der alten Kundschaft willen und weil Ihr es doch nur in der Uebereilung gethan habt, zahlt mir die tausend Pataca's, die ich dem Havannah-Sklavenhändler für den Juan gegeben habe, und wir wollen ihn in der Stille begraben."

„Gevatter Jozé weiß seinen Schnitt zu machen in guten und bösen Tagen," sagte einer der Gäste, die

Flasche zwischen den gefaltenen Händen. „Die allerheiligste Jungfrau gesegne es ihm.“

Der Capitain schlug eine unmäßige Lache auf. „O, Du allervortrefflichster Schurke und Beutelschneider. Wie kannst Du mich so wohlfeilen Kaufes entwischen lassen? Bin ich eine angefaulte Limonie, daß Du es nicht der Mühe werth hältst, mich bis auf den letzten Tropfen auszupressen? Tausend Pataca's, Du Schuft? Ich will Dir von meinen Bootsjungen tausend wohlgepfefferte Hiebe mit starkgetakelten Tauenden geben lassen. Sie sollen Deinen Rücken liebkosen, wie die hungrigen Mosquitos einen wunden Schwarzen zur Mittagszeit. Tausend Pataca's für einen Neger-Cadaver! Den Augenblick sage, daß Du mit dreihundert zufrieden bist, sonst nehme ich mein Erbieten zurück und Du sollst keinen Kupfer-Vintem von mir erhalten. Hei, Du schuftiger Wirth, besinne Dich. Du weißt, daß ich Wort halte.“

„Laßt es denn achthundert sein,“ sagte Jozé. „Wenn ich es dafür thue, tränke ich Euch mit meinem Herzblut. Habt ein Einsehen, guter Capitano. Denkt daran, daß mir der Bursche unentbehrlich war, und daß ich mir für schweres Geld zwei, drei Fresser auf den Hals laden muß, die doch nicht den vierten Theil von dem thun, was der fleißige Juan allein verrichtete.“

„Hört, Ihr Gauner. Ein Wort für eine ganze Geschichte. Zahle Euch funfzig Lisboninen, die ich grade im Sack habe, baar und blank auf den Tisch. Bin an dies Gebot aber nur so lange gebunden, als die Cigarre brennt, die ich eben angezündet. Ist sie aufgeraucht, gehe ich an Bord und Ihr bekommt gutwillig keinen Vintem. Darnach richtet Euch. Valgame Dios! Ich nehme keine Silbe davon zurück."

Er rauchte ruhig weiter, schlürfte seinen Madeira und hörte nicht auf das Geschrei um ihn her.

Die Freunde des Gastwirths suchten diesen zu bereden, das Gebot anzunehmen, da Jeder wisse, daß er dem Juan schon als Kind bei einem anderen Handel umsonst mit in den Kauf bekommen habe und die Unterhaltungskosten bereits zehnfach durch die Arbeit gedeckt wären, die der Junge gethan habe.

In diesem Augenblicke trank der Seemann die Neige seines Glases aus, warf dem Wirth das Ende der verkohlten Cigarre hin und sagte:

„Funfzig Lisboninen zum dritten Male!"

„Ich nehme sie an!" sagte der Wirth und streckte die Hand aus. „Ihr zahlt die funfzig Goldstücke und ich erkläre hier vor Zeugen den Neger Juan als Euer Eigenthum."

„Ich zahle funfzig Lisboninen als Kaufgeld vor diesen Zeugen auf den Tisch und der Neger ist mein!“ entgegnete der Seemann, in die dargebotene Hand des Wirthes schlagend.

„Dessen sind wir Zeugen,“ sprach einer der Umstehenden und legte seine flache Hand auf die verschränkten Hände des Käufers und Verkäufers. „Der Handel ist gemacht.“

„Er ist es!“ wiederholten die Uebrigen. Der Seemann zählte die Goldstücke auf. Der Wirth strich sie ein und sagte:

„So lange ich unter dem Schutze der gnadenreichen Mutter Gottes hier wohne, habe ich kein schlechteres Geschäft gemacht. Gefällt es Euch, Senhor Dom Alonso, den Euch gehörigen Leichnam von der Veranda zu schaffen?“

„Laßt'n faulen, wo und sobald er will!“ lachte der Seemann auf. „Ich habe nichts mit ihm zu schaffen.“

„Erlaubt, Senhor Capitano. Der Neger ist von Euch gekauft und Ihr habt für die Wegschaffung der Waare aus dem Eigenthum des Verkäufers zu sorgen, auch alle desfalsigen Lasten und Kosten zu tragen. Das befiehlt das Gesetz und darum bitte ich Euch, daß Ihr

Euere Matrosen ruft, die den Leichnam dahin bringen, wohin Ihr ihn haben wollt."

„Satan von einem Schwarzen, der mich auch noch als Todter ärgert!" schrie der Seemann grimmig und trank sein Glas mit einem Zuge aus.

Da stürzte ein kreischendes Weib auf die Veranda. Es war eine junge Mulattin mit brennenden Augen und von üppigen Gliedern. Um den Kopf trug sie ein schneeweißes, turbanförmig gewundenes Tuch. Ein dunkelrothes, bis zu den Knieen herabfallendes Gewand wurde von einem handbreiten silbernen Gürtel unter der Brust gehalten. Sie war eine Freie, wohnte auf einer kleinen Pflanzung unweit der Posada und liebte den Neger Juan mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Ihre Augen funkelten. Aus ihren Zügen sprach wilder Zorn und mit kreischender Stimme rief sie, sich neben der Leiche niederwerfend:

„Juan! Juan! Ich werde Dich rächen, so wahr mir die Allerheiligste Jungfrau gnädig sei. Ich verderbe Deinen Mörder."

Der Wirth der Posada, welcher seine Goldstücke in Sicherheit gebracht hatte, trat zu der Mulattin und sagte begütigend:

„Faßt Euch, Senhora Alda! Ich habe den armen

Juan ungern verloren. Es ist nun aber einmal geschehen Darum gebt Euch zufrieden, wie ich mich zufrieden geben muß. Wenn Ihr durchaus einen Neger heirathen wollt, so haben wir deren mehrere. Sonst giebt es auch respektable Junggesellen unter den Weißen und diese Posada sehnt sich sich schon lange nach einer Herrin."

Die Mulattin erhob sich und sah den Wirth so starr an, daß dieser erschreckt die Augen niederschlug.

„Jozé! Habt Ihr Elender meinen armen Juan todtgeschlagen?" fragte sie mit tonloser Stimme.

Der Wirth blickte die Mulattin an, als verstände er sie nicht:

„Ich? Seid Ihr toll? Würde ich so sehr gegen mein eignes Fleisch und Blut rasen? Tausend Pataca's durch einen lumpigen Schlag verloren. Dergleichen unschuldige Lustbarkeiten können sich nur reiche Leute erlauben."

„Ich wollte Juan von Euch loskaufen," sagte Alda. „Tausend Pataca's, die Ihr für ihn fordertet, waren in wenigen Tagen vollzählich."

„Tausend Pataca's in wenigen Tagen!" schrie der Wirth verzweifelt auf. „Und dieser Satan hat mich darum gebracht."

Er fuhr unwillkührlich mit der Hand nach dem Gürtelmesser und warf einen drohenden Blick auf den

Seemann, der ruhig weiter trank. Die Mulattin trat vor Alonso hin und fragte:

„Senhor Capitano, habt Ihr meinen Juan erschlagen?"

„Was will das Weib?" fragte dieser barsch. Dann sie näher anschauend, rief er überrascht:

„Diabolo! Die ist schön! Kommt her, Weib! Wir wollen auf gute Bekanntschaft Eins mitsammen trinken."

Er sprang auf sie zu und wollte sie mit seinen Armen umschlingen. Aber sie stieß ihn zurück und fragte zum zweiten Male:

„Senhor Capitano, habt Ihr meinen Juan erschlagen?"

Man hatte den Neger auf eine Bank, die in dem Hintergrunde der Veranda stand, gelegt und ein Schiffsarzt war mit vieler Sorgfalt um ihn beschäftigt.

„Zum Teufel mit dem Neger!" sagte der Seemann. „Wenn Du mein süßes Liebchen sein willst, kaufe ich Dir ein ganzes Dutzend solcher Kerle. Habe ihn erschlagen. Sollte aber nicht so arg werden. Kann ich dafür, daß er eine Hirnschale hat wie Glas und ein loses Maul dazu?"

„Dafür erschlage ich Euch!" kreischte das Mulattenweib laut auf.

Der Seemann lachte: „Da muß ich auf meiner Hut sein, meine sehr schreckliche Senhora. Macht es nur fein gnädig mit mir, wenn es Euch gefällt. Ihr seht, ich zittere schon. Gehe zum Teufel mit Deinem Gesichterschneiden! Fürchte mich doch nicht vor Dir. Gieb mir lieber 'nen Kuß und mache einen Kreuzzug mit mir über See, damit Du auf andere Gedanken kommst."

Er machte neuerdings Miene, sie zu umarmen, aber sie stieß ihm die geballte Faust mit solcher Heftigkeit in's Gesicht, daß er erbleichend zurückwich.

Alle Anwesenden, welche es gesehen hatten, schrieen laut auf. Einige von ihnen, die dem rohen Gesellen diese Züchtigung gönnten, brachen in ein lautes Gelächter aus. Andere, die seine Wildheit kannten, wichen bestürzt zurück, oder verließen die Veranda. Alda blickte den zurücktaumelnden Seemann mit kalter Verachtung an. Dieser rief im hellen Zorn:

„Wir rechnen mitsammen ab. Verlaß Dich darauf."

Der Schiffsarzt, welcher sich bis dahin mit aller Sorgfalt um den Neger bemüht hatte, sprang auf und rief mit lauter Stimme:

„Er lebt!"

Dieses Wort verursachte eine unbeschreibliche Aufregung. „Der Neger lebt!“ schallte es von einem Ende der Posada zum andern, und weit über die Veranda hinaus. Von allen Seiten drängten sich Neugierige herzu, und der Wirth murmelte vor sich hin:

„Madre de Dios! Wäre es möglich, daß ich mich selbst so sehr betrogen hätte?“

Juan richtete sich mit Hülfe des Arztes langsam auf und sah verwundert um sich. Er begriff nicht, was vorging. Alda flog auf ihn zu, lachend und weinend, und ihn mit beiden Armen umschlingend, warf sie sich vor ihm in die Kniee:

„Gepriesen sei die heilige Mutter von Atocha. Ich zünde ihr drei geweihte Kerzen an und will alle Jahre an diesem Tage strenge fasten und Buße thun, daß ich Dich wieder habe, Juan.“

Jozé, der Wirth, war bedächtig mit sich zu Rathe gegangen und trat an den Tisch des Seemanns:

„Die Lage der Dinge hat sich verändert, Senhor Capitano, also verändert sich auch unser Geschäft. Ihr habt mir den todten Neger bezahlt. Nun aber ist er wieder lebendig geworden, wofür der heilige Franziscus gebenedeiet sei, weil er die Sünde des Todtschlagens

von Euch nimmt. Ich gebe Euch also Euer Geld zurück und der Neger bleibt mein."

Der Seemann schlug eine helle Lache auf und sagte dann kalt:

„Der Neger ist mein."

„Ihr werdet ein Einsehen haben, Senhor Capitano, mein sehr gebietender und mächtiger Herr. Bedenkt, daß ich ein armer Schankwirth bin und daß zwischen fünfzig Lisboninen und tausend Pataca's ein großer Unterschied ist. Ihr seid ein Imperador der Großmuth, ein Caballero sonder Gleichen, der einen armen Mann nicht vollends an den Bettelstab kommen läßt."

Der Seemann kümmerte sich wenig um das Jammern des Wirthes, sondern sprach, auf den Neger deutend:

„Er sagte, daß ich taumele, wenn ich auf festem Boden gehe; jetzt soll er sehen, daß ich selbst auf schwankendem Boden mit festen Schritten gehen kann. An Bord mit Dir, Du schwarzer Hund! Zwischen meinen Decksplanken sollst Du schon zur Besinnung kommen."

„Ihr sollt Juan nicht mit Euch fortschleppen," sagte die Mulattin, sich erhebend. „Nimmer sollt Ihr es."

Bei der Stimme des Weibes kam die Erinnerung

an die erlittene Schmach mit verstärkter Gewalt zurück und Alonso sagte:

„Dir und allen Andern zum Trotz soll er fort."

„Ich will Euch die tausend Pataca's geben, die ich früher dem Jozé geboten habe, Senhor Capitano," sagte Alda, sich zur Demuth zwingend. „Achthundert jetzt gleich und zweihundert binnen wenigen Tagen. Habt Erbarmen mit einer Frau."

„Erbarmen mit einer Frau!" wiederholte er spottend; „mit einer Frau...."

Er unterbrach sich. Die Röthe des Zornes brannte auf seiner Stirn:

„Alle Teufel der Hölle sollen mich zwicken mein Leben lang, wenn ich das vergesse. Der Kerl bleibt mein und es müßte schlecht zugehen, wenn ich das nicht einbrächte, was er und Ihr mir gethan habt."

Eine Schaluppe, die aus der Bai herangerudert kam, legte unter der Veranda an. Der Capitain stieß in seine silberne Pfeife und bald darauf schwangen sich vier Matrosen über die Galerie.

„Nehmt diesen Schwarzen mit Euch an Bord. Ich habe ihn zu Euerer Kurzweil gekauft."

Alda warf sich den Matrosen in den Weg. Umsonst. Juan ward von ihnen gepackt und über die Ga-

lerie der Veranda weg in das Boot geschleppt. Die Mulattin drängte nach und wollte ihnen in das Boot folgen. Die Matrosen stießen sie zurück und fuhren unter rohem Gelächter davon.

Die Gäste zerstreuten sich. Es wurde ihnen in dieser Umgebung unheimlich. Der Seemann blieb ruhig bei seiner Flasche.

Alda stierte dem Boote nach, das ihren Geliebten entführte. Als sie es nicht mehr erblicken konnte, fiel ihr blitzendes Auge auf den Capitain und vor Wuth aufkreischend schrie sie ihm zu:

„Das soll Euch vergolten werden."

Nach diesen Worten war sie verschwunden.

Alonso, der allein zurückblieb, lachte laut auf. Er hatte nicht in das blitzende Auge der Mulattin gesehen. Wem ein solcher Blick tief in das Herz gedrungen ist, der lacht nicht wieder.

II.

Eine Woche war seit jenem Tage verstrichen. Der „Ecuador", des Dom Alonso schnell segelndes Briggschiff, hatte die Bucht des Eilandes verlassen und Alle, die längs dem Strande derselben wohnten, athmeten leicht auf. Die Nähe dieses unheimlichen Gesellen, den Jeder kannte und von dem Keiner das Rechte wußte, lastete wie ein Alp. Jeder fürchtete ihn und hatte doch nicht die Kraft, vor ihm zu flüchten.

Als die Brigg von dannen segelte, stand Alda händeringend am Strande. Bis zum letzten Augenblicke harrte sie der Rückkehr Juan's. Als der zierliche Rumpf hinter den Felsen verschwand, warf sie sich auf die Erde und überließ sich den Ausbrüchen der wildesten Verzweiflung. Die Umstehenden wollten sie trösten, aber sie wies sie von sich und gab sich nur noch rücksichtsloser ihrem Schmerze hin. Die Leute entfernten sich kopfschüttelnd. Alda blieb allein.

Erst am andern Morgen verließ sie den Strand. Aber von der heftigen Erregung war jede Spur verschwunden. Ihre Augen blickten düster vor sich hin. Unbeweglich waren ihre Züge.

Meister Jozé, der auf seiner Veranda stand und der Gäste harrte, die ihren Frühtrunk bei ihm zu nehmen gewohnt waren, rief der Vorübergehenden zu:

„Ei Senhora! Wohin seid Ihr denn bei so früher Tageszeit gewesen und wie kommt es, daß man Euch außerhalb Eurer Pflanzung sieht?"

„Ich will von keiner Pflanzung mehr etwas wissen," entgegnete Alda kalt und wollte vorüber.

„Heiliger Franziscus!" rief der Wirth überrascht. „Ihr geht doch nicht mit dem Gedanken um, Euch eines Kleinodes zu berauben, das der Stolz unseres kleinen Eilandes ist?"

„Wißt Ihr einen Käufer?" fragte Alda hastig und blieb stehen.

„Wartet doch einen Augenblick!" rief Jozé und eilte der Treppe zu. Aber bald kam ihm der Gedanke, daß man, im vollen Eifer, Andere zu betrügen, sich oft selbst am ersten betrügt und bedächtig zu der Mulattin tretend, sagte er ruhig:

„Im Grunde habt Ihr so Unrecht nicht. Von

außen sieht sich Euere Pflanzung recht schön an. Aber sie ist doch schwer zu bewirthschaften. Es ruhen mancherlei Lasten darauf und ich glaube, daß viele Jahre verstreichen mußten, bevor Ihr sagen konntet, daß Ihr ohne Schaden davon kamt."

„Ich weiß es nicht mehr!" murmelte die Mulattin vor sich hin.

„Ja, ja, es wird so sein, wie ich sage," fuhr der Wirth fort. „Bei alledem bin ich ein guter Christ, — die heilige Mutter weiß es und dem braven Pater wiederhole ich es alle Tage. Gute Christen sollen einander beistehen. Vielleicht gelingt es mir, Euch einen Käufer zu verschaffen. Ruht einen Augenblick aus, und nehmt einen kühlenden Limonientrunk zu Euch."

Jozé führte die Mulattin in sein Haus. Als sie dasselbe nach einer Stunde wieder verließ, ging der Wirth sehr erregt in seinem Gemache auf und ab und sich vergnügt die Hände reibend, sagte er:

„Dreitausend Quadrupel für tausend! Eine solche Pflanzung für einen solchen Spottpreis zu verkaufen. Das Weib ist ganz und gar des Teufels. Mit dem Neger hat sie auch den Verstand verloren, sonst hätte sie einen solchen Schatz nicht für tausend Quadrupel verschleudert. Da es aber einmal sein sollte, gönne ich

ihn mir lieber als einem Andern und hoffe, daß ich manchen schönen Tag in Frieden darauf zubringen werde, sobald ich irgend einem Narren diese baufällige Posada aufgeschwatzt habe.

Nach dreien Tagen, als jede Formalität erfüllt und der Kaufpreis baar ausgezahlt war, ging Jozé hinaus, um zu sehen, ob Alda ihm bald den Platz vollends räumen werde. Er war nicht wenig erstaunt, als ein zurückgebliebener Neger ihm versicherte, die Senhora habe gestern Abend nicht blos die Pflanzung, sondern auch das Eiland verlassen und werde niemals dahin zurückkehren.

Es war eines jener scharfgekanteten, langgestreckten Fahrzeuge, wie sie an jenen Küsten unabläßig auf- und ab kreuzen, an dessen Bord Frau Alda sich befand. Die Masten hingen nach hinten über und die nach oben spitz zulaufenden Segel waren hart an den Wind geholt. Während der Reise saß sie still und hatte kein Wort für alle die höflichen Reden des Senhor Capitano, der Alles anwendete, um die Aufmerksamkeit seiner schönen Reisegefährtin auf sich zu ziehen. Als das Schiff vor Belèm ankerte, eilte sie dem Lande zu und verlor sich in den engen Gassen dieses stolzen Bischofsitzes so rasch, daß der Capitain, der ihr folgte, um vielleicht

auf dem festen Boden zu gewinnen, was ihm auf der See versagt blieb, sofort ihre Spur verlor, und nicht wieder aufzufinden vermochte.

Die Ebene von Paro und Rio-Negro ist die fruchtbarste, aber zugleich die ungesundeste von ganz Brasilien. Belèm, die gebenedeiete Stadt, empfängt die Schätze der Ebene in ihren Mauern, ihre Segnungen und ihre Gifte. Und verschieden, buntschillernd wie ihre Erzeugnisse, sind die Menschen, die mit diesen Erzeugnissen Handel treiben. Stolze, übermächtige Handelsherren, die auf Jeden der ein Tausend Conto's Rees weniger hat, mit stiller Verachtung herabsehen; aber im Handel selbst streng, rechtlich, zuverlässig und gewissenhaft sind und ihrer Standesehre nicht um eines Strohhalms Breite zu nahe treten. Und wieder andere Handelsherren giebt es; bescheidene, ja demüthige Männer. Ein abgeschabtes Kleid bedeckt den welken Körper. Vor Jedem, der ihnen nur für eines Vintems Werth abkauft, bücken sie sich bis zur Erde und wünschen ihm viele tausend Jahre des Heils. Aber mit diesen Heilsworten auf den Lippen schinden sie den unerfahrenen Kunden, wie sie können und wissen; sie verschachern Blei für Gold und setzen den Frieden der Seele daran, wenn es gilt den eigenen Säckel zu füllen.

Dort ist Einer von ihnen. Er geht quer über den Markt und spricht mit einem jungen Mulatten. Dieser hat den leichten Strohhut keck auf ein Ohr gedrückt und den rothen Gürtel, der die luftige, hellfarbige Tracht malerisch zusammen hält, mit silbernen Zierrathen geschmückt. Der Handelsherr neigt sich vor dem jungen Mann und spricht schmeichelnd:

„Möget Ihr viele Tausend Jahre leben. Was seid Ihr für'n prächtiger Bursche. Madre de Dios! Wäre ich mit Töchtern gesegnet, ich müßte fürchten, Euch in mein Haus treten zu sehen."

„Schwatzt nicht solches einfältiges Zeug," entgegnete Jener unwillig, „und sagt mir jetzt gleich, ob noch immer keine Nachricht von Senhor Alonso und seiner Brigg eingegangen ist?"

„Senhor Alonso — der heilige Franciscus segne ihn! — ist ein tüchtiger Seemann und darum glaube ich auch, daß er in dreien Tagen hier sein wird, trotz der vielen Stürme, die in der letzten Zeit gewüthet haben. Der Senhor ist nicht nur ein guter Schiffer, er ist auch ein umsichtiger Kaufmann, der manche wagehalsige Geschäfte gemacht hat, von denen schon ein einziges — —"

„Hinreichend ist, ihn an den Galgen zu bringen!"

unterbrach der Mulatte den Kaufmann, der erschreckt zurück prallte:

„Verhüten alle Heiligen, daß dies Wort, welches ich nimmer aussprechen möchte, wahr werde. Ich wollte sagen, daß eines solcher Geschäfte hinreichend gewesen wäre, eine Million zusammen zu schlagen, wenn der Capitain Sinn hätte für den Werth des Goldes. Möge er lange unter uns wandeln, denn ich weiß nicht, wer unsere Waaren zur See verschiffen soll, wenn wir ihn nicht mehr haben."

„Ich!" sagte der Mulatte. „Habe ich Euch nicht den Beweis gegeben, daß ich auch kühne Projekte ersinnen kann?"

„Das thatet Ihr!" rief der Kaufmann, noch ganz von Bewunderung erfüllt. „Kenne nicht nocheinen jungen Mann, der so etwas zu ersinnen im Stande wäre. Aber der Streich ist gefährlich und Alonso kann bei dem Sturze das Genick brechen."

„Dann wird er ein schweigsamer Mann," entgegnete der Mulatte kalt. „Und das muß Euch doch vor allen Dingen genehm sein, weil Ihr stets behauptet, der Alonso wisse viel und könne durch unzeitiges Schwatzen großes Unheil anrichten. Darum mag sich die Douane ...."

„Schweigt doch nur von Douane," sagte der Kauf-

mann, unwillkührlich zitternd. „Wer weiß, ob nicht einer ihrer Helferhelfer zwischen uns Beiden steht, denn dieses Volk macht sich am hellen Tage unsichtbar.“

„Für dieses Mal bleibt Euer Kopf noch aus der Schlinge,“ entgegnete der Mulatte lachend, „und nur der meinige ist in Gefahr. Die Waaren sind doch ganz so beschaffen, wie ich sie bestellte und bezahlte?“

„Ganz und gar!“ sagte Jener rasch und zwickerte mit den Augen. „Sie stehen in meinen Packräumen bereit.“

„Alle Papiere sind ausgefertigt nach der Form und lauten auf den Namen des Capitano Don Alonso, als Eigenthümer?“

„So ist es mein wackrer Senhor. Euere Quadrupel — schöne, vollwichtige Stücke — haben eine wunderbare Zugkraft entwickelt. Das Volk hat nie so lange bei der Arbeit ausgedauert.“

„Das Volk, welches Ihr zur Hand habt, scheint nur seinen Eifer zu verdoppeln, wenn es wittert, daß es einem Nebenmenschen an den Hals gehen soll. Und die Assecuranz? Ist sie gezeichnet? So hoch gezeichnet, wie ich es Euch geheißen?“

„Fünfach!“ betheuerte der Kaufmann.

„Nicht genug. Steigert sie. Zahlt auch bei andern

Assecuranzen die Prämien ein. Gebt, was sie fordern, aber verdoppelt den Betrag."

„Ihr seid ein wahrer Teufel. Wollt Ihr mit Gewalt bei lebendigen Leibe zur Hölle fahren?"

„Was erschreckt Ihr, Mann?"

„Still, Ihr brauner Satan. Seht Ihr nicht den verdächtigen Gesellen, der dort längs dem Gemäuer schleicht? Mag er sich noch so fest in seinen Mantel hüllen, ich weiß doch, daß es Einer der Douane ist. Und noch dazu einer ihrer schlauften Gesellen. Hierher, junger Mann! Hierher."

Der Kaufmann hatte den Mulatten unter den Arm gefaßt und zog ihn mit sich fort, so eilig, als ob das Leben an dem Verlust einer einzigen Minute hinge.

„Ich will nach Hause gehen. Wenn Ihr noch etwas zu fragen habt, folgt mir dahin. Hier spreche ich keine Silbe mehr. Behüte Euch die allerheiligste Jungfrau, und der fromme Bischof, der die sündigen Bewohner seiner Residenz täglich mit seinen kräftigsten Gebeten segnet. Gehe es Euch wohl, junger Mann und sobald der Capitain angekommen ist, sollt Ihr Nachricht haben."

Er entfernte sich schnell und ohne sich umzusehen, gefolgt von dem lauten Gelächter des Mulatten.

III.

Die See ging hoch. Auf den schäumenden Spitzen der Wellen tanzte der „Ecuador."

„Verdammt dieser contraire Wind!" grollte Alonso mit dem Fuße stampfend." Wenn er noch einige Tage länger anhält, fischt mir das hungrige Gesindel die fettesten Bissen vor dem Munde weg und ich habe das leere Nachsehen."

Sein erster Offizier suchte ihn zu beruhigen. Aber Alonso hörte nicht, sondern rief:

„Ihr wißt nichts, als klug zu schwatzen. Aber wenn Ihr mit dem Vordersteven auf einer Sandbank sitzt, wißt Ihr Euern Kiel nicht wieder los zu flotten. Dafür spukt allerlei tolles Zeug in Euerm Hirn. Sagtet Ihr es nicht gestern und sagt es heute wieder: Es hat uns Jemand an Bord einen Spuk gemacht?"

Der Offizier des „Ecuador" blickte furchtsam vor sich hin. Etwas Aberglauben schläft stets in der Brust

auch des vorurtheilsfreiſten Seemannes. Das zuſammengelaufene Volk, das am Bord jener zweideutigen Schiffe hauſt, die bald Kaper, bald Schmuggler, bald keines oder Beides zugleich ſind, iſt ein ſeltſames Gemiſch von Tollkühnheit, Schwäche, Grauſamkeit und alberner Geſpenſterfurcht. Auf der Spitze jeder Raanok tänzelt eine in der Angſt ihm ſichtbar werdende Geſtalt und wenn in heller Mondnacht die dunklen Reffzeiſings auf den blendend weißen Segeln ringeln, ſcheint es ihm ein böſes Gewürm das ſein Gift aushauchend, auf ihn hernieder ſchießt. Der Offizier warf einen Blick auf die Mannſchaft, die über das Deck hin verſtreut war, und ſagte:

„Haben ſeit der vorigen Reiſe einen Kerl am Bord, mit einem unverſchämt langen Bart — da lehnt er am Backbords-Beeting. Iſt ein Schwede, oder Norrmann, oder ſo etwas dergleichen. Norrland iſt die Welt des Eiſes, wißt Ihr, wo die See zu Stein wird und wo ſtatt der Bäume nur fingerlange Halme aus dem Boden ſprießen. Dort giebt's Wettermacher. Könnte der Burſche da nicht ein ſolcher Wettermacher ſein? Hat eine rothe Mütze auf dem Kopf, die er ſelbſt in der Hängematte nicht herunter thut. Vielleicht ſteckt der Hexenkram darin. Wenn man ihm die rothe Mütze vom Kopf nehmen und ſie über Bord werfen könnte."

„Verrücktheit."

„Was wißt Ihr? Es giebt Dinge — Talisman nennen sie's — die ihre Kraft verlieren, sobald sie ein Dritter berührt. Ich will es wagen."

Der Offizier ging bis an die Ankerspille und warf den Blick aufwärts, als ob er nach dem Takelwerk sähe. Der Normann rührte sich nicht. Endlich glaubte der Offizier den rechten Augenblick gekommen und streckte die Hand nach der Mütze aus, als plötzlich der Sturm sich heftiger aufgab und die Brigg seitwärts warf. Bleich, mit schlotternden Knieen kehrte er unverrichteter Sache auf das Halbdeck zurück.

Dort hatte Alonso einen Neger zu Boden geworfen und den Fuß auf dessen Nacken gesetzt. Es war Juan. Die Augen des Capitains funkelten und den Schwarzen von sich stoßend, schrie er:

„Ich schlage Dich todt."

„Schlagen zu!" sagte Juan, der keine Stunde vor den Mißhandlungen seines Peinigers sicher war. „Bitten um Tod. Tod Wohlthat sein."

„Wohlthat?" rief Alonso und es war, als ob der Teufel aus ihm herauslachte. „Ich Dir eine Wohlthat erweisen? Nein, Bursche! Du sollst leben, recht lange

leben, damit ich noch recht oft meinen Grimm auslassen kann."

„Das thun Ihr."

„Will's ohne Aufhören. Wenn mich Einer ärgert, oder mir etwas entwendet, oder mir sonst ein Leides anthut — Du sollst es büßen."

„Juan bald sterben."

„Sollst nicht. Ich will Dich mit Leckerbissen füttern, die neue Kraft geben und der weise Doktor zu Belèm soll für Dich Tränke brauen, die das Leben verlängern."

„Was haben Juan gethan?"

„Was Du gethan hast? Du bist schuld, daß das Gesindel in der Posada mich verspottet hat. Ein schmutziges Mulattenweib hat um Deinetwillen die Hand gegen mich erhoben. Ich vergesse keinen Schimpf am wenigsten diesen. Um mich für diese Schmach zu rächen, habe ich Dich mit mir geschleppt und keine Macht soll Dich mir entreißen."

„Warum arme Neger müssen verkauft werden? O Dios!" sagte Juan und streckte die Hand zum Himmel empor.

„Hollah!" rief Alonso. „Was ist das? Du lehnst Dich auf gegen die gesetzliche Ordnung der Dinge? Re-

bellion gegen das Bestehende? Und dazu hebst Du die Hand gegen mich auf? Hollah, Vorderdeck! Meuterei am Bord."

Alle strömten zusammen. Juan stand zitternd und wußte kein Wort hervorzubringen.

„Der Neger hat die Hand wider mich erhoben!" rief der Capitain dem Händeringenden zu. „Hätte er zufällig ein Messer darin gehabt, würde er es mir in den Bauch gejagt haben. Wie Du mir, so ich Dir. Wer hat das schärfste Messer?"

„Ich! Ich!" rief es im Kreise umher und die Messer blinkten hell.

Alonso wählte eines derselben aus. Es hatte eine scharfe Spitze und doppelte Schneide. Dem Eigner warf er ein Goldstück dafür hin und ließ den Neger nach dem großen Mast schleppen.

„Die Hand, welche rebellirt, wird an den Mast genagelt," rief Alonso mit starker Stimme und vollstreckte das Urtheil. „Wer den Neger vor Morgen nach Sonnen-Untergang losmacht, verfällt derselben Strafe. Auseinander!"

Die Matrosen zerstreuten sich nach allen Seiten, Jeder an sein Werk. Alonso beherrschte sein Volk mit eiserner Strenge. Juan mußte aufrecht stehen und wim-

merte vor Schmerz. Der Norrmann stand wieder regungslos an seinem früheren Platz und der Offizier schielte furchtsam nach der rothen Mütze desselben.

Nach einer Stunde wechselte das Wachtsvolk. Der Norrmann ging unter Deck. Als Alle schliefen, schlich der Offizier ihnen nach. Er musterte die verschiedenen Hängematten des Zwischendecks. Alles war still. Endlich erspähte er den Norrmann, dessen Mütze er um jeden Preis erbeuten wollte. Mit zögerndem Fuße und vorgebeugtem Kopfe nahte er sich. Unwillkührlich fuhr er zurück, als er die rothe Mütze nicht auf dem Kopfe des Matrosen sah. Dieser hatte sie im Schlafe verloren; sie lag unter der Hängematte am Boden. Unverrichteter Sache ging der Offizier in seine Kajüte zurück und konnte während der ganzen „Wacht zur Koje" kein Auge zuthun.

Als wieder zu Deck gepfiffen wurde, hatte der Sturm nachgelassen. Der Wind wehte aus einer andern Richtung und die Brigg steuerte mit vollen Segeln ihrer Bestimmung entgegen.

„Ich dachte es wohl," sagte der Offizier, der dem Capitain sein nächtliches Abentheuer erzählte. „Die rothe Mütze war weg und der Sturm ist vorbei. Diese Norrländer können das Wetter machen."

Alonso lachte. Und weil er sich eine andere Kurzweil ersonnen, befahl er, den Neger von dem Platze am Maste zu erlösen. Juan sank ohnmächtig zusammen.

Am andern Morgen erreichte der „Ecuador" die Rhede von Belèm. Der Anker hatte kaum Grund gefaßt, als schon ein Canot der Brigg seitlängs legte. Es trug den Kaufmann, der mit dem Mulatten das saubere Geschäft verabredete, welches Alonso ihnen zu Ende führen sollte. Mit süßen Schmeichelworten begrüßte er den Seemann. Er sei voll Freuden, ihn nach einer so langen gefahrvollen Reise glücklich wieder zu sehen und pries die Mutter Gottes, sammt allen Heiligen, daß er gerade jetzt gekommen sei, denn er könne ihm ein Geschäft vorschlagen, welches auszuführen Niemand geschickter sei, als der Capitano Alonso, weshalb er es auch diesem vor allen Andern gönne.

„Bin ich nicht zehn Jahre von Belèm entfernt gewesen?" fragte Alonso querein.

„Nicht also, werther Senhor," entgegnete der Kaufmann verblüfft. „Es sind noch nicht zehn Monate. Wie kommt Euer Gnaden zu solcher Frage?"

„Weil Ihr durch Eure Worte kundgebt, daß Ihr geistesschwach geworden seid, und das kann nur das Alter verschulden. Solche gefüllte Goldsäcke mit einer

Hast vor mir hingeworfen, als sei es schmutzige Kupfermünze und sich dann noch bei der Mutter Gottes und allen Heiligen zu bedanken, wenn ich mich darnach bücke? Was ist das anders, als ein großartiger Betrug, den Ihr mit mir vorhabt? Aber, gebt Acht, ich werde Euch diesen Kitzel vertreiben."

Der Kaufmann bekreuzte sich und sagte mit erheuchelter Demuth:

„Wie mögt Ihr doch so geringe von einem Manne denken, der Euch von Kindesbeinen an kennt und ohne ein Prahler zu sein, sagen darf, er habe Euch manchen guten Dienst geleistet. Das ist nicht schön, Senhor Capitano, und wenn Ihr mein Anerbieten verschmäht, noch ehe Ihr ein Wort davon hörtet, finde ich Zehn für Einen, die beide Hände darnach ausstrecken. Lebt meinetwegen tausend Jahre, mich sollt Ihr in keinem derselben wiedersehen."

Er stand trotzig auf und wollte die Kajüte verlassen. Der schlaue Fuchs kannte seinen Mann. Mit vollen Händen warf Alonso sein Geld weg; aber wenn der Säckel leer war, griff er mit fabelhafter Gier nach jedem neuen Schimmer, nur um ihn wieder wegzuwerfen. Er hielt den Kaufmann zurück, machte einige plumpe Scherze, kargte nicht mit dem feurigen spanischen Wein

und endete mit der Erklärung, er werde Alles thun, was man von ihm fordere, wenn der Lohn darnach wäre.

„Nun sprecht Ihr wie ein ächter Caballero, dem ein gewissenhafter Mann sein Hab und Gut mit Zuversicht übergeben kann," nahm der Kaufmann das Wort und legte vertraulich seine Hand auf den Arm des Seemanns. „Es geht in der bisherigen Weise nicht mehr fort. Das Contrebandiren ist ein mißliches Geschäft geworden, seit diese Zollwächter — denke doch, man kann in Eurer Kajüte ohne Zittern von diesem Gesindel sprechen? — alle Freiheit unterdrücken und den wahren Handel vollends zu Schanden machen. Es müssen andere Bahnen gefunden werden. Habe eine solche entdeckt, Senhor Capitano, und wir wollen sie gemeinschaftlich betreten."

„Und den Hals darauf brechen."

„Denke nicht, höchstens Seewasser schlucken und das wird ein so gescheuter Seemann, als Ihr seid, schon zu verhüten wissen. Aber ich glaube, daß ich Euch nicht ganz klar bin und aus eignem Antriebe darf ich Euch nichts mehr sagen. Bin in dieser Angelegenheit nur Commissionair. Ist es Euch genehm, mir in mein geringes Haus zu folgen, werde ich Euch eine Person vorstellen, der Ihr Euer unbedingtes Zutraun schenken

und deren Zusicherungen Ihr blindlings glauben könnt. Ich leiste Bürgschaft."

„Eine saubere Bürgschaft!" lachte der Seemann, nach dem Hute greifend. „Wollen uns das Wunderthier ansehen. „Hollah, Boot zu Land!"

Nach einer Stunde saßen in dem Hause des Kaufmannes dieser und der Capitain mit dem jungen Mulatten in einem abgelegenen Stübchen um einen Tisch, auf welchem eine Bowle starken Punsches gestellt war. Dom Alonso, der glorioſe Capitano, begann allgemach die Wirkungen desſelben zu spüren, denn seine Augen stierten die Andern an und dunkle Röthe deckte sein Gesicht, während die Zunge ihm den Dienst allmählich zu versagen begann:

„Gut das. Hört, Ihr alter Gauner. Selbst taugt Ihr nichts, aber Euer Punsch ist gut. — Stoßt an! — Und Ihr auch, Ihr — Ha! Wie heißt Ihr doch?"

„Francesco Aldoz, wie ich Euch bereits zwei Mal sagte!" antwortete der Mulatte.

„Ja, ja, Francesco Aldoz. Thut mir doch Bescheid, He? Wollt Ihr nicht?"

„Ihr habt gehört, daß ich ein Gelübde gethan habe, vier Wochen lang, Wasser ausgenommen, keinen Tropfen zu trinken."

„Ist'n dummes Gelübde," sagte der Seemann lallend, „mit aller sonstigen Achtung vor respektablen Gelübden. In meiner Gesellschaft müßt Ihr trinken lernen, viel trinken, sonst — — "

Seine Gedanken nahmen plötzlich eine andere Wendung. Er lachte in sich hinein und sagte, sich schüttelnd:

„Werden teufelsmäßige Augen machen, wenn sie eine fünffache Assecuranz zahlen müssen. Fünf und nochmals fünf. Aber zahlen sollen sie und — Ha! Ha! Ha! Tolles Werk!"

Der Kaufmann stand auf und hielt ihm erschrocken den Mund zu:

„Wollt Ihr dies unbedachte Geschwätz lassen! Wände haben Ohren! sagt das Sprichwort. Nehmt vielmehr alle Eure Gedanken zusammen und laßt uns das Geschäft zum völligen Abschluß bringen. Sagt rund und nett, ob Ihr den Vertrag annehmt, wie wir ihn Euch vorgelegt?"

Der Seemann raffte sich auf. Er schien einen Augenblick nachzusinnen und sagte dann:

„Nehme ihn an."

„Dann ist nichts weiter zu thun," sagte der Mulatte rasch, „als denselben zu unterschreiben. Seid Ihr dazu bereit, Senhor?"

„Bin es!“ sagte der Seemann sich erhebend und ging dem Schreibtische zu, wo er blindlings Alles unterzeichnete, was der Kaufmann ihm mit grinsender Geschäftigkeit vorlegte. Als es geschehen war, sagte der Mulatte:

„Morgen beginnen wir zu laden und in acht Tagen seid Ihr in See.“

„In acht Tagen in See,“ wiederholte der Capitain „und in vier Wochen auf dem Trocknen.“

Er lachte laut auf und wieder zu dem Credenztische zurückkehrend, sagte er:

„Nicht in vier Wochen auf dem Trocknen, sondern jetzt. Trocken wie eine Austerschaale auf Dünensand, sage ich Euch. Darum will ich mich flotten.“

Er griff nach dem vollen Glase und leerte es in einem Zuge.

„Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen,“ sprach Francesco Aldoz. „Und da Ihr Euch so bereit finden ließet, uns zu Willen zu sein, werde ich ein Gleiches thun und Euch noch eins von den Liedern von vorhin singen. Hört aufmerksam zu, Senhor Capitano und wenn Ihr könnt, stimmt mit ein.“

Der Mulatte begann ein wildes Lied. Alonso jauchzte vor Vergnügen und versuchte mitzusingen. Als

ihm das nicht gelingen wollte, trank er Glas um Glas mit heftiger Gier und noch waren die letzten Töne des Liedes nicht verklungen, als der Capitain auf seinem Sessel in sich zusammenfiel und in einen tiefen Schlaf sank.

Der Mulatte sah ihn mit dem Blicke des tiefsten Hasses an, dann sagte er zu dem Kaufmanne gewendet:

„Ihr sorgt dafür, daß er völlig nüchtern ist, bevor er das Haus verläßt. Schickt ihn geradesweges an Bord. In einer Woche muß Alles vorüber sein."

Er ging.

Alonso erwachte erst gegen Morgen des andern Tages auf einem Ruhebette, wohin die Diener des Kaufmanns ihn getragen. Er konnte sich nur allmählich besinnen, was am Tage vorher mit ihm geschehen war und erst nach vielem Fluchen und Wettern kehrte er an Bord seines Schiffes zurück, um Alles zur Aufnahme der Ladung vorzubereiten, deren erste Stücke noch im Laufe desselben Vormittags eintreffen sollten.

Als Alonso den Hafendamm erreichte, glaubte er seinen Neger Juan zu sehen, der mit dem jungen Mulatten im lebhaften Gespräche begriffen, vor ihm herging. Er beschleunigte seine Schritte und verfolgte sie durch mehrere winkliche Gassen, bis er ihre Spur verlor, die er vergebens wieder aufzufinden versuchte. Er ward

endlich irre, ob es wirklich der Mulatte mit seinem Neger gewesen sei. Als er an Bord anlangte, ward er von seinem Irrthum überzeugt, denn Juan saß, zusammen gekauert, mit dem Rücken gegen den großen Mast, vergebens bemüht, ein Pack verworrener Platting, den ihm der Bootsmann hingeworfen hatte, zu klaren. Alonso begnügte sich damit, dem finster blickenden Neger einige Schimpfworte zuzurufen und tauchte in seine Kajüte hinab, um den noch nicht ganz verflogenen Rausch vollends auszuschlafen.

Als es dunkelte, und auf allen Schiffen im Hafen die Stunde der Ruhe eingetreten war, kletterte an dem Vordersteven „des Ecuador" eine dunkle Gestalt niederwärts. Sie ließ sich still in's Wasser gleiten und schwamm zu Lande. Als sie den etwas abschüssigen Strand erreichte, trat ihr eine andere dunkle Gestalt entgegen. Es war Francesco Aldoz der Mulatte.

„Juan! Mein armer Juan! Hast Du Dich besonnen auf das, was ich Dir heute sagte? Willst Du meinem Winke folgen?"

„Ein Thier ist Juan geworden," sagte dieser dumpf grollend vor sich hin. „Weniger als Thier. Meine Hand verkrüppelt; mein Rücken unter schwerer Last gekrümmt. Mein Auge .... Auge brennt! Und alles das

leiden von einem Manne, dem Juan nichts gethan. Von ihm leiden das."

„Er soll es Dir abzahlen, dessen sei gewiß!" sprach der Mulatte. „Aber sage nur erst, daß Du endlich meinen Bitten nachgiebst."

„Juan nicht will."

„Ich bitte Dich! Ich befehle es Dir."

„Bin nicht Dein Sklave. Bin Sklave von Senhor Alonso," entgegnete der Neger mit stillem Grimm.

Er warf sich an die Brust des Mulatten und sagte krampfhaft schluchzend:

„Juan nicht fliehen darf. Juan muß bei ihm bleiben und ihn quälen, wie er Juan hat gequält. Als Alonso zum ersten Male am Bord mich hat geschlagen, habe ich geschworen, nicht zu weichen von ihm, bis er wimmernd vor mir auf dem Boden liegt und mein Fuß stehen auf seinem Nacken. Er soll fühlen armen Negers Fuß, der ist Eisen."

„Das sollst Du. Aber vorher sollst Du Dich seiner Grausamkeit entziehen. Ich kaufe Dich los."

„Wollen mich nicht verkaufen. Wollen behalten Juan, um ihn zu quälen. Haben es gesagt damals; sagen es noch. Er wollen das? Gut. Sollen behalten ihn."

„Und Alles, was wir uns sonst gelobt?“

„Ist vorbei. Bin immer gewesen ein armer Sklave. Aber Senhor Jozé ist nicht gewesen grausamer Hund. Senhor Jozé zufrieden, wenn Neger viel arbeiten und wenig essen. Ist nun anders. Seit Juan bei diesem weißen Teufel, Alles vorbei. Kann nicht werden froh und glücklich. Darf nicht nehmen Alda's Hand. Lieben Alda sehr. Lieben Alda mehr, als hassen Alonso. Ist ein schweres Wort. Aber bin ein Krüppel. Schau diese Hand. Denkend nur das, und Rache. Wollen nicht, daß Alda nehmen einen Mann, welcher hat zerfetzten Körper und verwirrten Geist. Wollen nicht.“

„Juan, Du bist fürchterlich.“

„Geben mir die Hand. Nicht um zu werden Mann und Frau. Zu werden Einer durch den Andern stark, um zu tödten — nein, um zu lassen leben Alonso, welcher uns hat leben lassen in Verzweiflung. Darauf die Hand. Halten fest die Hand. Gott sehen auf Dich und mich und auf ihn. Lebe wohl. Juan nicht wieder kommen zu Land, bis Alles sei vorüber. „Ecuador“ stechen in See. Juan gehen mit. Wissen, was wird geschehen. Haben gelernt eines Seemanns Werk und wollen zeigen, daß verstehen zu gebrauchen, was haben gelernt.“

Die Gestalten traten auseinander. Der Mulatte verschwand in dem Schatten des sich am Ufer hinziehenden Gebüsches. Der Neger warf sich in die über ihn zusammenschlagende Salzfluth.

IV.

Der „Ecuador“ schwamm wieder auf hoher See. Seine Ausrüstung war mit unheimlicher Geschäftigkeit betrieben. Die Ladung fand sich mit einer Schnelle beisammen, welche die Aufmerksamkeit und den Neid all der Schiffer erregte, die noch immer auf ihre Befrachtung warten mußten. Gerüchte dunkler Art verbreiteten sich schon in diesen Tagen nach allen Seiten hin, doch gelang es nicht, ihren Grund und ihren Ursprung zu enthüllen. Kaum war das letzte Gut am Bord, als die Luken wohl verschalkt und die Böte eingesetzt wurden. Das Segelsignal wurde auf dem Vortopp aufgehißt. Die Segel fielen von den Raaen; die Raaen stiegen an den Stengen empor und das Schiff flog die glitzernde Bahn entlang.

Während dieser ganzen Zeit war Senhor Dom Alonso rastlos auf den Beinen gewesen. Bald hier;

bald dort; im Comptoir und an der Börse; am Bord und in den stattlichen Schenken, womit die Strandstraßen der Seestädte im Süden wie im Norden gesegnet sind. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, die offne See zu gewinnen und als er draußen war, schien ihm die stärkste Brise noch zu schwach. Die Brigg wetteiferte mit der leichtbeschwingten Möwe an Schnelle; ihm war sie eine Schnecke, die sich träge über die sandige Fläche hinschiebt.

Er wiegte sich in seiner Hängematte unter dem Sonnenzelt und warf Orangen nach Juan's Kopf, die dieser ihm stets wieder bringen mußte, damit das Spiel nicht unterbrochen würde. Er zielte mit großer Geschicklichkeit und wenn der Neger sich niederduckte, ohne dem Wurfe zu entgehen, schlug er jedesmal ein lautes Gelächter auf. Juan kümmerte sich wenig darum, sondern brachte gehorsam die Orangen zurück, und streifte dabei auf jedem Gange, wie absichtslos, an dem Nachthause vorüber, wo die Compasse der hellschimmernden Lampe zur Seite standen. Er blickte die schwankenden Windrosen so aufmerksam an, als ob er dergleichen bis diese Stunde noch nicht gesehen und huschte doch so schnell daran vorüber, daß selbst der Mann am Steuer, der doch sein Auge stets darauf geheftet hielt, keinen Verdacht

schöpfte, sondern nur mit dem Kopfe schüttelte, daß der Wind, der so beständig gewesen, plötzlich aus einer andern Richtung zu wehen beginne.

„Der Wind schralt!“ sagte der Mann am Steuer laut. „Müssen die Raaen anbrassen.“

Wie ein Blitz fuhr der Capitain aus der Hängematte auf. Der Mann hatte die Wahrheit gesagt. Alle Hände waren in Bewegung und gleich darauf lag die Brigg scharf an den Wind.

Und wieder wechselte der Wind und wieder mußten andere Mannöver versucht werden. Er lief nach und nach um den halben Compas, aber der Capitain glaubte mit der günstigsten Brise zu fahren, denn es lag der rechte Cours an, so oft er sich dem Nachthause näherte. Er hatte die Eisenspähne nicht bemerkt, womit Juan die Magnete in Verwirrung gebracht, die nun dem „Ecuador“ den Weg genau nach demselben Orte zeigten, von welchem er erst kürzlich ausgelaufen war.

Das Volk lag auf einen Haufen zusammen gedrängt um die Vorderluke vor der Ankerspille. Der Himmel war in ein leichtes Regengrau gehüllt, damit kein Stern herabfunkle und die falsche Bahn verrathe, welche die Brigg verfolgte. Das Volk am Bord eines solchen Schiffes, das in jenen Tagen und in jenen Ge-

wässern, bald als Pirat, bald als Schmuggler von Küste zu Küste kreuzte, war bunt zusammen gewürfelt. Strandläufer, Schiffsdiebe und weggejagte Orlogsmatrosen, wie sie zuletzt auf einer Stelle sich Alle zusammen finden. Volk von allen Farben und Stämmen, deren Gewissen ein Sieb und deren Kehle ohne Boden ist. Christen, deren Brevier auf bunten Kartenblättern steht und die auf der Brust einen Rosenkranz von falschen Würfeln tragen. Liebeslustige, herzenskundige Dandies, auf deren Lippen sich jedes Liebeswort in eine Verwünschung und jeder Scherz in einen Fluch verwandelt. Keiner von allen Männern wußte genau, was auf diesem Kreuzzuge mit ihnen vorgehen sollte, aber sie ahnten irgend eine Teufelei und hielten dafür, daß Einer oder der Andere aus ihrer Mitte in das Vertrauen gezogen sei. Sie spähten nach dem unbekannten Schützling der Kajüte, vor dem sich das Vorderdeck besonders zu hüten hätte, um ihn für immer unschädlich zu machen. Darum kreiste die Kanne, welche bis zum obersten Rande gefüllt war mit betäubendem Grog, schneller als sonst, um die gefesselte Zunge zu lösen und eine kurze Zeit verstrich, als sie schon bis auf die Nagelprobe geleert war.

„Nochmals ein Maaß von demselben Stoff, Jack!" sagte ein hoch aufgeschossener Andalusier zu einem Sohne

Altenglands, der dünn und fadenscheinig, wie ein Endchen aufgerebbeltes Schiemannsgarn, sich längs einer der Bootsklammern hingeworfen hatte. „Du hast gewiß noch Vorrath in Deinem eignen Store und wenn nicht, gelangst Du doch überall hin, wo ein Lufthauch, oder ein Sonnenstäubchen keinen Raum mehr hat. Suche, mein Junge! Suche und finde."

„Nein!" entgegnete der Engländer sich verdrossen erhebend. „Habe keinen Tropfen mehr in meiner Macht und die Spalte, welche durch den Lattenverschlag des Zwischendecks in die Bullerei führte, hat der Steuermann aufgefunden und verspundet. Soll dafür hängen. Keinen Tropfen, Honnies und Cabaleros, so wahr ich zur Stunde noch nüchtern bin."

Er zog sich an seinen alten Platz zurück, schob die leere Kanne mit dem Fuße von sich und sich nach einer Pause an den Andalusier schmiegend, flüsterte er diesem in's Ohr:

„Ich weiß für uns etwas Anderes."

„Was weißt Du Anderes, Jack?" gab dieser eben so leise zurück. „Laßt es etwas Gutes sein."

„Sage, Du wolltest unter Deck und in die Hängematte. Wir brauchen keinen Dritten."

Nach diesen Worten verschwand Jack im Schatten

des Bootes und gleich darauf verließ auch der Andalusier, gähnend und sich streckend, von dem Spotte der halb trunkenen Schaar begleitet, das Zechgelag auf der Vorderluke.

Wo im dunklen Zwischendeck die steile Leiter in den Ladungraum führt, standen Beide neben einander. Jack hatte unter dem rothwollenen Hemde eine brennende Laterne verborgen, damit ihr Schimmer ihn nicht vorzeitig verrathe. Jetzt zog er sie hervor und leuchtete in den dunklen Raum:

„Komm mit!"

Beide stiegen hinab. Der Engländer leuchtete nach allen Seiten hin. Der Andalusier horchte. Jack sagte:

„Du siehst diese Ladung, die den Raum füllt von Kolswien bis zur oberen Balkenlage. Alles wohl gestaut. Vor allen Dingen die Reihe Fässer, die dort neben einander aufgeschichtet liegen. Wohlbekannte Rundbäuche, die einen ganz respektablen Inhalt versprechen."

Der Andalusier verschlang die Fässer mit den Augen.

„Kenne sie," sagte er lüstern. „Sind von den Rumpunchons, wie sie uns von den Antillen herüber kommen. Stoff genug für zwei Kehlen, um einen Kreuz-

zug auszuhalten, der 'ne Lebenszeit dauert. Zapfe, Jack, zapfe, und laß Deine Hand nicht lässig sein."

„Verstehe das Geschäft nicht," sagte Jack kalt· „Fehlt mir an Geschick und an Werkzeug. Rechnete dabei auf Dich. Darum habe ich Dir den Weg gezeigt den ich recht gut für mich allein behalten konnte."

„Hast Dich an den Rechten gewendet," sagte der Andalusier schmunzelnd. „Carracco! Soll mir Einer kommen, der den Spund eines Fasses vor mir verschlossen halten will. Möchte den Mann sehen, der es könnte. Rasch, mein Junge und leuchte, damit wir uns bald zu einem guten Tropfen verhelfen."

Er ging schnell auf das ihm am bequemsten liegende Faß zu und zog sein Handwerkszeug hervor. Jack bediente ihn mit der Laterne.

„So ist's gut," sagte der Andalusier, sich die Stirn trocknend. „Mein Werk ist gethan. Halte nun die Kanne unter und der braune Lebenssaft wird munter hervorquillen, so lange bis ich ihn banne."

Jack hielt die Kanne vor dem Bohrloch und ein dünner Strahl feinkörnigen Sandes rann aus dem Fasse in dieselbe hinein.

„Carracco! rief der Spanier und stierte das Seltsame an. „Was soll das bedeuten?"

„Ist kein Jamaica, wie Du siehst. Nicht einmal erbärmlicher, strohgelber Antigua, sondern ein Gesöff von ganz besonderer Sorte. Aber wir wollen uns weiter umsehen."

Beide gingen, Jack mit der Laterne voran, nach einem andern Theil des Raumes. Hier standen große Kisten genau vierkannt und aus glattem Holze sorgsam zusammen gefügt in langer Reihe auf und neben einander.

„Kennst Du solche Dinger?"

„Warum sollte ich nicht? Sind Platilla's darin. Platilla's und andere kostbare Linnen, wie sie aus Niederland, oder woher sonst, auf hier kommen. Hätte meine Finger oft zwischen den Spalten einer solchen Kiste haben können, wenn ich mir etwas Besonderes aus einem rechtschaffnen Hemde machte. Scheere mich aber den Teufel darum."

„Aber ich hätte große Lust," sagte der Engländer auf seinen zerfetzten Ueberwurf deutend. „Bin all zu miserabel herunter, Bruder Spanier und halte auf ein respecktables Ansehn. Und wenn Du eine Patilla's-kiste so behandeln weißt, wie ein Rumfaß . . ."

Der Andalusier ließ ihn nicht ausreden, sondern brachte ein stattliches Stemmeisen unter den Deckel und gleich darauf hob sich dieser geräuschlos von der Decke

ab. Wohlgefällig sein Meisterstück belächelnd griff er in die Kiste hinein, um den Wunsch seines Maaten zu befriedigen. Aber rasch als hätte er in ein Becken mit glühenden Kohlen gegriffen, fuhr er mit der Hand zurück, worin er einen Backstein hielt."

„Eine besondere Art von Leinen das," sagte der Engländer launig. „Recht dauerhaft und feuerfest. Läßt sich nur etwas unbequem zu Hemden verarbeiten.

„Diabolo, was bedeutet das?" fragte der Andalusier, der sich von seinem Staunen nicht erholen konnte.

„Das bedeutet, daß ein großartiges Spitzbubenwerk im Gange ist, dessen Gefahren wir tragen, aber dessen Vortheile dieser Hund von Capitano allein verschlucken will. I'll be damn'd, wenn ihm das gelingen soll."

„Wann hast Du diese Entdeckung gemacht und wie?" fragte hastig der Spanier.

„Du sagtest recht vorhin. Der Aal schlüpft überall durch, wenn der Wallfisch draußen bleiben muß. Schlich hierher, um Neues zu sehen, denn alle Tage dasselbe, langweilte mich. So kam ich hinter ihre Schliche. Sage Dir, sind großartige Teufeleien im Werke. Bleibt aber unter uns. Für Zwei fällt stets ein guter Bissen ab. Wissen es aber erst Alle, schlagen sie sich die Köpfe

blutig und es bekommt Keiner etwas. Hollah! Was ist das?"

Die Brigg holte scharf über. Der Wind hatte sich mit einem Male aufgegeben und verfing sich in den Segeln.

„Ist die Wolke, die ich schon vor einer Stunde auftauchen sah. Kenne die Dinger. Wird ein schweres Wetter geben. Hörst, wie sie schreien und scharwerken? Sollen wir nicht nach oben?"

„Jetzt nicht," antwortete der Engländer, ihn zurückhaltend. „Würden sonst verrathen, woher wir kommen. Halte Dich still und sinne nach, wie wir für uns benutzen, was wir gefunden."

„Kann es noch nicht spitz kriegen," sagte der Spanier sinnend. „Steckt so viele Spitzbüberei in diesem Capitano, daß man ihn nicht auslernt, wäre man auch ein Menschenalter bei ihm — — He, Jack, wie ist's? Hast nichts gesehen?"

Diese letzten Worte sprach der Spanier leise und mit zitternder Stimme, indem er nach einem Winkel deutete, wohin die Laterne einen trüben Schein warf.

Der Engländer sah scharf nach der bezeichneten Stelle, wo eben jetzt ein dunkler Schatten sich zu regen schien. Der Spanier, der diesem Schatten mit stierem

Blicke folgte, sank in die Kniee und sprach, sich eifrig bekreuzend:

„Ora pro nobis, sanctissima Virgena! Banne, Du Allerheiligste, den Teufel, der seine Krallen nach uns ausstreckt. O Sanct Franciscus, Sanct Antonius, Sanct Benedict, Sanct Martin, helft mir armen, geschlagenen Mann. Er streckte seine glühende Zunge aus und drohte mit seinen Krallen."

„Spanier, Du bist ein Narr!" sagte Jack, duckte nieder und glitt unhörbar über den Boden hin. Dann sprang er plötzlich auf und einen Neger, der ihm entgegen kam, aufhaltend, rief er:

„Was willst Du hier?"

Bei dem Anblick eines Wesens von Fleisch und Bein gewann der Andalusier augenblicklich seinen ganzen Muth wieder. Mit gezogenem Messer flog er dem Kampfplatze zu. Der Neger hatte sich von Jack losgemacht und dieser sagte:

„Ist der Juan. Des Capitano Hund und sein geschworner Feind. Der verräth uns nicht."

Der Andalusier steckte das Messer wieder in den Gürtel und fragte mürrisch:

„Was thust Du hier zur nachtschlafenden Zeit? Hast etwa Lust zu einem herzhaften Schluck?"

„Juan nicht trinken Sand!“ antwortete dieser gelassen.

„Der weiß es auch schon. Satan von einem Schwarzen. Weißt etwa auch, aus welchem Stoffe die feinen Platilla's gemacht sind?“

„Wissen.“

„Bist 'n weiser Bursch. Vielleicht hast Du auch erfahren, warum dies Alles so ist?“

„Stranden zur Nacht!“ antwortete der Neger pflegmatisch.

„Stranden? Heute Nacht?“ Die beiden Seeleute waren zum Tode erschrocken.

„Hören den Sturm?“ fuhr Juan fort. „Sturm kommen zur rechten Zeit für Senhor Capitano. „Ecuador“ rennen auf Klippen. Viel Klippen vor Belèm.“

„Vor Belèm? Dem Orte, den wir vor vierzehn Tagen verlassen haben? Wollen den Neger in Ketten und Banden legen. Er ist toll geworden.“

„Ihr toll sein. Ihr, alte, spanische Mann und dieser Jack. Seien Seevolk von Kind an und können nicht sehen, was geschehen am Bord. Bin nur wenige Zeit Matrose; kriegen Fußstöße und Peitsche. Keiner geben sich ab mit Juan. Keiner lehren ihn Seewesen

kennen. Und wissen doch. Sage Euch nochmals, der „Ecuador" stranden zur Nacht."

Der Sturm nahm überhand. Der Lärmen auf dem Verdeck steigerte sich mit der Minute.

„So laß uns retten, was zu retten ist!" rief der Spanier. „Sollen um eines Schurken willen so viele gute Christen in den Abgrund? Zu Deck!"

„Bleiben!" sagte Juan befehlend und hielt den Spanier auf. „Mir Capitano überlassen, wann Schiff rennen auf. Wir Drei bleiben beisammen."

„Und was sollen wir zusammen?" fragte der Engländer.

„Achten auf Heckjolle!" sagte der Neger.

„Ein kostbares Ding eine aus dünnen Brettern zusammengeschlagene Heckjolle, wenn die stürmende See um steinerne Klippen raset."

„Nicht dünne Bretter," sagte Juan. „Capitano's Lieblingsboot, sicher und fest. Darum achten auf Heckjolle."

„Demonio!" rief der Andalusier. „Was willst Du mit dem Dinge?"

„Kennen die beiden Mestizen aus Havannah, die immer sind in Capitano's Gesellschaft?"

„Sind seine Hunde, seine Speichellecker und brin-

gen tausend Unheil über uns. Carracco! diese Mestizen! Hätte ihnen längst das Genick umgedreht, wenn es ginge."

„Sitzen in Kajüte und brauen Grog; Capitano und Mestizen brauen Alle. Juan liegen auf Schwelle. Augen fest zu, aber Ohren auf. Wenn Schiff sitzen fest, Capitano gehen mit den Mestizen in der Heckjolle fort und bringen Raub in Sicherheit."

„Todos diabolos!" fluchte der Spanier.

„Sollen fort mit der Jolle, Senhor Capitano," lachte der Neger. „Aber nicht Mestizen sollen rudern zu Land, sondern wir."

„Das schlägt wie 'n Blitz nieder!" sagte der Spanier und hielt unwillkührlich die Hand vor die Augen.

„Dieser Neger hat einen feinen Geruch," sprach Jack, sich behaglich die Hände reibend. „Juan ich habe Respekt vor Dir und will gestatten, daß Du mich Du nennst, was eigentlich gegen meine Landessitte ist. Der Capitano bringt seinen Raub in Sicherheit und wir theilen uns darin."

Da knatterte es plötzlich, als ob eine wilde Meute durch die Luft daher brauste und gleich darauf stürzte es krachend zu Deck.

Der Neger horchte auf. Der Spanier hörte nicht.

Er sah schon im Geiste die blinkende Beute vor sich und wühlte mit den Händen darin herum. Jack sagte gleichmüthig:

„Jetzt kommt das Bramgut zu Deck. Stengen, Raaen und alles luftige Spiehrenwerk, das die alte Metze so stolz auf dem Kopfe trug, als sei es ein absonderlicher Putz, der nur ihr allein gebühre. Brauchst Dich nicht weiter zu schniegeln und zu biegeln. Kommst zum Ausschuß."

Das Schiff holte mit Macht über. Es segelte scharf am Winde. Einmal war es, als ob es angehalten würde, dann aber flog es weiter.

„Es hat Grund gefaßt!" sagte der Spanier erregt. „Müssen nun auf unserer Hut sein. Wenn es zum zweiten Male geschieht, kann der Rumpf platzen und dann ist hier ein schlimmer Aufenthalt. Por el amor de Dios! Ich wollte nicht, daß mir ein Leid geschähe."

Er bekreuzte sich eifrig.

Wiederum holte das Schiff über. Wieder hielt es mitten im Laufe an. Diesmal länger und merklicher.

Ein Schrei des Entsetzens tönte von dem oberen Verdeck zu ihnen hinunter. Es hallte wieder von der Ruderpinne bis zu den Ankerklüsen:

„Brandung! Brandung! Brandung überall!"

„Nun ist es Zeit!“ rief Jack und schwang sich auf die Leiter, welche nach oben führt. Der Spanier folgte ihm in größter Hast. Der Neger stand am Fuße der Leiter und murmelte vor sich hin:

„Glauben für sich zu bringen Capitano an's Land. Bringen für mich.“

Dann folgte er ihnen mit leisem Kichern.

Sie waren oben. Ohne weitere Verabredung, ohne ein besonderes Zeichen folgten sich die Dreie auf den Fersen. Sie drängten sich durch das Gewirr der Matrosen, die ohne Plan, ohne Führer blind durcheinander liefen. Der Capitano hatte das Verdeck verlassen. Der erste Offizier stand bei der Kajütskappe und sagte, sich schüttelnd:

„Da ist der verdammte Norrmann wieder und hat die rothe Mütze auf dem Kopf. Ich schösse den Kerl nieder wie einen räudigen Hund. Aber solchem Volke kann weder Pulver noch Blei etwas anhaben und die Kugel fliegt auf den Schützen zurück. Hollah, an's Werk. Los die Marsfalle und holt die Untersegel in die Gey.“

Keiner regte sich.

„Luvet an, Ihr am Steuer. Seht Ihr nicht, daß die Brandung nahe daran ist, über den Vordersteven

weg das Deck zu entern? Wo ist der Capitano? Los die Marsfalle, habe ich gesagt."

Aber ehe noch in der allgemeinen Wirrniß diese Befehle vernommen wurden, rannte das Schiff mit solcher Heftigkeit auf, daß die Masten in's Schwanken geriethen und nacheinander über Bord fielen. Das Bugspriet allein hielt noch Stand, aber es ward von den heranbrausenden Wellen überströmt und die Brandung stieg von allen Seiten zu Deck.

Da erschien plötzlich der Capitano, gefolgt von seinen beiden Lieblingen, den Mestizen, auf dem Verdeck und schrie mit seiner mächtigen Stimme:

„Alles verloren! An eine Rettung des Schiffes ist nicht zu denken. Empfehlen wir es der Obhut der Allerheiligsten Jungfrau und seien auf die eigne Rettung bedacht. Alle Hände an Schaluppe und Langboot!"

Dieser Befehl durfte nicht erst wiederholt werden. Mit fieberhafter Eile warfen sich die Männer über diese Fahrzeuge her. Nach vieler Mühe gelang es ihnen, sie in die See zu lantschen und mit denselben durch die Brandung zu steuern. Alonso ließ sie ruhig gewähren, und eilte mit den Mestizen nach dem Heck. Aber wie ein Blitz sprangen der Andalusier und Jack hervor, war-

fen sich auf die Letzteren und stürzten sie kopfüber in die Salzfluth.

„Es geht zu Lande, Senhor Capitano!“ rief der Spanier lachend. „Aber nicht mit den Mestizen, sondern mit uns.“

Alonso war wie vom Donner gerührt. „Todos diabolos!“ schrie er.

O por el amor de dios!“ entgegnete Jener spöttisch. „Wer wird so lästerlich fluchen? Aber kommt zu Boot! Schnell zu Boot! Hier ist nicht gut sein.“

Die Männer schleppten ihn hinein. Vergebens sträubte er sich. Sie erreichten die Fluth und eine Welle trug sie aus der Nähe des Wracks.

Gleich darauf riß der Bug auseinander. Ungehindert strömten die Wasser hinein. Der Rumpf sank tiefer und die Brandung deckte ihr Leichentuch darüber.

V

Die Heckjolle hatte glücklich den Weg durch die Klippen gefunden, zwischen denen die Schaluppe und das Langboot gescheitert waren. Die schlauen Gesellen, welche den Capitano in seiner eigenen Schlinge gefangen hatten, waren ausgelassen in ihrer Freude. Alonso hatte seine ganze Energie verloren, als er sich so unerwartet bewältigt sah. Eine finstere Ahnung stieg vor ihm auf. Er schloß die Augen, als ihn die funkelnden Blicke seines Sklaven trafen. Als aber der Tag anbrach, als die gefährlichen Klippen hinter ihm lagen, und er die Gegend mit einem Blicke erkannte, sagte er tiefgrollend vor sich hin:

„Ich habe meinen Meister gefunden!"

Seine Keckheit schwand. Die Gedanken schweiften in der Irre umher. Seine Gefährten sprachen nicht mit ihm; sie beobachteten ihn nur.

Die Heckjolle erreichte den Hafendamm. Schwankenden Fußes betrat Alonso den festen Boden. Wie ein Blitz waren alle Drei hinter ihm drein und ließen das Fahrzeug treiben.

Juan suchte sein Heil in der Flucht. Der Spanier sagte:

„Habe dem Schwarzen nicht getraut. Nun folgt die Bestätigung. Er führt etwas im Schilde."

„Laßt's ihn führen," sagte Jack gleichmüthig. „Haben es jetzt mit diesem."

Und sie schlossen ihn von beiden Seiten ein.

Er achtete kaum darauf. Ihm schien es als stände er noch immer auf dem morschen Deck seines Wracks, das zwischen den Klippen auf und nieder bebte. Ohne es recht zu wissen, stand er mitten in dem Wirrwarr des dichtesten Volksgewühls. Er athmete auf:

„Es ist geschehen!" sagte er zu sich selbst. „Wie es gekommen, daß ich hier strandete, ich weiß es nicht. Nun folgt eine Teufelei der andern. Will es erwarten."

Er trat in ein ihm bekanntes Wirtshaus. Seine Gefährten folgten ihm auf dem Fuße. Die Gäste waren nicht wenig erstaunt, ihn zu sehen. Alle glaubten ihn weit entfernt. Alonso grüßte stumm. Erst als er sich Muth getrunken im feurigen spanischen Wein fand er

die Worte wieder und erzählte in abgerissenen Sätzen mit steigender Unruhe von dem eben überstandenen Schiffbruch. Es war das Gewissen, das in ihm erwachte und seine Glieder schüttelte, als läge er im Fieberfrost.

Es blickte ihn an aus jedem fremden Auge, es schlich ihm nach auf jedem Schritte, wie der kaum hörbare Fußtritte des unsichtbaren Spähers.

„Wundersam! Wundersam!" sagte ein alter, bedächtiger Herr und legte kopfschüttelnd den Finger an die Nase. „Vierzehn Tage fortsteuernd beispielsweise nach Osten, immer in's Blaue hinein und dann, wieder beispielsweise, im Westen an derselben Stelle stranden, von welcher man ausgefahren ist. Wundersam."

„Habt Ihr etwas dagegen?" rief Alonso hastig, in steigender Unruhe. Sein Auge glitt umstätt über die Versammlung.

„Mitnichten, edler Senhor. Meine nur, daß Euer Schutzpatron, dem Ihr zweifelsohne nach christlichem Gebrauche Euer gutes Schiff empfohlen habt, ganz ungewöhnliche Absichten gehabt haben muß. Aber ich erblicke da in der Thür einige Senhores, die ebenfalls ungewöhnliche Absichten zu haben scheinen. Und deshalb," setzte er leise hinzu, „ist es für einen ruhigen Bürger rathsam, sich in aller Stille aus dem Staube zu machen."

Alle sahen nach der Thür. Einige Diener der obersten Junta erschienen, mit allen äußeren Zeichen ihres Amtes bekleidet. Der Führer derselben trat dem Capitain gegenüber.

Als der Andalusier die bedrohliche Nähe dieser gefährlichen Leute gewahrte, gab er seinem Genossen einen Wink. Beide verstanden sich und als sie draußen waren sagte der Spanier:

„Verdammtes Volk das! Alcade oder Alguazil, oder wie solch ein Bursche heißt. Maldita sea el hombre! Man kann sie sich nicht weit genug vom Leibe halten. Lieber gebe ich den Capitano und die ganze Beute daran."

„Darin hast Du recht. Mit einem solchen Lootsen am Bord kann er möglicherweise eine schwere Fahrt haben und ich that gewiß ein gutes Werk, daß ich sie ihm nach Kräften erleichterte."

Er wies seinem Gefährten die gewichtige Goldbörse des Capitano, die der Andalusier mit einem lauten Hurrah begrüßte und voran nach einer Schenke eilte, wo die Bekanntschaft mit den Alguazils und andern Dienern der Gerechtigkeit nicht so nahe bevorstand.

„Seid Ihr Senhor Dom Alonso, der Seemann?" fragte der Diener des Gerichts.

„Das ist mein Name und Stand."

„Ihr kommandirtet das Briggschiff „Ecuador," welches unlängst hier befrachtet wurde, um nach dem merikanischen Golf zu segeln und ließet es unfern von hier stranden?"

„Ihr wählet Euere Worte sehr unvorsichtig, Herr," entgegnete Alonso, sich ermannend. „Ich habe nichts stranden lassen. Die Elemente kamen über mich und warfen mich nieder."

„Ich bin nicht hier erschienen, um mit Euch zu rechten. Ich habe mir nur die Gewißheit zu verschaffen, daß Ihr der Befelshaber jenes gestrandeten Schiffes seid."

„Der bin ich."

„Dann verhafte ich Euch."

„Und weshalb?"

„Kraft dieses Befehls des Großalcaden der hohen Audienza. Fügt Euch gutwillig und macht den Gerichtshof durch Euer Zögern nicht glauben, daß der Verdacht, den man gegen Euch erhoben, kein ungerechter sei."

Der Capitano biß die Lippen zusammen und ging, von den Dienern der Gerechtigkeit begleitet, zur Schenke hinaus. Die Augen schlug er nieder. Sein Inneres war tief erschüttert. Er gelobte sich, dem Verhängniß das über ihn herein zu brechen drohte, mit aller Macht

zu widerstehen, aber in demselben Augenblicke ward ihm klar, daß diese Macht gebrochen und für ihn der Tag aller Tage gekommen sei.

Die Untersuchung begann. Auf alle Fragen hatte Alonso nichts, als ein trotziges Nein. Er wollte dem Kaufmann, der ihm zu dem Geschäft geworben, gegenüber gestellt werden. Dieser Mann war in Belèm nicht aufzufinden. Einen Tag nach Alonso's Verseglung hatte er seine Wohnung und die Stadt verlassen; kein Mensch wußte, wohin er gegangen. Nun sollte der Mulatte Francesco Aldoz vor die Schranke des Gerichts gefordert werden. Auf diesen vorzugsweise war die letzte Hoffnung des Seemannes gestützt. Vergebens. Kein Francesco Aldoz zu finden. Niemand wollte von einem reichen, jungen Mulatten etwas wissen. Alle Papiere, welche über die Ladung, über die Verträge mit den Handwerkern sprachen so wie die Versicherungen, waren im Namen des Capitano Dom Alonso geschlossen und von diesem allein unterzeichnet. Alles ging für seine Gefahr und Rechnung. Das Gericht erkannte:

Den Capitain Dom Alonso, Führer und Eigenthümer des Briggschiff „Ecuador"

Schuldig, eine werthlose Ladung, bestehend aus Kisten und Fässern, mit Steinen und Sand gefüllt, an

Bord seines Schiffes genommen und solche bei der Versicherung als werthvolles Gut declarirt zu haben;

Schuldig, eine solche Ladung bei den verschiedenen einheimischen und auswärtigen Assecuranzen bis zur zehnfachen Höhe des Betrages abgeschlossen zu haben;

Schuldig endlich, dies also versicherte Schiff absichtlich zum Stranden gebracht zu haben, um auf diese Weise die hohen Assecuranzen einzuziehen;

Verurtheilen daher den Dom Alonso verlustig aller bürgerlichen Ehren und alles seines Eigenthums, bewegliches, wie unbewegliches, so wie auch zum Ersatz jedes durch seine Schuld angerichteten Schadens und hat derselbe außerdem eine geschärfte Gefängnißstrafe von sechs Jahren und drei Tagen zu bestehen."

Dies der Spruch des Gerichtes, der von allen Seiten mit lautem Jubel begrüßt ward. Er wurde sofort vollstreckt. Ueberhäuft mit Verwünschungen, die ihm von allen Seiten zugerufen wurden, stieß man ihn in die Nacht des Kerkers hinab.

Eine Reihe von Jahren sollte er in diesem einsamen Gewölbe hausen. Mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt, verboten dem redlichen Manne, lag er da und raste in toller Wuth gegen die Wände, bis die Furcht seines Zornes Meister ward und er in einem Winkel zusam-

men gekauert saß, bei jedem Geräusch zusammen fahrend, als strecke sich eine glühende Kralle nach ihm aus.

Das Gefängniß des ehemaligen Schiffscapitains Dom Alonso war Jedem verschlossen. Aber es giebt einen Schlüssel, der auch die kunstreichsten Schlösser öffnet, eine Macht, welche die schwersten Riegel sprengt — das Gold.

Wohlgefällig wiegte der Kerkermeister die blinkenden Lisboninen, welche ihm zwei Fremde reichten, die in seiner Behausung erschienen. Die beiden Senhores wollten die Einrichtung des Gefängnisses kennen lernen und sich an der Reue und Buße der Verbrecher erbauen, welche für ihre Missethaten hier den wohlverdienten Lohn empfingen. Sie wollten für die Verirrten beten und Gott anflehen, die Herzen der Verstockten zu rühren und sie auf den Weg der Tugend zurückleiten.

Der Kerkermeister bekreuzte sich vor solcher unerhörten, ihm unglaublichen Frömmigkeit und schritt den Senhores voran in das innerste Gewölbe, von welchem aus die Wege zu den verschiedenen einsamen Gefängnissen führten.

Alonso saß auf seinem dumpfigen Nachtlager und starrte gedankenlos vor sich nieder. Ein Riegel klirrte und ein zweiter. Erschreckt fuhr er auf. Das Schlüs-

selbund rasselte und durch die langsam sich öffnende Thür drang dunkelglühender Fackelschein.

„Wer kommt?"

„Alonso!" sagte der Kerkermeister, indem er die Fackel an der Wand befestigte. „Hier sind zwei Senhores, die mit Euch sprechen wollen. Nehmt Euch zusammen und begegnet ihnen mit Anstand, denn es sind sehr vornehme und sehr achtbare Caballeros, die in der allerchristlichsten Absicht zu Euch kommen und Euch Gnaden erweisen wollen, die ein so verstockter Sünder garnicht würdig ist, zu empfangen. Tretet näher, Caballeros, wenn es Euch gefällt. Ihr seid hier ungestört und indem Ihr Euer Gottgefälliges Werk beginnt, welches die Sancta Madre mit ihrem Segen begleiten möge, will ich draußen zu meiner Erbauung ein Ave Maria beten."

Er ging, sich andächtig bekreuzigend, hinaus und ließ zwei Männer mit verlarvten Gesichtern an sich vorübergehen.

Alonso blickte zu ihnen auf.

„Es sind alte Bekannte," sagte Einer, „die sich in Euer Gedächtniß zurückrufen wollen. Das Gericht bemächtigte sich Eures Eigenthums. Eines entging ihnen: Der Neger Juan."

Alonso's Augen flammten. Seine Hände ballten sich:

„Wenn ich ihn hätte!"

„Hier Juan!" sagte Einer von den Beiden und nahm die Larve ab: „Kennen mich wieder?"

Alonso wollte sich auf ihn stürzen.

„Rühren Dich nicht, sonst kommen Kerkermeister und schließen Dich an. Du haben mich geschlagen, haben meine Hand verkrüppelt. Dafür bist Du hier. Sei'en gefahren nach Meriko und stranden vor Belèm. Wollen sein großer Seemann und begreifen das nicht. Capitano Senhor Dom Alonso blind, weil nicht sehen großes Stück Eisen, was liegen im Nachthaus und lassen zeigen Compas rückwärts."

„Todos diabolos!" rief Alonso mit den Zähnen knirschend.

„Rufen nicht alle Teufel! Haben an Einen genug und der heißt Juan."

„Mich kennt Ihr hoffentlich auch noch, Senhor," sagte Juan's Begleiter, die Larve abnehmend. „Ihr habt nach Franzesco Aldoz gerufen und er hat nicht geantwortet. Kam es Euch nie in den Sinn, daß der Mulatte Franzesco Aldoz vielleicht das arme Mulattenweib Alda sein könnte, das weinend zu Euern Füßen

lag, und um Erbarmen für ihren Freund flehte? Kennt Ihr mich wieder, Alonso?"

Der Seemann antwortete nicht. Aber sein Herz klopfte hörbar. Fieberfrost schlug seine Zähne aneinander.

„Ich habe Euern Untergang geschworen. Dies Gelübde ist erst halb erfüllt. Aber es wird Euch nichts geschenkt, Alonso! Es bricht für uns ein zweiter Tag der Rache an."

„Du wirst mir nichts mehr anhaben!" sagte Alonso. „Ich bin hier."

„Allein Ihr bleibt nicht hier!" rief die Mulattin. „Sechs Jahre und drei Tage sind eine lange Zeit, aber sie werden vorüber gehen."

„Und dann sehen wir uns wieder!" sagte Juan.

„Erbärmlicher Sklave! Wäre diese Hand nicht gefesselt, sie würde Dich würgen. Verstreichen die sechs Jahre für Dich, thun sie es auch für mich und ich greife Dich mit eiserner Hand."

„Ihr werdet es nicht!" sagte Alda. „Juan konnte fliehen. Aber ich bin viel zu stolz, etwas zu besitzen, worauf Ihr einen Schatten von Recht hattet. Darum stellte sich Juan Eueren Gläubigern und ich habe ihn freigekauft. Da ist die Urkunde! Das ist Euer Recht!"

„Gedenken unser!“ sagte Juan, indem sich Beide entfernten. „Wir auch Eurer denken.“

Alonso weinte vor Grimm. Die Fackel erlosch. Die Thür fiel in's Schloß und die Riegel klirrten.

Zweite Abtheilung:

Der Matrose und der Capitain.

I.

Sechs Jahre sind vergangen. Sechs Jahre der Thränen und Noth für die Bekümmerten. Sie erschienen ihnen ein Jahrhundert. Sechs Jahre der Lust und Heiterkeit für die Glücklichen. Sie dünkten ihnen kaum so viele Monate. Sechs Jahre lag Alonso auf der Steinbank seines Kerkers und die schwere Kette hatte Fuß- und Armgelenke wund gedrückt. Einst genannt Senhor Dom Alonso, Capitain der stolzen Brigg „Ecuador", jetzt ein Bettler, der nach dreien Tagen jenseits der Gefängnißmauern das Mitleid der Vorübergehenden anruft.

Langsam schleichen diese letzten drei Tage der ein-

samen Haft vorüber. Jede Minute weilt länger als die vorhergehende. Wie gebannt stehen die Stunden. Ein Tag will nimmer enden. Alonso wälzt sich am Boden. Endlich rückt der Zeiger. Der Augenblick ist nahe.

In dem Vorhofe des Gefängnisses erscheint ein Mann. Sein Gesicht ist von einem breitkrämpigen braunen Hute halb verdeckt. Die andere Hälfte deckt ein verworrener Bart. Ein brauner Mantel verhüllt die ganze Gestalt. Er wirft den Negerbuben Orangen zu, schenkt den Schildwachen, damit sie ihn gewähren lassen, Cigarren und thut schön mit einem alten häßlichen Mulattenweibe, das ihn mit ihrem olivenfarbigen Gesichte angrinzt. Einer der Knechte, die in dem Innern des Gefängnisses den Dienst haben, nähert sich ihm mit einem Blicke des Einverständnisses. Er fordert von dem Braunen mit lauter Unverschämtheit eine Zigarre und flüstert ihm leise zu: „In einer halben Stunde ist er draußen."

Der Braune macht sich von den Negerknaben los, die ungestüm mehr Orangen fordern, ruft dem Mulattenweibe ein schmachtendes Addio zu und entfernt sich gravitätisch unter dem lauten Gelächter der Soldaten. Aber

draußen lehnt er gegen die Mauer und steht dort unbeweglich, wie ein Stein.

Die Riegel rasseln und die Thür des Kerkers öffnet sich. Zwei Knechte treten ein und lösen die Ketten des Gefangenen. Ein Mitglied der hohen Audienza erscheint und kündigt dem Gefangenen seine Freiheit an. Der Geistliche des Hauses ermahnt ihn, fortan nur die Bahn der Gläubigen zu wandeln, wobei sich Alonso in die Lippen beißt. Der Almosenier reicht ihm den üblichen Zehrpfennig, der kaum für die Bedürfnisse der nächsten Tage ausreicht. Begierig ergreift Alonso die kleine Summe. Zum ersten Male seit sechs Jahren hält seine Hand den Schlüssel wieder, der unter allen Hemisphären die Pforten des Lebens bereitwillig öffnet.

Und als er über die Schwelle schreiten will, wiederholt das Mitglied der hohen Audienza das inhaltschwere Wort, die Stadt binnen dreien Tagen zu verlassen, bei Strafe einer gleichen Haft, als die eben überstandene.

Der Kerkermeister ergriff seine Hand. Er zog ihn fort durch das Labyrinth der Treppen und Gänge, hierher, dorthin. Sie traten auf den Hof hinaus und das grelle Sonnenlicht blendete den Gefangenen so sehr, daß er, leise aufschreiend, die Augen mit der Hand bedeckte.

Knarrend öffnete sich die Pforte. Ein Soldat stieß ihn über die Schwelle und rief:

„Todos diabolos! Was für ein ungeschlachter Bursche ist das. Er fällt über seine eigenen Beine.“

Alle Anwesenden schlugen ein lautes Gelächter auf. Dann schlossen sich die Thorflügel und die Riegel klirrten. Alonso stand allein in der verödeten Straße, das empfangene Almosen krampfhaft zwischen den Fingern haltend.

Mechanisch schritt er vorwärts. Der Braune erwachte aus seiner Unbeweglichkeit und folgte ihm auf dem Fuße. Alonso merkte es nicht und lenkte die Schritte abwärts zum Hafen. Das wachsende Gewirr umher riß ihn aus seiner Betäubung. Er warf die Augen prüfend umher und entdeckte eine Schenke, welche die stolze Inschrift „Zum Könige Sebastiano“ trug. Das Geld in der Hand des Sträflings brannte wie Feuer. Der wüste Lärmen, der aus der Schenke hervorbrach, klang in seinen Ohren wie Musik. Er trat ein. Der Braune folgte ihm.

Es ging drinnen bunt über Eck. Selten kehrte ein ordentlicher Mann hier ein, um einen bescheidenen Trunk zu thun und dann des Weges weiter zu gehen. Hier lungerte nur zweideutiges, verdächtiges Gesindel in den Hängematten, die zwischen den Fensterrahmen

hingen und auf den Schemeln und Bänken längs den Wänden. Der wüste Lärmen tönte weit über das Weichbild der Schenke hinaus. Um das grelle Sonnenlicht zu bannen, waren die Vorhänge herabgelassen und in dem wüsten Raum herrschte ein trübes Halbdunkel. Hier klapperten die Würfel mit den Dollars um die Wette, dort fluchten und wetterten ein Paar Mestizen sich die beschmutzten Kartenblätter an die Köpfe und die geballten Fäuste hintendrein. Hinter ihrem Rücken zierte sich eine altcastilische Schönheit, die von einem blonden Nordländer mit zärtlichen Liebkosungen bestürmt ward und seitwärts von ihr rüstete sich eine angetrunkene Schaar zur neuen Orgie.

„Par el amor de Dios!“ sagte der herbeieilende Wirth handschlagend. „Senhores und Caballeros! Und was Ihr sonst für vornehme Creaturen seid. Schont meiner Flaschen und Gläser. Sie sind mit schwerem Gelde von dem Master Ingleſe gekauft. Für schweres Geld, sage ich, denn für solche würdige Gäste kann die Tafel nicht reich genug ausgeschmückt werden.“

„Schweigt, Narr!“ rief einer der Zecher und warf ein zersprungenes Glas auf den Boden, daß die Splitter umher flogen. „Ein Glas mit einem halben Fuß . . .“

„O Excellenza!“ unterbrach ihn der Wirth. „Die

eine Hälfte verlor es gestern in dem glorreichen Kampfe, den Ihr es mit einer Flasche Madeira bestehen ließet, für welche Ihr mir noch zwei Dollars zu schulden geruht."

„So bringe noch eine und es werden der Dollars viere!" rief der Zecher lachend und wiegte sich behaglich auf seinem Schemel.

Die kecke Art gefiel dem Alonso. Er lachte hell auf und stürzte ein volles Glas nach dem andern hinunter. Seine Lebensgeister wurden erregt. Er ging von einem Tische zum andern, und suchte Gefährten, denen er sich anschließen könnte. Alle waren ihm fremd.

Da rasselten die Würfel. Einige Schwarze blickten mit gierigen Augen auf ein Häuflein Münzen, das zur Entscheidung stand. Alonso trat rasch hinzu und rief:

„Ich halte den Satz!"

Sie sahen ihn groß an, doch ließen sie es geschehen. Die Würfel fielen und mit einem Fluche warf Alonso sein Geld auf den Tisch. Es reichte gerade hin.

Alonso biß sich auf die Lippen. Er stand da, inmitten eines wüsten Treibens allein, ohne einen Pintem in der Tasche. Ein ausgestoßener, mit dem Fluche des Verbrechens belasteter Mann.

Da fiel sein Auge auf den Braunen, der ihn seinerseits genau beobachtete. Des Seemanns Auge heftete

sich so fest auf den Unbekannten, als wollte er sich seine Gestalt für das Leben einprägen. Der Braune schien das nicht zu bemerken, sondern verlangte von einem der bedienenden Neger eine Flasche spanischen Wein. Alonso trat rasch hinzu und rief:

„Ich trinke mit!"

„Wen haben wir hier?" fragte der Braune ganz verwundert und strich sich das wirr herabhängende Haar aus der Stirn. „Verwegen genug siehst Du aus, um Dich ohne Umstände in eine Gesellschaft zu drängen, ehe Du weißt, ob sie Dich will."

„Ich trinke mit, sage ich noch ein Mal!" wiederholte Alonso und warf sich auf die Bank. „Es verräth ein schlechtes Herz, Juan Perez, daß Ihr einen Mann nicht kennen wollt, aus dessen Back Ihr Euch manchen schönen Tag den Bauch gefüllt habt."

Der Braune schüttelte den Kopf und zahlte den Wein. Alonso ergriff die Flasche und leerte sie in einem Zuge bis zur Hälfte.

„Todos Diabolos!" rief Juan Perez. „Daran erkenne ich Euch. So kann nur Einer trinken, und das ist Senhor Dom Alonso, der beherzte Capitain der weiland glorreichen Brigg „Ecuador," dessen erster Offizier ich eine Zeitlang zu sein die Ehre hatte."

Alonso setzte noch einmal an und Jener fuhr fort: „Glorreich war es, bei der Sancta Madre sei es geschworen! Glorreich bis zu jenem Tage, wo ... Aber das kam Alles von dem verdammten Norrmann mit der verherten rothen Mütze ..."

„Laßt die Dummheiten," sagte der Seemann, „und hört mich an. Meine Minuten sind hier in Belèm gezählt."

„Wohl, Senhor Dom Alonso. Muß Euch aber sagen, daß ich, wiemohl Euere Art, Geschäfte zu machen, eine glorreiche war, ich dasselbe doch fahren ließ und ein minder ruhmreiches, aber um so sicheres gewählt habe. Bin mit der Führung eines kleinen Küstenschooners betraut und esse im Schweiße des Angesichtes mein Brod. Schmale Bissen mitunter, Senhor Dom Alonso! Schmale Bissen."

„Ihr fürchtet Euch wohl, daß ich mich bei Euch satt essen will, Ihr Lump?" entgegnete Alonso und stieß ihn unwillig von sich. „Ihr wißt, was mir geschehen ist und woher ich jetzt komme. Zieht kein schiefes Maul und blinzt mich nicht von der Seite an. Ihr wißt es."

„Die heilige Jungfrau erbarme sich. Ihr mußtet die kleine Kurzweil hart büßen. Aber nun hat alles

Leid ein Ende und Ihr werdet bald wieder ein glorreiches Leben führen."

„Binnen drei Tagen muß ich fort, sonst greifen sie mich wieder," sagte Alonso ingrimmig. „Binnen drei Tagen weit von Belém, oder dem Kerker auf's Neue verfallen. Nackt und blos stehe ich da, von Keinem gekannt. Euch wirft mir der Zufall in den Weg. Ihr müßt mir von hinnen helfen."

„Ich will's!" sagte Juan Perez, und das begonnene Gelage ging weiter.

II.

Alonso lag schlafend in einer Hängematte. Plötzlich fuhr er hoch empor und glaubte zu träumen. Der Schooner schwankte wie auf hoher See und die Salzfluth brauste an den Breitseiten vorüber.

Seine Gedanken schwirrten wirr durcheinander. Er besann sich auf nichts Genaues. Von dem Kerker war er in die Schenke gerathen, von der Schenke an Bord des Schooners. Alles Andere war ihm unklar. Er sah Juan Perez vor sich, der ihm einen feinen Matrosen-Anzug brachte; er sah den Tisch mit Flaschen besetzen; ihm war, als höre er noch jetzt die Würfel rasseln und als halle das widrige Gelächter des Steuermanns in seinen Ohren wieder. Dann aber war Alles wieder von einem dichten Schleier verhüllt.

Es war nichts als ein wüster Traum. Es konnte

nichts Anderes sein. Alonso warf sich wieder in die Hängematte zurück und wollte die Grillen verschlafen.

Aber sie ließen sich nicht bannen. Immer heller trat ein Bild nach dem andern aus dem Schatten. Die Schwankungen des Schooners wurden mächtiger; der Gischt vor dem Buge rauschte dumpfer. Alonso sprang aus der Hängematte und tappte mit den Händen umher. Umsonst. Bei der Dunkelheit, die um ihn herrschte, vermochte er sich nicht zurecht zu finden. Er fluchte alle Donnerwetter vom Himmel herab und stampfte vor Ungeduld mit den Füßen.

Endlich hörte man ihn. Ein Neger erschien mit Licht. Alonso befand sich in derselben Kajüte, wo er von Anfang gewesen. Der saubere Anzug, der ihm im Sinn lag, deckte seinen Leib und ein Blick in den Spiegel sagte ihm, daß er sich nicht scheuen dürfe, sich damit öffentlich zu zeigen. Er eilte auf das Verdeck. Der Schooner ging unter der ganzen Last seiner Segel. Die Sonne war im Sinken und vergoldete die wallende Fluth mit ihren scheidenden Strahlen. Weit umher offne See. Nur hinter dem Spiegel lag in weiter Ferne wie ein blauer Nebelstreif das Land.

„Habt guten Abend Senhor Dom Alonso," sagte

Juan Perez ihn begrüßend. „Ihr habt einen langen Schlaf gethan."

„Was bedeutet das Alles?" fragte er hastig. „Ich weiß von nichts."

„Das glaube ich Euch. Ihr seid diesmal entschuldigt wegen der Jahre langen unfreiwilligen Entbehrung, sonst wäre es zuviel für einen Tag," fuhr Juan Perez schwatzend fort. „Und wie wagehalsig Ihr spieltet. Eine Handvoll Pataca's nach der andern. Ihr waret nicht zu halten."

„Ich hätte? ... Ah! Das Klappern der Würfel! Mit Wem, zum Teufel, habe ich denn gespielt?"

„Also Alles rein vergessen? Bis auf die Erinnerung aus dem Gehirn gebannt. Ja, der braune Xeres ist schwer. Einen geschlagenen Tag habt Ihr mit mir und meinen Offizieren gewürfelt. Verloren habt Ihr rechtschaffen, Satz auf Satz. Verloren dieselben Pataca's, die ich Euch auf Euer ehrliches Gesicht dazu borgte, was sehr unvorsichtig von mir war."

„Verwirrt mir den Kopf nicht vollends!" rief Alonso. „Das Blut in den Adern glüht; die Zunge brennt und das Herz schlägt in der Brust, als wollte es zerspringen. Was für Teufels-Historien tischt Ihr mir auf?"

„Macht Euch darüber keine Sorgen, Senhor Dom Alonso," sagte Juan Perez begütigend. „Ihr werdet Mittel finden, mir das Euch anvertraute Geld wieder zu bezahlen. Bis dahin genügt mir Euere schriftliche Verpflichtung."

„Was wollt Ihr mit dem Schriftlichen? Ich weiß nichts davon."

Es fiel ihm schwer auf's Herz und er empfand denselben Druck, wie in jenem Augenblick, da er zuerst den Fuß über den Fallreep des Schooners setzte. Er sah plötzlich ein Blatt Papier vor sich und eine Hand, die ihm die Feder darreichte.

Juan Perez bemerkte die Verlegenheit des Seemannes, so wie seine wachsende Angst, und sagte gleichmüthig:

„Was wollt Ihr? Ihr wart in Noth und ich half Euch. Ihr wurdet mir deshalb eine Summe Geldes schuldig und gabt mir eine Verschreibung darüber. Das geschieht tausend Mal jeden Tag und an tausend Orten. Was braucht es da für ein langes Kopfbrechen? Daß die Segelordre mitten in den Trubel hineinstürmte, wie ein Fallwind sich auf die glatte See wirft und wir genug zu thun hatten, Euch mit guter Manier in die Hängematte zu lootsen, ist der endliche Schluß von dem

Liebe. Und nun genug von der Sache, die für immer abgemacht ist."

„Und wohin, wenn es beliebt, setzt Ihr Euren Cours?"

„Darüber darf nichts verlauten, wie es meine Ordre zur Pflicht macht!" sagte der Führer des Schooners. „Was liegt auch daran? Ihr kommt an jedem Landungsplatze zurecht, außer an der Bucht von Belèm. Für jetzt denkt zunächst daran, daß Ihr zwei Mahlzeiten verschlafen habt. Es ist dafür gesorgt worden, daß Ihr in Eurer Kajüte das Versäumte nachholen könnt. Verschafft Euch also die nöthige Stärkung und schlaft hernach vollends aus. Bei'm Erwachen werdet Ihr dem Ziel um ein Bedeutendes näher sein."

Alonso ging. Juan Perez leistete ihm Gesellschaft. Als er seinen Passagier mit dem Nöthigen versehen hatte und die wiederholten Fragen ihm lästig wurden, kehrte er auf das Verdeck zurück.

Abermals erwachte Alonso aus einem fieberhaften Schlafe. Es war nicht finster, wie das erste Mal. Der helle Tag fiel durch das Deckfenster. Kein Brausen des Wassers vor dem Buge; kein Knarren des Takelwerks. Der Schooner lag unbeweglich.

In ängstlicher Hast sprang Alonso zu Deck. Der

Schooner lag mitten in einer von bewaldeten Hügeln umschlossenen kleinen Bai vor Anker. Die Mannschaft gähnte, sich dehnend, in den Hängematten, oder lungerte müßig umher. Von dem Führer des Schiffes war nichts zu entdecken. Alonso glaubte abermals zu träumen.

Es war eine einsame Insel des weiten Golfs, in deren Bucht sich der Schooner des Juan Perez zu Anker gebracht hatte. Erst seit Kurzem war sie bei einem zufälligen Kreuzzuge aufgefunden worden. Die zuerst dort Landenden hatten sich des herrenlosen Bodens bemächtigt und richteten sich daselbst ein. Sie erwählten die Südseite der Bai zu ihrem Aufenthalte. Hier erblickte man die Anfangsspuren eines menschlichen Daseins. Die Waldung war ausgerodet und die Saatfelder glänzten im Sonnenschein. Aus den Feldern erhoben sich einzelne, roh aufgezimmerte Blockhäuser. Ein weiter zurückliegendes, stattlicheres Haus gehörte dem Haupte der Ansiedler. Zwischendurch waren in bunter Regellosigkeit die Hütten der Neger verstreut und hart am Ufer stand die öffentliche Schenke, die an jedem Punkt einer Küste zuerst gebaut wird, damit der Matrose seinen Anker um so sicherer in den Grund bringen kann.

Aus dem größeren Blockhause, welches auf einer umbuschten Erhöhung liegt, tritt eine Mulattin. Ein

kräftiges, vollreifes Weib. Sie trägt ein buntfarbiges Gewand; um den Kopf hat sie ein weißes Tuch turbanartig gewunden. Von den Feldern her kommt ein Neger, einen breiten Strohhut auf dem Kopfe. Die Mulattin eilt ihm entgegen und deutet mit fliegender Hast auf den ankernden Schooner.

„Ist er das?" frägt der Neger und ein teuflisches Lachen fliegt über sein Gesicht.

„Er ist es!" sagte das Weib, „Juan Perez hat ihn gefangen. Wie ein blinder Papagei ist er in das Netz geflogen und hat nichts gemerkt, bis es ihm über den Kopf zusammen gezogen ward."

„Ich habe ihn!" rief der Neger jubelnd. „Ich habe ihn und will ihn nicht wieder loslassen. Ich will es nicht."

„Du sollst ihn behalten," sagte die Mulattin. „Er soll ganz und gar Dein sein. Nimm ihn zu Deiner Lust. Zehntausendfach sollst Du ihm vergelten, was er Dir gethan, und erst, wenn Du selbst sagst: Es ist genug! soll er sterben."

„Dann wird er leben, so lange ein Athemzug in mir ist!" rief der Neger leidenschaftlich. „Lange genug habe ich auf den Tag gewartet. Keine Minute will ich davon verlieren."

„Gedulde Dich, Juan!" sagte die Mulattin. „Ich

habe den Perez hinabgesandt, um Alles in Ordnung zu bringen. Nur noch eine Viertelstunde. Wir müssen ihn erst sicher zu Lande haben."

„Ich will Dir gehorchen, Alda!" antwortete Juan. „Es ist mir immer gut gegangen, wenn ich Deinem Rathe folgte. Was bist Du für ein Weib. Ich würde Dich fürchten, wenn ich Dich nicht so liebte."

„Und ich Dich. Wir sind für einander geschaffen. Es giebt nicht noch ein Mal zwei Farbige, so gleich an Geist und Gemüth. Alle unsere Gedanken sind eins. Eins ist der Boden, den wir betreten; das Dach unter dem wir athmen; der Acker, der uns nährt; der Kiel, der uns die See pflügt: Eins in der Liebe zu dem Kinde."

„Juanita!" rief der Neger. „Meine Juanita mit den klaren Augen."

„Die ich Dir geboren habe!" fiel Alda ein.

„Die Mutter aller Gnaden soll Dich dafür segnen. Wir lieben sie mit gleicher Liebe, Du und ich."

„Sieh!" rief Alda. „Dort erscheint Lulu mit ihr auf der Veranda. Komm, Juan, damit wir unser Kind küssen und dann an's Werk."

Die Beiden gingen in das Haus und beugten sich mit inniger Zärtlichkeit zu dem braunen Mägdelein herab, das die Wärterin ihnen entgegen trug.

III.

Es ist eine geraume Zeit vergangen seit jener Stunde, da Senhor Dom Alonso, der Kommandant der Schmuggelerbrigg „Ecuador" in der Schenke des schlauen Jozé nach dem armen Neger Juan schlug und das schöne Mulattenweib von sich stieß, das den Geliebten von ihm erbettelte. Es ist lange her, seit der Fluch des gereizten Weibes auf den Seemann herabdonnerte und er den in das Leben zurückgerufenen Neger, den er so schwer mißhandelte, an Bord seines Schiffes schleppte, um seinem Grolle genug zu thun. Mit der fiebernden Hast, welche die Verzweiflung eingiebt, warf Alda dem schlauen Jozé all' ihr Eigenthum hin und griff nach dem blinkenden Golde, um sich mit Hülfe dieses mächtigen Talisman's zu rächen. Was dem Weibe nicht vergönnt war, das durfte ein Mann unbedenklich wagen. Alda hatte diesen Gedanken kaum erfaßt, als sie auch schon verschwunden

war und Franzesco Aldoz erschien dem Kommandanten des „Ecuador" gegenüber auf dem Schauplatz. Bald war der Kaufmann gefunden, mit dessen Hülfe Alonso seine gewagten Geschäfte betrieb. Er war gefunden und erkauft. Die verhängnißvolle Ladung wurde an Bord gebracht. Der „Ecuador," irre geleitet durch den eisernen Nagel im Compaßhause, ging zu Grunde und Alonso ward in den Kerker geworfen. Als er, noch im ersten Ingrimm, mit der Kette rasselte,, die er nicht zerbrechen konnte, erschienen Juan und Alda vor ihm und riefen ihm zu: „Die Stunde der Vergeltung wird anbrechen. Wir warten Deiner!"

Aber noch war es eine geraume Zeit bis dahin. Die Zeit, welche sich für den Gefangenen bis zur Unerträglichkeit ausdehnte, war auch für Alda und Juan keine Zeit des Glücks. Der Ernst des Lebens faßte sie mit aller Strenge an. Alda hatte nicht nur ihr Besitzthum um jeden Preis verkauft; ein bescheidenes, früher ererbtes Vermögen mußte die empfangene Summe verstärken. Sie setzte Alles auf einen rasenden Wurf.

Als alle Ausgaben bestritten waren und der ernüchternde Verstand sich von den vergangenen Tagen zu den künftigen wandte, erschrak das bis dahin so muthige Weib. Die Summe, welche ihr übrig

blieb, war nur geringe und ließ eine sorgenvolle Zeit fürchten.

Aber nun rüstete sich Juan, über den seit den letzten Ereignissen eine wunderbare Energie gekommen war, den Kampf mit dem Leben zu bestehen. Er hatte seinem grausamen Peiniger die Kunst abgesehen und beschloß, selbst zu wagen, was diesem so oft gelungen war. Mit dem Rest des Goldes, das ihm geblieben, miethete er ein kleines Fahrzeug. Es war so schlecht, daß sich Keiner mehr damit in See wagte. Ein Paar wagehalsige Gesellen, die sich ihm anschlossen, waren bald gefunden. Mit diesen und seinem Weibe, das sich nicht von ihm trennen wollte, fuhr er abentheuernd in die blaue See hinein. Und das Glück fesselte sich an seinen Kiel. Die letzten Goldstücke, die er frisch gewagt, kehrten bald verdoppelt und verdreifacht zu ihm zurück. Und wie es das erste Mal gewesen, wiederholte sich in immer rascherem Zuge dasselbe Spiel. Bald wurde das schlechte Fahrzeug verlassen und ein größeres, stärkeres für eignes Geld gekauft. Juan wurde ein stattlicher Capitano, der zu den gewiegtesten Abentheurern gehörte, welche jene fremden Gewässer befuhren, und an den fast unzugänglichen Küsten ihr wagehalsiges Geschäft trieben.

Aber noch fehlte der heimische Heerd. Bisher war

ihm und Alda das Schiff Haus und Heimath. Sie aber sehnte sich im Stillen nach festem Boden und dachte mit tiefem Schmerz an die heimische Pflanzung zurück, welche sie einst um des Geliebten willen verlassen. Aber sie war noch fern von dem Tage, da sich ein solches Besitzthum erwerben ließ, sei es das früher Besessene, oder ein Anderes. Und außerdem war es für „Leute von gewagten Geschäften" gefährlich, sich auf einem Punkte eines bekannten Landes festzusetzen und Grund und Boden zu erwerben. Da führte ihnen der Zufall das Langersehnte zu. Während eines heftigen Sturmes, der mehrere Tage mit gleicher Wuth anhielt, war der Schooner Juan's weit von dem gewöhnlichen Cours verschlagen. Die Mannschaft war bereits muthlos. Alda, fest überzeugt, dies sei das Ende ihres Werkes, ergab sich entsagend dem Geschick und Juan rasete in heller Verzweiflung von der Kajüte auf das Verdeck und wieder zurück. Gerade von dieser Reise hatte er so Bedeutendes gehofft und sie sollte so trostlos enden.

Wiederum war eine verhängnißvolle Nacht verstrichen. Der Himmel hüllte sich in ein dunkles Grau. Kein Stern schimmerte, nach welchem man sich hätte richten können. Der Sturm, welcher während des Tages nachgelassen, frischte wieder mächtig auf, rumorte

im Takelwerk und schüttelte Masten und Spiehren, daß der Schooner vom Kiel bis zum Topp erbebte. In großer Erregung vergingen die Stunden.

Als nun aber der erste Schimmer des Tages über die See flog und die Kimmung des Horizontes aufhellte, daß es aussah, als sei der ganze Osten von einer strahlenden Purpurbinde umschlungen, erscholl zugleich der Ruf: „Land! Land!"

Ein Eiland tauchte aus den Wellen auf. Es erinnerte sich Keiner, dasselbe bis dahin gesehen zu haben. Getheilt zwischen Furcht und Neugier steuerten sie demselben zu und umkreisten es im weiten Bogen. Die Einfahrt, welche in die Bai führte, ward entdeckt; der ungewisse Wurf gewagt, und bald lag der Schooner wohlbehalten vor Anker.

Die Insel war unbewohnt. Die Heimathlosen hatten mit einem Male gefunden, was sie bedurften. Juan und seine Mannschaft beschlossen, ihr eigentliches Gewerbe nicht aufzugeben, aber sich hier einen festen Wohnsitz zu gründen und denselben zum Mittelpunkt ihres Wirkens zu machen. So wurde der Grund zu der Ansiedelung gelegt, die sich im Süden der Bai zeigt, wo zwischen den Saatfeldern die Blockhäuser sich erheben und deren Mittelpunkt das Haus auf der Erhöhung

ist, wo Juan und Alda eben jetzt mit ihrem Knaben tändeln.

In der Schenke am Strande aber saß Alonso. Er war an's Land gekommen und wußte nicht wie. Drei Mal hatte er bereits von dem rasch vorüberschlüpfenden Wirth einen Trunk verlangt, drei Mal hatte dieser geantwortet, daß er gleich bedient werden solle, aber es wurde ihm nichts gebracht. Die Ungeduld des Seemannes hatte den höchsten Grad erreicht, als Juan Perez eintrat. Alonso fuhr diesen an, daß er ihn in ein solches Haus gewiesen und verlangte, sofort bedient zu werden.

„Der Wirth hierorts hat seine eigne Manier!" sagte Juan Perez trocken. „Und er kann seine Manieren ungestraft haben, weil er der Einzige ist, wißt Ihr. So bedient er nun die Gäste auf seine eigne Weise."

„Bist Du etwa hierher gekommen, um mich zu verhöhnen?"

„Die Mutter aller Gnaden verhüte, daß ich einer solchen Bosheit jemals fähig werde. Komme nur hierher, um Euch zu erinnern, daß ich meine gegen Euch eingegangenen Verpflichtungen über und über erfüllt habe, was ich mir bei guter Gelegenheit zu bescheinigen bitte. Meine Forderung an Euch ..."

Alonso unterbrach ihn mit lautem Hohngelächter:

„Nun sehe ich, daß Du Dein Bischen Verstand ganz und gar eingebüßt hast, weil Du glaubst, von mir auch nur eines Vintems Werth zurück zu erhalten."

„Ereifert Euch gefälligst nicht, Senhor Dom Alonso. Meine Forderung an Euch beträgt hundert dreißig Lisboninen. Da ich aber zu wenig Zeit habe, um sie von Euch beizutreiben, verkaufte ich meinen Schuldschein an einen Dritten, der zusehen mag, wie er zu seinem Gelde kommt."

Alonso lachte wieder laut auf.

„Ihr seid sehr heiter, Senhor. Glaube aber, daß der Mann, der Euern Schein in Händen hat, nicht so leicht wegzulachen ist."

Perez wurde durch den Eintritt des Negers Juan unterbrochen. Der Erstere sagte:

„Das ist der Bewußte, mit dem Ihr Euch abzufinden habt."

Der Neger, ohne sich an den Führer des Schooners zu kehren, ging geradesweges auf Alonso zu und sagte:

„Ich habe einen Schuldschein von hundert dreißig Lisboninen, den Ihr ausstelltet, an mich gebracht. Könnt Ihr zahlen?"

„Den Teufel an Deinen Hals, Du schwarzer Hund,

aber kein Geld. Ich kann nicht zahlen, und will es auch in aller Ewigkeit nicht."

„Dann betrachte ich jenes Gold als den für Dich bezahlten Preis, und dies Papier als den darüber ausgestellten Kaufbrief. Von dieser Stunde an bist Du mein Sklave."

Alonso wollte laut auflachen, aber der Laut verstarb ihm auf der Zunge. Juan Perez trat ihm näher und sagte:

„Meine Zeit ist um. Ich würde sprechen, lebt wohl Senhor Dom, wenn Ihr noch ein Senhor oder ein Dom wäret, und wenn sich irgendwo für Euch eine Aussicht zum Wohlleben zeigte. Aber Ihr bekommt einen strengen Herrn und habt wenige Aussicht auf gute Tage. Er war selbst Sklave und zahlt die Mißhandlungen, die er früher von seinem weißen Herrn erduldete, jedem Weißen zurück, der in seine Hände fällt. Ihr seid im Unglück, Alonso, wie ich Euch noch nenne, bis es Eurem Herrn gefällt, Euch einen andern Namen zu geben, und wenn ich mich recht darauf verstehe, rührt das Alles von der rothen Mütze des Norrmannes her, der uns sammt und sonders am Bord des „Ecuador" verherte."

Während Juan Perez hinausging, traten von der andern Seite mehrere handfeste Mulatten und andere

Mischlinge ein. Juan gab ihnen einen Wink und sofort bemächtigten sie sich des Capitains. Dieser setzte sich vergeblich zur Wehre und unter Juans Leitung begaben sie sich zu dem Herrenhause. Auf der Schwelle desselben trat ihnen Alda entgegen. Das wilde, üppige Mulattenweib rief ihrem Gatten ein lautes Willkommen zu und sagte dann zu Alonso:

„Ich bin das unglückliche Weib, das sich vergeblich zu Euren Füßen krümmte und um Gnade für den Geliebten bat. Was Ihr an Alda verschuldet, hat Francesco Aldoz reichlich vergolten und was an der Schuldsumme noch fehlt, soll Euch jetzt mit reichem Zins heim gezahlt werden."

„Und ich," unterbrach Juan sein Weib leidenschaftlich, „bin jener arme Neger, der Jahre lang von Euch gemißhandelt wurde, und dessen Hand Ihr grausam verstümmeltet. Für jeden Schmerzenslaut den ich ausstieß, während Ihr meine Hand an den Mast nageltet, will ich meine Genugthuung haben. Was sagte ich Euch, als ich vor sechs Jahren in Eurem Kerker vor Euch hintrat? Die Stunde ist nun gekommen."

Alonso war vernichtet. Seine Sinne schwanden. Er sank bewußtlos zusammen.

IV.

Weithin die offne, im Mondenglanze schimmernde See mit den stolzen, meilenweit reichenden Wellen, die ihre Diamantenen Häupter wie eine Krone tragen. Und auf der Spitze einer dieser Riesenwellen eine jener langen, ranken und schlanken südamerikanischen Schoonerbriggs, deren Masten hinten überhängen, als lugten sie nach dem Kielwasser, das wie ein langer Perlenstreifen hinter ihr zurück bleibt, und als stemmten sie sich gegen die Macht der Segel, welche sie stets vornüber zu werfen drohen.

Der Führer der Brigg, ein aufgeschossener Neger, geht auf dem Halbdeck hin und her. Sein Auge schweift nach allen Seiten und mit einiger Hast wirft er dem Steuermann halbe Worte hin. Die Mannschaft verrichtet ihr Werk in gewohnter Weise. Eine Stunde gleicht der andern.

Es sind Jahre vergangen seit jenem Tage, da Alonso in die Hände Juans fiel. Der Neger, der so lange unter der Peitsche des unbarmherzigen Capitains gestanden, übte jetzt, als Capitain der Schoonerbrigg, eine schwere Vergeltung. Anfangs wehrte sich der weiße Sklave mit ungebändigter Kraft. Aber auf die Länge konnte er dem Drucke nicht widerstehen. Nun suchte er seinem Peiniger zu entfliehen. Umsonst. Juan betrachtete ihn als einen kostbaren Schatz. Auf der Plantage, wie auf der See wurde er mit Argusaugen bewacht und wenn die Brigg mit fremden Schiffen oder Küsten in Berührung kam, brachte man den weißen Sklaven in den tiefuntersten Raum. Als auch diese letzte Hoffnung schwand, brach der übermüthige Stolz und Alonso suchte durch blinde Unterwerfung zu erreichen, was ihm auf jede andere Weise verloren blieb. Aber es war die Unterwerfung einer schlimmen Natur, welche die Hand küßt, die sie nicht abhauen kann. Er verschloß all' seinen Grimm in sich und nur, wenn er unbemerkt seine Heimtücke ausüben konnte, war er in eiliger Hast zur Hand.

Ein eigenes Treiben herrschte am Bord der Schoonerbrigg. Sie war kein gewöhnlicher Kauffahrer, noch weniger eines jener Fahrzeuge, von reichen Herren gehalten, die mit ihren Schiffen auf der See größern

Prunk treiben, als mit ihren Palläſten am Lande. Der Capitano Juan hatte von ſeinem früheren Meiſter gelernt. Mit all der Schlauheit, die den Schwarzen eigen, hatte er ſich dem Schmugglergeſchäft hingegeben und betrieb daſſelbe mit wachſender Luſt in dem weiteſten Umfange. Was klein und unſcheinbar begann, wuchs zu ſeinem eigenen Erſtaunen mächtig heran und tauſendfach vergalt er ſeinem Weibe die Opfer, welche ſie ihm in den Tagen des Kummers gebracht. Die Mannſchaft lebte frei und ungebunden, dem Gewerbe gleich, dem ſie ſich hingegeben. Wachſam früh und ſpät, voll Ausdauer und der größten Anſtrengung fähig, wenn es galt, ließ ſie ſich gehen und lebte in Saus und Braus, wenn die Arbeit gethan und die Gefahr vorüber war. Eine ſolche Zeit war jetzt auf offner See, wo die Brigg nach einem langen und glücklichen Kreuzzug in die Heimath zurückkehrte, die mit dem nächſten Morgenlichte aus den Wellen auftauchen mußte, ſehnlich erharrt von allem Volke am Bord, welches die erworbenen Schätze in Frieden genießen wollte.

Im luftigen hellen Zwiſchendeck ſaß die flotte Crew um eine Schaale duftigen Punſches, der ſeine Wohlgerüche weit umherſtreute. Sie tranken, lachten und trieben allerlei Poſſen, die manchmal mit unbefangener Hei-

terkeit von den Betroffenen hingenommen, manchmal aber mit einem derben Fluche zurückgegeben wurden.

„Was habt Ihr Euch stets über mich lustig zu machen?“ rief ein heißblütiger Mexikaner und warf das rollende Auge auf einen lustigen Mississippi-Creolen. „Versucht es noch einmal und mein Messer soll zwischen Euern Rippen tanzen lernen. Nur einmal öffnet das Maul und ich stopfe es Euch zu ewigen Tagen.“

„Pardon, Monseigneur, Pardon! „rief der Creole und gebehrdete sich, als sei er von banger Furcht ergriffen, während er das Lachen nicht unterdrücken konnte. „Seid gnädig und barmherzig und laßt mich geneigtest leben. Was soll ein harmloser Mensch, den die Langeweile plagt, auf offener See beginnen, wenn er nicht seiner Bosheit freien Lauf lassen kann, welches freilich Euer Mexikanischen Excellenza gegenüber ein ungeheurer Frevel ist.“

„Ist's Euch so sehr um Lachen zu thun, macht Euch an des Capitains Hund. Der Kerl schneidet so tolle Capriolen und kann so halsbrechende Kunststücke, daß das Herz im Leibe lacht!“ schob ein etwas besonnener Mestize aus dem niederländischen Westindien dazwischen. „Er hört auf den Namen Alonso und war vor diesen gesegneten Tagen ein Hund von der bissigsten Art. Ist von

einer ganz besondern Race, die man zu Schiffscapitainen, Plantagen-Aufsehern und Werftmeistern verwendet. Capitale Thiere, die niemals ein nacktes Negerbein sehen können, ohne darnach zu schnappen. Hat lange gedauert mit dem Alonso, bis man seiner Wildheit Herr wurde. Nun aber ist er gezähmt und die Fangzähne sind ihm ausgebrochen. Unser Capitain, der sonst ein leidlich guter Kerl ist, läßt ihn keinen Augenblick aus den Augen und wenn der Alonso früher allerlei Teufelsstreiche vollführt, so wird es ihm jetzt zehnfach heimgezahlt."

„Das hat seine guten Ursachen," warf ein pfiffiger Yankee dazwischen. „Will's Euch sagen."

Er beugte sich über die Back weg, und sagte mit flüsterndem Tone:

„Calculire, daß niemals ein Geschäft geschlossen ist, welches sich so klar abgewickelt, als dies zwischen den Beiden. Unser Capitano ist nicht immer Führer einer Schoonerbrigg gewesen, sondern war ein armseliger Sklave, der einem reichen Mulattenweibe überall nachlief, damit sie ihn frei kaufe und dann heirathe. Diese Mulattin aber war die heimliche Geliebte des Alonso, der damals ein entsetzlicher Schmuggler und über die Maßen eifersüchtig war. Als er nun eines Abends

unsern Capitano erblickte, wie er ihm in's Gehege gehen wollte, schlug er ihn todt."

„Was?" fragte Niederländisch-Westindien. „Er schlug den Alonso todt?"

„Nein!" warf der creolische Mississippier dazwischen. „Der Alonso schlug den Capitano todt."

Die ganze Crew brach in ein wüthendes Gelächter aus und der Yankee rief ärgerlich dazwischen:

„Wenn Ihr Alles besser wißt, warum fragt Ihr mich? Ihr schwatzt nur Unsinn. Ich sagte, daß Alonso wie er eines Abends unsern Capitano erblickte, als er zu dem Mulattenweibe in's Fenster stieg, er dermaßen ergrimmte ...."

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Juan stand ihm gegenüber und sah ihn mit rollenden Augen an:

„Schweigt, rathe ich Euch und wagt nicht wieder den Mund zu öffnen, so lange Ihr zwischen den Planken dieses Schiffes athmet, sonst brauche ich meine Macht und Ihr sollt, trotz Eures Amerikanischen Bürgerthums, an der Nock meiner Vorderraa hängen, wenn irgend ein Tauende am Bord geschmeidig genug ist, Euch die Kehle zuzuschnüren."

Der Yankee sprang auf: „Hängen wollt Ihr mich? Solches Wort darf Niemand ungestraft zu mir sprechen.

Auch ein Capitano nicht und wäre er schwärzer, wie der Teufel."

Juan regte sich nicht, aber drei seiner vertrautesten Leute sprangen herzu und warfen den Amerikaner hinterrücks zu Boden.

„Du kannst also nicht schweigen, mein Junge? Dann sollst Du es lernen und ich hoffe, Du lernst es in wenigen Augenblicken gründlich begreifen. Schließt ihm das Maul, Bursche."

Mit diesen Worten entfernte sich der Capitano. Die Leute hatten dem Yankee die Hände auf dem Rücken fest zusammen geschnürt. Jetzt klebten sie ihm ein heißes Pechpflaster auf den Mund und drückten es so fest, daß es dem Yankee nicht möglich war, nur einen Laut von sich zu geben. Vergebens hatte er sich gesträubt. Er stampfte mit den Füßen und machte die größten Anstrengungen, seine Arme zu befreien. Es gelang nicht. Aber die vergeblichen Bemühungen machten einen so komischen Eindruck, daß die Backmannschaft sich nicht länger bezwang, und in ein lautes Gelächter ausbrach.

Endlich wurde der Yankee es müde, sich vergeblich abzumühen. Er warf sich auf eine schmale Kiste und blickte ingrimmig vor sich hin. Die glühende Röthe seines Gesichtes bezeugte, daß seine Gedanken nicht die

friedlichsten waren. Von der Mannschaft wagte es Keiner, ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien. Der Capitano übte eine so mächtige Disciplin, daß seine rächende Hand gewiß auf Denjenigen zurückgefallen wäre, welcher seine Anordnungen hätte zerstören wollen. Sie schlichen achselzuckend bei Seite, der Eine hierhin, der Andere dorthin und bald saß der Yankee mit seiner Wuth und seinem Ingrimm hülflos allein.

Da nahte sich Alonso. Der sonst so gefürchtete Schmuggler sah sich nicht mehr gleich. Hunger und Mißhandlungen hatten ihn zum Gerippe abgemagert. Die Last des erduldeten Elends hatte seinen stolzen Nacken gebeugt und der Kopf, mit ergrautem Haar spährlich bedeckt, hing auf die Brust herab. Aber mit dem Körper hatte der Geist nicht gelitten. Nicht wie sonst, schweifte dieser in die Nähe und Ferne nach hundert Richtungen. Er haftete nur an einem Gegenstande; an die Erinnerung des Erduldeten, an die Hoffnung einer Wiedervergeltung. In seinen tiefliegenden Augen glühte ein unheimliches Feuer und Wen sein düsterer Blick traf, dem drang es wie ein tödtlicher Stich in das tiefinnerste Herz. Er ließ sich dem Yankee gegenüber an den Boden gleiten und sagte:

„Haben sie Dir einen Maulkorb angelegt, mein

Junge? Du bist schlimmer daran, als ich. Brachen sie mir auch die Zähne aus, um mich am Beißen zu hindern, haben sie mir doch das Bellen nicht verwehrt. Man muß sich in Alles schicken."

Der Yankee machte eine heftige Bewegung, um anzudeuten, daß er losgebunden sein wollte.

„Du bist noch feurig," sagte Alonso. „Wirst Dich schon mit der Zeit abkühlen. Losbinden soll ich Dich? Damit Du abermals Deine Hand an mich legst? Du bist auch Einer von denen, die mich wegstoßen, wie einen räudigen Hund und dann Wunders glauben, welche Heldenthat sie vollführt. Aber — Dir kann ich es wohl sagen, denn Du wirst es nicht so leicht ausplaudern. Es ist Alles verzeichnet. Alles! Und so gewiß als der Tag kommt, den ich ersehne, es soll Keiner bei der Abrechnung vergessen werden."

Der Yankee sah ihn an. Sprechen konnte er nicht. Aber sein Auge blickte so ausdrucksvoll, daß es nicht möglich war, die eigentliche Herzensmeinung mißzuverstehen.

„Du wirst ungeduldig?" grinsete Alonso. „Ja, ja! Ich kenne Euch Amerikaner. Dies Pflaster auf Deinem Maule ist nichts Geringeres, als ein Riß durch das blaue Sternenbanner. Aber bilde Dir nichts ein. Selbst

ist der Mann. Wenn Du Dein Werk nicht mit eigenen Händen verrichtest, bleibt es ungethan. Uncle Sam rührt darum weder Hand noch Fuß."

Der Yankee stampfte mit den Füßen.

„Unnütze Arbeit. Du kannst lange stampfen, ehe Du diese Bohlen mürbe machst. Ich sagte es Dir schon. Uncle Sam hat etwas Besseres zu thun, als sich um Dein Pechpflaster zu bekümmern. Warum auch ein ganzes Volk bemühen, wenn ein Einziger genügt?"

Der Gefesselte sah Alonso fest an.

„Ich soll Dich befreien? Nicht wahr?"

Jener nickte hastig.

„Du bist ein kluger Bursch. Damit sie mich peitschen und mit Füßen stoßen, wenn sie es erfahren? Und Du bist vielleicht der Erste, der es ihnen sagt; stehst ihnen bei und schlägst die Hand, die Dich frei machte. Daß ich ein Narr wäre."

Mit Ungestüm schüttelte sich der Yankee und blickte unwillig auf Alonso. Dieser fuhr fort:

„Komm, Bursch; wir wollen mitsammen reden. Es reift ein Gedanken in mir, den ich nicht allein ausführen kann. Willst mir dazu bereitwillig eine Hand leihen, so gieb ein Zeichen und ich will meine Haut für Dich wagen. Nun, ich verstehe. Will Hand an's Werk

legen. Aber höre! Wenn Du nun frei bist, stürme nicht gleich auf das Deck und fluche und wettere alle tausend Teufel auf ihre Köpfe herab, wie das sonst Deine Art ist, sonst werfen sie Dir eine neue Schlinge über den Kopf und es ist derselbe Bettel. Verbirg Dich. Suche Dir den verborgensten Winkel aus und bleibe dort, bis es Nacht geworden. Ich finde den Weg zu Dir und wir werden leicht handelseins.

Er begann die Stricke zu lösen, womit Jenem die Arme zusammen geschnürt waren. Als dieser sich frei fühlte, zuckte er, und es klang fast, wie ein Schmerzenslaut.

„Ich kenne das," sagte Alonso. „Hätte ich Dir das Maul frei gemacht, Du brülltest jetzt wie ein Alligator durch das ganze Zwischendeck. Geh in Deinen Versteck, rathe ich Dir, strecke Deine Glieder und suche nach und nach des Pflasters Herr zu werden, dann wird Dir auch die Besinnung wiederkehren. Harre meiner zur Nacht. Wir wollen ein tüchtiges Gebräu zusammen gießen, woran unser glorreicher Capitain sein ganzes Lebenlang schlucken soll."

Alonso ging und der Yankee zog sich nach dem Buge zurück, wo er sich zwischen hoch aufgestapelten Fässern ein Lager bereitete. Alonso aber begab sich auf seinen gewöhnlichen Platz am Fockmast, wo die Mann-

schaft auf einen Haufen gedrängt stand und den Horizont beobachtete, der keinen besonders freundlichen Anblick gewährte.

Von allen Seiten brauten Wolkenmassen auf. Immer senkrecht emporsteigend, hüllten sie die See in ihre Schatten. Eine grau düstere Färbung verbreitete sich über die Atmosphäre. Alonso überflog das Ganze mit einem Blicke und sagte vor sich hin:

„Madre de Dios! Das ist derselbe Himmel, wie in jener Nacht, da der „Ecuador" sank."

„Was brummt der Kerl vor sich hin in den Bart?" rief der Merikaner, der eine Art von Oberherrschaft auf dem Verdeck zu führen schien. Es war die Ueberlegenheit im Dienst zur See, welche ihm in allen praktischen Dingen die Uebrigen unterordnete.

„Ich sage, daß dies die Vorboten eines Orkanes sind, wie man ihn selten auf der See erlebt," entgegnete Alonso. „Unser Schiff kann von Glück sagen, wenn es wohlbehalten in die Bai schlüpft, bevor jene schwarzen Gesellen uns ihre Regenschauer und Windboeen in die Segel werfen."

„Schwatze keinen Unsinn. Ist jetzt die Zeit der Orkane?"

„Orkanzeit ist immer, wenn des Teufelszeuges so-

viel in der Tiefe zusammen gährte, daß es dort keinen Platz mehr hat. Dann fährt es in die Höhe, platzt auseinander und Wen der Schlag trifft, der stürzt hin, um nie wieder aufzustehen. Wer es gut mit sich meint, legt Hand an's Werk, so lange es noch Zeit ist und wartet nicht, bis der Nordwest Stengen und Raaen zu Deck bringt, sondern thut es selbst."

Das Volk sah sich unter einander an. Alonso eilte nach dem Halbdeck, wo der Capitano in einer lebhaften Unterredung mit Juan Perez begriffen war. Hier kauerte er sich bei einem Geschütze nieder und sah zu dem schwarzen Gebieter auf, so still und demüthig, als habe er von ihm nichts als Glück und Heil zu erwarten.

„Es ist eine Luftbildung und nichts weiter," sagte der Capitano mit einem Tone, der jede Erwiederung abschneiden sollte. „Wo käme jetzt ein Orkan her? Der Atlantic-Orkan kehrt so regelmäßig wieder, wie das Christfest und der Auferstehungstag."

„Und all die Wolken?" fragte Juan Perez, den es innerlich schüttelte, denn er gedachte der verhängnißvollen Nacht, die eine gleiche Wucht auf das Verdeck des „Ecuador" herabstürzte. „Wenn Einer von all dem Volke, welches am Bord ist, eine rothe Mütze auf dem

Kopfe hätte, ich würde glauben, es sei ein spitzbübischer Norrmann, der uns tausend Unglück auf den Hals hetzte."

Alonso wollte auffahren, aber er besann sich und duckte sich nur noch mehr zusammen. Der Capitano bemerkte ihn und rief mit dem verletzenden Hohne, der immer durchklang, wenn er seinen früheren Peiniger anredete:

„Nun, Euer Gnaden, Senhor Dom Alonso und großmächtigster Capitano von Hundehaus und Hühnerhock, was sagt Deine glorreiche Majestät? Kann Deine Herrlichkeit uns in dieser Angelegenheit einige Aufklärung geben, oder ist es mir gelungen, das letzte Fünkchen Verstand aus Deinem Schädel heraus zu schlagen? Ist das der Orkan?"

„Nein!" sagte Alonso mit fester Stimme und erhob sich.

„Oho!" rief Juan Perez giftig und fuhr auf seinen ehemaligen Herrn zu. „Willst mir sagen, was Orkan ist und was nicht? Stecke ich heute etwa zuerst meine Nase in die offne See hinaus, oder habe ich zwei Drittheile meines Lebens auf Salzwasser umher geschwankt? Es sind die wohlbekannten Gestalten aus der Ecuador-Nacht, die uns dort zunicken. Wenn das kein Orkan ist, was zum Teufel ist es denn?"

„Der Vorbote des Erdbebens," antwortete Alonso mit ruhigem Tone, und blickte auf die immer schräger sich herabsenkenden Wolkenmassen.

„Alles laufende Gut zu Deck!" rief der Capitano dem Volke vor dem Fockmaste zu. In einem Nu waren Alle oben.

Es war nicht der Eifer, der Erste zu sein, der dem Befehl folgte. Es war die Begier der Selbsterhaltung welche die Matrosen in die Wanten jagte, und auf die Raanocken hinaustrieb. Die luftigen Bramtoppe verschwanden und das letzte Reff ward in die Segel gelegt. Endlich war die mühsame Arbeit gethan und das Volk stand in ernster Erwartung, Jeder auf seinem Posten. Da trat die Sonne, längst von den Wolken verhüllt, unter den Horizont und eine tiefdunkle, tropische Nacht lagerte auf dem Ocean. Alle Herzen schlugen banger, erwartungsvoller.

Plötzlich rollte es von einem Ende der See zum andern. Nicht von oben herab kam es. Die Wolkenmauer stand fest wie ein Eisenwall und kein Blitz fuhr längs derselben hin. Es war ein unterirdischer Donner, der aus der Tiefe empor schnellte und die See hoch in die Luft schleuderte. Sie fiel aus der Höhe zurück und ein weißer Gischt deckte die weite Fläche, anzuschauen

wie ein unbegränztes Schneefeld. Die Schoonerbrigg erbebte in allen ihren Fugen. Die Matrosen stürzten in die Kniee und schrieen:

„Sancta Maria! Ora pro nobis!“

Aber der losbrechende Sturm verschlang die Flehensworte der Schmuggler und spielte mit dem Takelwerk, das er in hundert Fetzen zerriß.

Alonso war hinunter gekrochen und fand den Yankee in seinem Versteck. Dieser hatte sich von dem verhängnißvollen Pflaster befreit und empfing seinen Befreier mit lautem Geschrei.

„Gut für Dich, daß der Sturm Deine Stimme verschlingt, sonst würde man Dich hören, überall wo vom Kiel bis zum Top ein offnes Ohr am Bord ist. Die Dunkelheit kommt Dir zu statten. Man sieht Dein Gesicht nicht, das durch das Abreißen des Pflasters arg zerfetzt sein muß. Gebehrde Dich nicht, wie ein Narr. Ich bringe Dir für Deine Wunde einen Balsam. Du sollst Dich rächen.“

„Ja!“ rief der Yankee. „Blut für Blut. Es muß Blut fließen.“

„Vielleicht noch etwas Besseres!“ sagte Alonso eiskalt. „Du weißt, was wir einander gelobt haben. Hülfe für Hülfe. Es ist bereits stockfinstere Nacht. Folge

mir nach oben, wo jetzt wenig Zeit bleibt, auf Dich zu achten und halte Dich in meiner Nähe. Das ist vorläufig Alles."

„Wills!" sagte der Yankee. „Aber Rache muß ich haben vollauf."

Beide blieben noch einige Augenblicke flüsternd beisammen, während der Sturm zu einer nie geahnten Höhe stieg und die See in der furchtbarsten Aufregung war. Blitze schossen zischend nach allen Richtungen und der Donner rollte von einem Ende des Horizontes zum andern in ununterbrochener Folge. Die Schoonerbrigg krachte in allen Fugen und das stehende wie das laufende Gut war in die gräßlichste Verwirrung gerathen. Die Mannschaft verlor die Besinnung und lief durcheinander, ohne auf den Capitano zu hören, der mit lautem Ungestüm seine Befehle in die Nacht hinausschrie, aber nicht erreichte, daß einer derselben befolgt wurde.

Juan Perez stand am Steuer und suchte dem Schiffe einigen Halt zu geben. Aber seine Kraft war erschöpft. Der Aufruhr der Elemente hatte auch ihm die Besinnung genommen. Seine Kniee schlotterten.

Da war es, als zeige sich vor dem Buge ein Gegenstand, noch dunkler als die dunkle Nacht welche die See umhüllte. Scharfkantig und abgeschlossen trat er auf

Augenblicke hervor, wenn die Blitze daran niederzüngelten.

Plötzlich haftete das Feuer. Es setzte sich an einem Punkte fest und gleich darauf wirbelte eine prächtige Flammensäule in den dunklen Nachthimmel empor.

Ein Ruf des Staunens und des Schreckens holte über das Verdeck und Juan Perez, voll Entsetzens über diesen Anblick, ließ die Ruderpinne fliegen, die, bald am Steuerbord, bald am Backbord gegen die Reilingen schlug.

„Das ist unser Eiland!“ rief der Capitano lebhaft. „Kein anderes Land in der Nähe. Der Blitz hat uns den Wald entzündet, damit wir den Weg aus diesem Wirrsal finden. Warum laßt Ihr die Ruderpinne los, Ihr Teufel? Greift an, oder es geht Euch an den Hals.“

Juan Perez bemühte sich vergebens, die Ruderpinne einzufangen. Alle Gespensterfurcht war bei dem Anblick des Feuers auf's Neue erwacht und alle Kobolde, die jemals einem Seemann Furcht oder Grauen bereiteten, tanzten vor seinen Blicken.

Da stürzte sich ein Fallwind auf das Schiff und drückte es so tief in die Fluth, daß die dunklen Wellen mit ihren Schaumhäuptern wie Bergriesen um dasselbe

ſtanden. Der Capitano ergriff im entſcheidenden Augenblick das Steuer und verſuchte, den willenloſen Rumpf im Gleichgewicht zu erhalten. Plötzlich flog das dichtgereffte Toppſegel aus den Leiken, die Stenge brach zuſammen und ein Gienblock mit ſchweren, eiſernen Bändern fiel herab. Er zerſchmetterte den Arm des Capitano, der laut aufſchreiend die Steuertaille fahren ließ. Auf's Neue ſchnaubte die Schoonerbrigg in den Wind.

Da erſchien Alonſo auf dem Halbdeck und indem er Juan Perez mit lautem Fluche ſo heftig ſeitwärts ſchleuderte, daß derſelbe wie vom Schlage getroffen niederſtürzte, ergriff er mit ſtarker Hand das Steuer und brachte die Schoonerbrigg wieder auf den rechten Cours. Der Yankee hatte ſich unter das Volk gemiſcht, das, wie ſeine Offiziere, den Verſtand verloren hatte, und ihren vereinten Anſtrengungen gelang es, die Sturmſock beizuſetzen und dadurch dem Schiffe wieder einigen Halt zu geben.

Der Sturm dauerte fort. Die Wellen rollten unter- und übereinander hin und begruben mitunter das Schiff ſo tief in ihrem Schooße, daß die beiden Maſtſtumpfe mit den Unterraaen wie zwei Grabkreuze aus der See aufſtiegen.

Ein lautes Geſchrei hallte abermals über das Deck.

Das Langboot, welches zwischen den beiden Masten, von starken Krabbern gehalten, in seinen Klammern stand, gerieth in's Schwanken. Keiner hatte es beachtet, daß der Yankee diese Krabbern am Steuerbord gelöst und somit das Boot den Elementen preisgegeben hatte. Als Alonso das Geschrei vernahm und den gellenden Pfiff des Yankee, wandte er das Steuer so geschickt, daß eine heranrollende Welle über die Breitseite wegstürzte und das schwankende Langboot mit sich fortriß.

Mit Blitzesschnelle lief die Brigg ihren Cours vor dem Sturmsegel hin. Der Capitano hatte sich mit seinem zerschmetterten Arm in die Kajüte begeben und war dort ohnmächtig hingesunken. Auch am Kopfe hatte er eine starke Verletzung empfangen und das Blut floß unaufhaltsam aus der Wunde hervor.

Juan Perez hatte sich von seiner Furcht erholt. Er ging zum Steuer, um Alonso seine Befehle zu ertheilen, und ihm sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Dieser antwortete nicht; aber er pfiff schrillend über das Verdeck hin und alsbald kam der Yankee herbei.

„Nimm die Steuertaille hin, Mann!“ sagte Alonso und sprang dann gleich einer Hyäne dem Juan Perez an die Kehle:

„Du bist der Erste, mit dem ich diese Nacht abrechne. Dir danke ich es, daß ich in dies Leid gekommen bin. Du verschuldest es, daß ich den Jahre langen Hohn erduldete. Dafür will ich meine Rache."

Er riß ihn zu Boden und schnürte ihm mit bereits früher herbeigeschafften Tauenden Arme und Beine zusammen. „Die Andern müssen auch sterben, aber sie werden es sehen, wenn der Kiel unter ihren Füßen sinkt und mit ihnen in den Abgrund fährt. Du aber sollst tief unten liegen, allein und hülflos, bei jedem Ruck, der durch das Schiff bebt, den Tod zehntausend Mal fühlen. Hast nicht auf der Back die rothe Mütze gesehen, Du verrätherischer Hund? Jetzt ist sie über Dich gekommen."

Er schloß ihm den Mund mit einem Knebel von Werg und schleifte ihn dann in das Zwischendeck hinab.

„Hinunter mit Dir!" schrie er mit fürchterlicher Stimme und ließ ihn in den Raum hinabfallen. Dann kehrte er im Fluge auf das Verdeck zurück.

Der Regen goß in Strömen herab. Er schlichtete in Etwas die See. Aber der Brand war im Erlöschen und mit jeder Secunde verschwand der dunkelrothe Schein immer mehr und mehr.

„Nun her die Steuertaille!“ sagte Alonso. „Und habe wohl Acht. Ich kenne das Eiland, denn ich habe oft genug .... Nach vorne. Wenn ich den rechten Cours habe, muß sich jetzt gleich am Backbord eine Reihe Klippen zeigen, über welche die See hinstürzt. So wie Du sie erblickst, giebst Du das Zeichen.“

Der Yankee war fort. Das Sturmsegel hielt fest gegen die schwere Boe, die seit langer Zeit nicht mit solcher Wuth auf diesen Theil des Oceans herabstürzte. Der Capitano kam, Kopf und Arm verbunden, mit Blut überströmt zu Deck und rief seinen Steuermann.

„Der ist gut gebettet!“ rief ihm Alonso als Antwort entgegen.

Kaum ausgesprochen, flog das schrillende Pfeifen über das Deck. Alonso hob das Steuer und mit verdoppelter Schnelle schoß die Schoonerbrigg dahin.

„Brandung! Brangung!“ rief es mit lauter Stimme und ein Ruf des Entsetzens mischte sich darin. „Brandung überall!“

Das Schiff sauste mitten in den weißen Gischt hinein. Es war, von zahllosen Klippen umstarrt, unwiederbringlich verloren.

Der Capitano stand regungslos. Die Mannschaft lief verwirrt durcheinander. Ein stilles Grauen überfiel

Jeden, als die Schoonerbrigg gegen eine der Klippen stieß und mit eingedrücktem Buge zurückprallte.

„Mein Werk ist gethan!“ rief Alonso und ließ die Rudertaille fahren. Der Yankee kauerte am Heck. Mit einem Sprunge waren Beide über dasselbe weg in die schaukelnde Jolle.

V.

Es war heller Tag. Die Schoonerbrigg saß zwischen den Klippen festgekeilt. Die Jolle am Heck war verschwunden. Wie Alonso und der Yankee es gemacht hatten, dieselbe herabzulassen und davon zu kommen, ohne von der Brandung verschlungen zu werden, oder am Granit zu zerschellen, wußte Keiner zu sagen. Das Langboot war schon auf der See verloren. Jedes Mittel, das Land zu erreichen, fehlte. Ein beherzter Bursche wagte es mit Schwimmen. Er wurde ein Opfer seines Wagnisses. Hier war nichts zu thun, als sich in Geduld zu fassen und das Ende des Sturmes abzuwarten.

Unfern von diesem Schauplatze lag am Uferrande das Jollboot, arg zugerichtet und gekentert. Aber die damit Entflohenen waren der grollenden See glücklich entkommen. Sie kletterten aufwärts an der schroffen Felswand und durchschnitten den Raum, der von dem

Vorgebirge aus eine klare Ebene bildet, bis sie sich allmählich thalwärts neigt. Hier hatten die Waldriesen gestanden, die der Blitz über Nacht entzündete und ihren Flammengruß weit hinaus sandten in die stürmende See. Rechts und links von ihrem Pfade verkohlte Stämme und unter der dichten, vom prasselnden Regen aufgeweichten Asche glomm es an vielen Stellen unheimlich weiter. Aber die Wanderer achteten nicht darauf, sondern zogen, eifrig mitsammen sprechend, bis zum Thalabhange. Dort stand Alonso still und sagte:

„Unser Vertrag ist aus. Ich habe Dich befreit; Du hast mir geholfen, ungefährdet vom Bord zu kommen und wir sind Beide außer dem Bereiche jenes Fahrzeuges, das seinen Kiel nimmer flotten wird. Ziehe jetzt Deines Weges, wohin es Dir beliebt; ich gehe den meinen und will keine weitern Zeugen."

Er ging ohne Gruß und verschwand bald zwischen dem Gebüsch, das üppig wuchernd bis in die Tiefe hinabreichte.

Vor dem großen Blockhause, welche die Wohnung des Capitano Juan war, saß gegen Abend die Mulattin Alda. Ihr gegenüber stand Lulu, mit Juanita, die in ihren Armen eingeschlafen war.

„Süßes Kind! Liebes, holdes Geschöpf! Juanita!

Juanita!“ flüsterte die Mutter und beugte sich über das schlafende Kind herab. „Sancta Maria, die allerheiligste Jungfrau behüte Deine Augen. Wie kommt es, daß das Kind so früh eingeschlafen ist?“

„Juanita viel müde!“ sagte Lulu wichtig. „Viel laufen! Viel springen. Sehen Schmetterling. Wollen selbst sein Schmetterling. Fallen um und schlafen ein.“

Die Negerin grinzte vor Vergnügen und setzte hinzu:

„Lulu bringen Juanita zu Bette.“

„Noch einen Augenblick!“ sagte Alda, sich zu dem Kinde herrabbeugend, das im Schlafe lächelte. „Wenn Dich der Vater so sähe. Wo er nur bleibt? Der Kreuzzug dauert ungewöhnlich lange und der Sturm der vergangenen Nacht war fürchterlich. Geh, Lulu! Trage die Kleine hinein. Hüte sie wie Deinen Augapfel und gehe ihr nicht von der Seite.“

„Mir nicht lassen Juanita!“ antwortete Lulu, indem sie die Kleine sanft an sich drückte und in das Haus zurückging.

„Der furchtbare Sturm und die wilderregte See!“ wiederholte Alda, ihren Gedanken nachhängend. „Kaum, daß sie sich jetzt zu beruhigen anfängt. Dazu das hell leuchtende Feuer zur Nacht. Mich faßt ein Schauer an.“

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nur allmählich beruhigte sich die erregte Phantasie. Der Tag verstrich, ohne daß das Geringste sich ereignete. Als die Nacht anbrach, war der Himmel wolkenrein und mit goldenen Sternen besetzt. Die See lag spiegelglatt. Thüren und Fenster waren geschlossen. Tiefe Stille überall. Um Mitternacht stand der Mond leuchtend am Himmel, und warf sein magisches Licht über See und Land. Eine tropische Mondnacht. Das Märchen im Märchen.

Da tauchte fernab, umflossen vom magischen Lichtschimmer, eine dunkle Gestalt auf. Sie reichte weit über die schlummernde Saat hinaus, und flog durch die Felder und Pflanzungen, welche das hohe Blockhaus umgaben. Sie mußte wohl bekannt sein in dieser Gegend, denn sie fand jeden Richtweg und traf genau die niedrigste Stelle des Geländers, womit der Garten umgeben war. Nun war der unheimliche Gast hinüber. Er verschwand unter den Büschen und tauchte gleich darauf am Fuße der Veranda wieder auf. Mit einem Satze war er mitten auf derselben. Alle Fenster und Thüren wohl verwahrt. Keine zu öffnen, ohne großes Geräusch. Mit der Gewandtheit einer Katze klomm er an den Pfeilern, die das Dach der Veranda trugen, in

die Höhe und gelangte von dort auf das Dach selbst. In einem Nu schwang er sich auf den Rand des Schornsteins und tauchte in denselben hinab.

Die Schläfer kümmerte es nicht. Sie lagen, von lieblichen Träumen umgaukelt, ohne Ahnung dessen, was sich in ihrer Nähe begab. Eine halbe Stunde verstrich. Dieselbe Todtenstille auf Land und See, wie vorhin. Nur ab und zu schallte der heisere Schrei der Perroquets aus dem nahen Gebüsche herüber. Da öffnete sich eines der Fenster, das in den Garten führte. Der unheimliche Gast erschien auf der Brüstung. Er trug etwas auf dem Arm, das sorgfältig mit einem Tuche verhüllt war. Mit gleicher Gewandtheit, wie er vorhin das Dach erklommen, glitt er hinab, setzte über das Geländer und verschwand am Saum des Waldes, aus welchem er vorhin auf die Lichtung hinaustrat.*)

Der Tag brach an. Die Luft war gewitterschwer. Die Sonne brannte schwül. Wirre Traumbilder hatten

---

*) Der Leser findet hier dasselbe Motiv, wie in der Erzählung „Pflanzer und Freineger" (Band 2.) Ich bin es demselben schuldig, zu erklären, woher diese Aehnlichkeit stammt. Diese Wiederholung ist die Erinnerung an zwei Ereignisse, die mich, während meines Aufenthaltes in Westindien, wie halbverklungene Sagen umtönten, und die ich hier wiederzugeben versuchte.

H. S.

Alda während der ganzen Nacht geängstigt. Sie sah sich am Meere stehen. Der Horizont war finster und als sie aufblickte, wurde die Wolke zum Riesenvogel, dessen Flügel über die See reichten. Plötzlich schoß das Unthier senkrecht auf sie herab. Mit einem Angstschrei fuhr sie empor. Es war nichts. Nun schien es ihr, als vernehme sie innerhalb des Hauses einen dumpfen Lärmen. Sie horchte scharf hin. Der Lärm verstummte. Bald darauf glaubte sie einen unterdrückten Angstruf zu vernehmen. Sie wollte aufspringen, aber es lag ihr wie Blei in den Gliedern, und sie sank wieder in den früheren Traumschlaf zurück. Sie sah sich allein, in undurchdringliche Nacht gehüllt und tappte im Dunklen umher, als auf einmal helle Flammen aus dem Boden aufschlugen, und zu ihr emporzüngelten. Sie erwachte aufs Neue, in Fieberschauer zitternd und rief nach ihrer Dienerin. Diese kam schlaftrunken herbei und die Herrin befahl ihr, Lulu zu rufen und Juanita mitzubringen. Die Sehnsucht nach dem Kinde war so mächtig in ihr, daß sie es keinen Augenblick mehr entbehren wollte. Da vernahm sie einen gellenden Schrei. Gleich darauf stürzte die Dienerin mit allen Zeichen der Todesangst wieder in das Zimmer. Zu sprechen vermochte sie nicht. Sie

deutete mit der Hand rückwärts und brach dann ohnmächtig zusammen.

„Mutter aller Gnaden!“ rief Alda aufspringend und eine schreckliche Ahnung durchzuckte sie. Das Entsetzen, was sich ihrer bemächtigte, war so plötzlich, daß sie am Boden wie festgewurzelt stand. Endlich ermannte sie sich und schwankte nach der Kammer, wo die Wärterin mit dem Kinde schlief.

Das Bette war leer. Juanita verschwunden. Lulu lag ausgestreckt am Boden. Ein Messerstich, mitten in das Herz hinein, hatte sie getödtet. Die verzerrten Züge, die Wunden an den Händen bezeugten, daß sie vor ihrem Ende mit dem Mörder einen kurzen, aber schweren Kampf bestanden.

Ein entsetzensvolles Jammern erhob sich, als die Bewohner des Hauses herbeiströmten. Alda war leblos zusammen gesunken. Man trug sie auf ihr Lager. Die Schmerzenskunde flog von Haus zu Haus. Die ganze Colonie strömte zusammen. Männer, Weiber, Kinder umstanden das Herrenhaus im dichten Gedränge.

Die Frau bewußtlos; das Kind verschwunden; die Wärterin ermordet. Heulen und Schreien von allen Seiten; Klagen und Jammern auf allen Lippen. Aber nirgends ein beruhigendes Wort, kein ordnender Ge-

danke, keine helfende Hand, um dies wirre Chaos zu lichten.

Und der schwer betroffene Vater, seines letzten großen Gewinnes durch die Gewalt der Elemente beraubt, nichts rettend als das nackte Leben, kommt langsam durch den halb verkohlten Wald, keine Ahnung von dem neuen Verlust, der ihn ungleich schwerer betroffen.

Langsam hat sich der Capitano von dem harten Unfall erholt und die Wunden nothdürftig verbunden. Er kehrt auf das Verdeck zurück, wo seine Gefährten vergeblich bemüht sind, ein Floß zusammen zu zimmern. Die rollende Brandung spottet jeder Anstrengung. Der Capitano läßt sie gewähren. Er selbst denkt noch nicht daran, sein Schiff zu verlassen. Mit großem Ernste prüft er den Zustand der Schoonerbrigg und sinnt auf Mittel, sie ihrer gefährlichen Lage zu entreißen. Erst nachdem er überzeugt ist, daß sie in dem Kampfe mit Sturm und Wellen so schwer beschädigt ward, daß er sie nicht mehr flotten kann, giebt er sie verloren und stürmt mit einem bösen Fluche all seinen Zorn und Grimm über den bösen Dämon seines Lebens aus.

„Wo ist Alonso?“ ruft er den Seinen zu. Aber keiner von Allen weiß Auskunft zu geben. Von der Minute an, da Alonso das Steuer verließ und der

Schreckenruf: „Brandung! Brandung!“ erscholl, hat ihn Niemand bemerkt.

„Ihm danke ich es!“ sagte der Capitano vor sich hin. „Aber, wenn er nicht von der See weggerissen ist; wenn ich ihn finde, wo es immer sei; er soll es mir büßen. Bei dem Haupte meines Kindes schwöre ich es!“

Der Unglückliche hatte kein Kind mehr.

Er vereinigte sich mit den Seinen zur gemeinschaftlichen Rettung. Es gelang ihnen endlich, Mittel zu finden, mit dem Ufer eine Verbindung herzustellen und er wanderte darauf der ersehnten Heimath zu.

Ein trübes Ahnen umdüsterte den Sinn des Capitano. Immer schwerer drückte es sein Herz zusammen, je näher er der Schwelle seines Hauses kam und mehrere Male stand er still, als versagten ihm seine Füße den Dienst.

Als die Wanderer die Spitze des Hügels erreichten, von welchen herab man die Ansiedelung mit einem Blicke vor sich sah, und die Kommenden das wirre Drängen vor der Wohnung des Capitano gewahrten, schrie dieser laut auf: „Hier giebt es ein Unglück!“ und flog wie ein Sturmwind den Hügel hinab. Die Uebrigen folgten ihm mit gleicher Schnelle.

Die Herbeieilenden wurden bemerkt. Man lief ihnen

entgegen; man rief, man schrie ihnen zu und machte Zeichen über Zeichen. Als die vorauf laufenden Weiber die Besatzung des Schooners so dicht vor sich sahen, stießen sie ein furchtbares Geheul aus. Sie erblickten ihre Angehörigen, welche sie am Bord der Schoonerbrigg mit fliegenden Segeln und lustig auswehender Flagge, überhäuft mit Schätzen, erwarteten, in zerrissenen Kleidern barhäuptig und mit Wunden bedeckt, den Einzug haltend. Dieser Anblick rief neues Entsetzen wach.

„Wo ist Alda? Wo ist mein Weib?" schrie der Capitano. Die Menge wich vor dem Klange seiner Stimme zurück. Alda saß, von ihrer Dienerin unterstützt, auf der oberen Schwelle des Hauses und schlug, aus ihrer langen Betäubung erwachend, die Augen auf. Ihr Gatte warf sich bei ihr nieder. Lautschluchzend sank sie an seine Brust und sagte mit erstickter Stimme:

„Sie ist fort."

In wenigen Augenblicken wußte er Alles. Sprach- und rathlos saß er da. Es war in dem Laufe eines Tages zuviel auf ihn eingestürmt. Dann sprang er auf und rief: „Alonso!"

Der Name flog von Mund zu Mund. Jeder wußte, was der Capitano meinte. Die Schmuggler sprachen unter sich, erst leise in abgerissenen Worten; dann lauter

und zusammenhängender. Jetzt wollte Jeder bemerkt haben, daß Alonso überall gewesen und mit dem Yankee zusammen steckte, der auf eine unbegreifliche Weise seiner Bande ledig geworden. Am Steuer im Zwischendeck, am Heck habe man sie vereint gesehen. Wie ein Blitzstrahl schlug es nieder. Die Jolle war am Heck verschwunden und kein Zeichen bekundete, daß eine Sturzsee sie vom Wrack weggerissen.

„Er ist entflohen!" rief der Capitano. „Vielleicht ist es ihm gelungen, das Land zu erreichen. Hat er auf der Insel festen Fuß gefaßt, so finde ich ihn. Fort mit Euch! Alle! Alle! Dringt in das tiefste Dickicht. Durchwühlt jede Schlucht! Jede Felsspalte! Wer mir ihn wiederbringt, den will ich bezahlen mit Allem was mein ist."

Die Schmuggler stoben auseinander, und zerstreuten sich über die ganze Insel. Der Capitano wollte mit ihnen, aber seine Wunden brannten und forderten gebieterisch dringende Hülfe. Alda vergaß einen Augenblick ihre schreckliche Angst und widmete dem Gatten die zärtlichste Sorgfalt.

Mehrere Stunden vergingen. Ein Theil der Mannschaft kehrte zurück, den Yankee in der Mitte, den sie zu dem Capitano führten. Er schwieg anfänglich voll

Trotz und Beharrlichkeit. Aber die furchtbaren Drohungen des Capitano und die Vorbereitungen, die dieser treffen ließ, ihn zu peinigen, lösten seine Zunge. Er bekannte sein Einverständniß mit Alonso, ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen, die Schoonerbrigg zum Stranden zu bringen und das gemeinsame Wagestück, mit der Jolle in die Brandung hinein zu steuern. Von der Stunde an, als sie nach der Landung von einander schieden, hatte der Yankee von Alonso nichts weiter gehört. Er hatte in dem nahen Gehölze Schutz gesucht und war dort vor Müdigkeit fest eingeschlafen. Erst kürzlich habe er sich der Pflanzung genähert, um Speise zu suchen und sei bei dieser Gelegenheit gefangen.

Der Capitano hörte ihn mit eiserner Ruhe an. Er bewegte sich, während der ganzen Erzählung nicht. Als der Yankee endete, sagte er:

„Essen willst Du, Bestie? Man soll Dich bedienen, mein schmucker Herr, so schnell als nur möglich und ich will Dich mit so ausgesuchter Speise füttern, daß Du nach einer zweiten Mahlzeit nicht verlangen sollst. Hört mich, Ihr Genossen zur See! Dieser Mann hat selbst gestanden, wie er sich hat brauchen lassen, um unser Schiff zum Stranden zu bringen und Ihr Alle wißt, daß ich ihn Tages vorher in offner Rebellion ergriff. Jeder kennt

die Gesetze, die wir uns selbst gegeben. Hängt die Bestie an den Stamm jener Sykomore."

Der Yankee schrie laut auf. Die Weiber übertäubten sein Geschrei. Die Schmuggler warfen sich auf ihn und in wenigen Minuten war das schreckliche Urtheil vollstreckt.

„Und nun fort, um ihn zu finden. Ihn, den Einzigen, den ich begehre!" rief der Capitano und hielt inne, als fürchte er sich, den Namen seines grimmigen Feindes noch einmal auszusprechen. „Ihm nach! Ich finde ihn, wo immer er sich auch verborgen hat."

Aber er fand ihn nicht; fand nicht die finstere Gestalt, die, Juanita im Arm, sich in der hellen Mondnacht von der Brüstung des Fensters schwang und quer durch die Felder dem fernen Gehölz zu eilte. Dort warf er sich erschöpft zu Boden und legte das schlafende Kind neben sich.

Es war Tag. Juanita schlug die Augen auf und weinte. Als sie den fremden Mann neben sich erblickte, schrie sie auf vor Schreck und Angst. Alonso faßte sie mit rauher Hand. Juanita jammerte über Hunger und Durst.

„Ich will höher mit Dir hinaus, Püppchen," sagte

er. „Darum muß ich Sorge tragen, daß Du nicht umkommst. Wir wollen uns Nahrung suchen."

Die Tropen-Gegenden, die Jeden verschmachten lassen, der sie nicht kennt, bieten dem aufmerksamen Forscher immer etwas, wodurch er sich vor dem Verhungern schützt. Alonso wußte an den Inselküsten jener unendlichen Wasserwüste die Stellen zu finden, wo sich eine erquickende Frucht zwischen den Blättern verbirgt, und eine eßbare Wurzel aus der Erde hervordrängt. Er kannte die granitnen Vertiefungen, wohinein zur Zeit der Orkane der Regen strömt, der nur allmählich in der Sonne verdampft. So stärkte er sich und die Kleine, die allmählich wagte nach der Lulu und der Mutter zu verlangen. Aber ein hartes Wort machte sie verstummen und die vor Sehnsucht ausgestreckten Arme fielen kraftlos am Leibe nieder. Er zog sich nach dem Strande zu. Die See, allmählich nach dem schweren Kampfe sich beruhigend, lag vor ihm. Es war an dem Theile des Eilands, der sich in der entgegengesetzten Richtung von der Ansiedlung befand. Alonso's Blicke glitten über den weiten Meeresspiegel hin, und unwillkührlich schrie er vor Erstaunen auf.

Unfern vom Lande kreuzte einer jener Küstenfahrer, die so oft in diesen Gewässern gesehen werden, und die einander auf ein Haar gleichen. Das Boot desselben

fuhr grade dem Lande zu. Schnell war sein Plan gemacht. Er eilte der Bootmannschaft entgegen, erzählte von dem Schiffbruche, den er hier mit seinem Fahrzeuge gelitten, aus welchem er nichts, als sich und das Kind gerettet. Das Eiland sei unbewohnt und nicht das Geringste auf demselben vorhanden, als einige fruchttragende Bäume und eine steinerne Höhle, worin sich ein spärlicher Wasservorrath befinde. Seine Worte fanden Glauben. Der Herr des Küstenfahrers gestattete, daß er bis zum nächsten bewohnten Orte mitfahren durfte.

Gleich darauf ging das Fahrzeug unter Segel. Als der Capitano und Alda diesen Punkt des Eilandes erreichten, waren das Kind und dessen Entführer längst von den blauen Wogen eine weite Strecke fortgetragen.

VI.

Alonso war gelandet. Mit seltsamen Empfindungen betrachtete er das geraubte Kind. Am Bord des Küstenschiffes, worauf er sich flüchtete, fand sich eine Negerin, die sich des verlassenen Kindes annahm. Ihm war es recht. Juanita sollte das Werkzeug seiner Rache sein und es konnte ihm nichts Besseres begegnen, als sie wohl bewahrt zu wissen, bis jene Stunde heran kam. Er ließ also die Alte gewähren und saß, über seine Zukunft brütend auf dem Verdeck.

Dieser Tag verlief und ein anderer. Bald tauchte die Wunderküste Brasiliens vor ihnen auf und am Abend spät ankerte das Fahrzeug in der Mündung eines Flusses, der sich durch zwei dichtbewaldete Hügel in die See ergoß. Hinter demselben lag ein kleiner Ort; nicht mehr Dorf, aber noch nicht Stadt. Er war durch Zufall entstanden und wuchs nach Bedürfniß. Einen Plan hatte

der Gründer nicht, denn als dieser sich hier allein anbaute, ahnte er nicht, ob und wann ein Zweiter ihm folgen werde. Es war dies eine jener Ansiedlungen welche die neue Welt unzählige aufzuweisen hat; sie bedeuten für die Gegenwart nichts, aber sie tragen durch ihre Lage eine große Zukunft in ihrem Schooße. Schon jetzt lag der Segen an den Ufern des Flusses in sichtbarer Herrlichkeit umher gestreut. Die Häuser erhoben sich inmitten prangender Gärten, die von den Saaten wie von einem breiten goldnen Gürtel umschlossen wurden. Die Palmettofelder rauschten geheimnißvoll und die langgestreckten Kaffee- und Zuckerpflanzungen dehnten sich unabsehbar aus. Die Einwohner von Sancta Madre, so hieß diese sich in voller Jugendkraft entfaltende Colonie, konnten den Segen, der ihnen zuwuchs, nicht allein verbrauchen, darum strebten sie darnach, ihn zu verwerthen und gegen das umzutauschen, was ihnen noch mangelte. So entstand der erste Küstenfahrer und bald belebte eine ganze Flotille dieser leichten, stets regsamen Fahrzeuge die Rhede von Sancta Madre. Nicht lange, und sie brauchten ihren Ueberfluß nicht an Andere zu bringen; man kam, ihn zu holen. Man kaufte und verkaufte. Man trieb Handel und Wandel und in der Stille bildete sich hier der Keim zu einem künftigen Weltmarkt.

Als die Ausschiffung beginnen sollte und Juanita sich fest an die Negerin schmiegte, sagte diese:

„Mir lassen das Kind. Armer, schiffbrüchiger Mann nicht haben Haus und Hof. Christa haben Alles. Kommen und sehen, wo Kind bleiben und dann suchen Arbeit."

Alonso warf einen finstern Blick auf das Kind. Bei dem Anblick der ihn umwogenden Fülle kam das Gefühl trostloser Verlassenheit über ihn, und der Grimm schnürte ihm die Kehle zu. Seine Faust ballte sich. Aber Juanita sah ihn mit ihren hellen Augen so kindlich lächelnd an, daß er unwillkührlich den Arm sinken ließ und sich abwendend sagte:

„Ich will mit Euch gehen. Das Andere wird sich finden."

Die Negerin bewohnte ein Häuschen in der Nähe einer großen Pflanzung. Sie hatte so viel eigenen Boden, daß sie von dem Ertrage desselben leben konnte. Durch einige Anstrengung hätte derselbe vervierfacht werden können. Als Christa die Kleine auf das bereitete Lager bettete, begann diese zu weinen und rief: „Lulu!"

„Lulu Juanita's Mutter sein?" fragte die Negerin, sich zu Alonso wendend.

Dieser gab keine Antwort. Er brütete über seine

wilden Rachepläne und murmelte vor sich hin: „Wozu soll ich sie tödten? Viel zu wohlfeil das Geschäft. Haben sie doch das Kind nicht. Wissen sie doch nicht, ob es todt ist, oder in welchem Winkel der Erde es athmet. Diese Ungewißheit ist das schwerste Leid, das einen Menschen treffen kann."

Seine Augen funkelten vor grimmer Lust: „Lebe, mein Püppchen. Wer weiß, zu welchen Dingen Du noch aufbewahrt bist."

Am andern Morgen hatte er sich mit der alten Christa verständigt. Diese behielt das Kind in Kost und Pflege. Er wollte sich nach Arbeit umthun und ein Bestimmtes von dem Verdienste zahlen. Christa ging das mit Freuden ein, denn sie hatte das Kind lieb gewonnen, und an Geld konnte es einem Manne, der arbeiten wollte, nicht fehlen.

Von nun an führte Alonso ein unstättes Leben. Er begann Vieles und ließ es bald darauf wieder liegen. Verwegene, abentheuerliche Thaten, die entweder das Leben kosten, oder Gold in Fülle bringen, das dann wieder in toller Raserei vergeudet wird, ließen sich hier nicht ausführen. Die gleichmäßige Tagesarbeit, der sichere, aber langsame Erwerb, der nur mit Mühen und Sorgen zu erreichen ist, war wenig nach dem Kopfe des

Abentheurers, der nichts Höheres kannte, als auf der rasch steigenden, oder fallenden Glückswelle zu schaukeln. Darum warf er sein Auge sehnsüchtig auf die blaue, stets wogende Fluth, und war es wohl zufrieden, als man ihm die Führung eines der kleinen Handelsfahrzeuge antrug, die mit andern Küstenorten einen rastlosen Verkehr unterhielten.

So verstrichen Jahre. Oftmals versuchte Alonso, seine alte Lebensart wieder zu beginnen. Aber es fehlten ihm die Mittel und der Muth. Was er erwarb, war in wenigen Tagen wieder in alle Winde gestreut und er begann sein mühseliges Werk von Neuem.

Einstmals lag das Schiff segelfertig vor einem der Orte, mit welchem die Kolonie von Sancta Madre neuerdings in Verkehr getreten war. Alonso's Blick war auf ein anderes Fahrzeug gerichtet, das unfern von ihm vor Anker lag. Bereits am Abend vorher hatte er etwas auf dem Verdeck desselben gesehen, das ihm das Blut in die Wangen jagte; doch hatte die eintretende Dunkelheit ihn verhindert, etwas Näheres zu entdecken. Jetzt sah er wieder hin und seine Ahnung wurde zur Gewißheit. Zwei Gestalten standen auf dem Verdecke neben einander. Er ein Neger, sie eine Mulattin. Beide zusammen gedrückt, hinfällig, von einem tiefen Jammer

gebeugt. Er sah zu ihnen hinüber, als wollte er sie mit seinen Augen verschlingen; sein Herz pochte in wahnsinniger Lust.

Der Herr des Küstenschiffes kam an Bord. Seine Geschäfte waren beendet. Es stand der Abreise nichts weiter entgegen. Der Anker ward gelichtet. Die Segel entfalteten sich. Alonso eilte zum Steuer. Er fuhr an die Breitseiten des Fahrzeuges hin, auf dessen Verdeck der Neger und die Mulattin in dumpfer Trägheit standen. Als sie ihm fast gegenüber waren, rief er mit starker Stimme:

„Juan! Alda! Franzesco Aldoz."

Die Beiden schraken zusammen und sahen auf. Es war nicht zu unterscheiden, ob sie den Mann, der ihnen zurief, erkannten.

„Juan! Alda!" rief es abermals. „Senhor Dom Alonso bestellt Euch einen Gruß von Juanita."

Beide schrieen laut auf und stürzten dem Fallreep zu. Kein Boot zu sehen. Und als ob das Geschick mit Alonso im Bunde wäre, fiel in diesem Augenblicke der Landwind mit solcher Kraft in die Segel seines Fahrzeuges, daß dieses sausend dahin schoß und ehe der arme Capitano ein Boot herbeirufen konnte, war der

Räuber weit aus seinem Bereiche und er wußte abermals nicht, welcher Cours ihn zum Ziele führte.

Der Herr des Schooners war wenig erbaut von dem Benehmen seines Steuermanns. Kannte er auch den Zusammenhang nicht, rieth er doch auf ein Bubenstück und verwies ihm sein Gebahren mit harten Worten. Alonso trotzte und brachte den Herrn zum Schweigen. Als er aber in Sancta Madre ankam, lohnte dieser den unwillkommenen Gehülfen ab und hieß ihn seiner Wege gehen.

Im hohen Grade durch diese Entdeckung aufgeregt, eilte Alonso zu Christa's Behausung. Er hatte die Aeltern gesehen und sie in ihrem Schmerze verhöhnt. Jetzt wollte er das Kind sehen und — er wußte selbst nicht, was er wollte. Seine Gedanken schweiften weitab und hafteten nirgends. Es brauste ihm durch das Hirn, sein Herz zog sich zusammen. Sein Fuß schwankte, als er die Straße entlang ging. So betrat er im Grimm und Wirrsal das Haus der alten Christa.

Ihm entgegen kam ein braunes Mägdlein im bunten Gewande, ein schneeweißes Tuch turbanartig um die hohe Stirn gewunden. Er sah sie an und wußte nicht, wie ihm geschah. Die tropische Sonne reift früher, als die kalte Sonne des Nordens. Aus Juanita dem Kinde,

war Juana die Jungfrau geworden. Er erkannte sie nicht und fragte, wer sie sei? Juanita aber erkannte ihn und sagte mit ihrem gewohnten Lächeln:

„Juanita bin ich, das arme Mulattenkind, das Du aus dem Schiffbruche gerettet und zur Mutter Christa gebracht hast. Kennst Du mich nicht wieder?"

„Juanita!" rief Alonso und ein ganzes Heer teuflischer Gedanken brauste ihm durch das glühende Hirn. „Juanita!" rief er nochmals und sah sie mit so verzehrenden Blicken an, daß ihr Auge sich scheu zu Boden senkte und sie in ihrer Angst nach der alten Christa rief.

Diese war kaum des Mannes ansichtig geworden, als sie entsetzt ausrief: „Es haben ihn! Es haben ihn! Kommen weg!" Und mit einer Schnelle, die man ihrem Alter nicht zugetraut, zog sie Juanita mit sich fort. Alonso wollte folgen, aber schon drehte sich Alles mit ihm im Kreise und er stürzte laut aufschreiend zu Boden.

VII.

Abermals war eine längere Zeit verstrichen. In Christa's Hütte stand seitwärts ein Lager und auf demselben lag ein blasser, stiller Mann. Dem Lager gegenüber saß auf einer Matte eine junge Mulattendirne. Sie war schön, wie einst ihre Mutter. Die Schönheit Alda's wiederholte sich in der Schönheit Juanita's. Mutter Christa brachte einen Kühltrunk. Als sie die Jungfrau erblickte, die vor Erschöpfung entschlummert war, trat eine Thräne in ihr Auge. Sie schlug das Kreuz über sie und sagte: Por el amor de Dios! Mögen Du sein beschützt von Engeln! Du selbst ein Engel sein."

Die Jungfrau erwachte. Christa machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr junges Leben preisgebe, um das Leben eines Andern zu erhalten, der allezeit ein wilder, wüster Geselle gewesen und es ihr niemals danken werde.

„Er hat es schon gethan!" sprach Juanita leise.

„Wenn er mich hart und grausam behandelt, ich rechne es ihm nicht an. Er führt ein unstätes Leben zur See und am Lande und ist stets mit rohen Menschen zusammen gewesen. Ich dulde sein Schelten und bete für ihn, denn er hat mich nicht am öden Strande verschmachten lassen; er hat mich gespeist und getränkt und mich zu Dir gebracht, Mutter Christa. Was ich für ihn thue, ist nur die gerechte Vergeltung für das, was ich von ihm empfangen."

Die Alte hatte die Hand der Jungfrau zwischen ihre beide Hände genommen und drückte sie zärtlich:

„Du ein Kind sein nach dem Herzen Gottes, wie Pater Franzisco sagen. Du ein Engel sein. Der Mann liegen im schweren Fieber viele Wochen. Doktor ihn verlassen, Priester ihn verlassen. Du allein bleiben."

„Und Du."

„Soll ich lassen allein Engel und bösen Teufel? Du haben gerettet Alonso. Christa machen ihm Alles wissen."

Juanita's Augen trübten sich: „Du hast es wohl schon gethan? Und mir versprachst Du, es nicht zu verrathen?"

„Christa halten immer Wort. Nicht lügen oder schwatzen. Haben geschwiegen, soviel nur immer können.

Aber fromme Pater haben gesprochen; haben geredet... Alte Christa müssen weinen."

Juanita setzte sich in die fernste Ecke und schlug die Augen nieder. Seit Alonso wußte, was sie für ihn gethan, konnte sie ihn nicht mehr unbefangen ansehen. Wenn er sie nun fragte? Wenn er wissen wollte, warum sie dem Fieber trotzte und bei ihm blieb, als Alle entwichen? Sie hatte keine Antwort für alle diese Fragen.

Es war ein seltsames Wesen mit den Beiden. Er hatte einst das Kind aus den Armen der Mutter gerissen, um es zu verderben. Aber so oft er die frevelnde Hand erhob, zog eine unbekannte Gewalt sie zurück. Seine Rache wurde nie zur That. In Juanita's Augen glühte etwas, das über den wilden unbändigen Schmuggler und Corsaren eine Herrschaft ausübte, die mit den Jahren zunahm. Sie blickte auf ihn wie auf den Retter ihres Lebens. Ihm dankte sie für jeden Athemzug. Jeder neue Tag, der ihr anbrach, war sein Geschenk. Was konnte sie mehr thun, als ihm dies Geschenk wieder zum Opfer bringen. Mit dem Gedanken hatte sie, so lange sie fühlte, jede Kränkung ertragen, mit dem Gedanken sich an das Siechbette gesetzt und durch ihren Muth das böse Fieber gebannt. Leben um Leben. Seit er ihr das Gleiche dankte und wohl noch mehr, war ihre Neigung

für den wilden Gesellen, der so schwach und hülflos da-lag, stärker als früher.

Alonso erwachte und verlangte zu trinken. Schnell war Juanita zur Hand und brachte das Glas an seine Lippen. Er hatte in seinem Halbschlummer einzelne Worte aus Christa's und Juanita's Reden vernommen, aber er wußte nicht, ob es Wirklichkeit sei, oder Traum.

„Seid Ihr nun besser?" fragte sie und fächelte seine heiße Stirn.

„Mir ist leicht. Meine Kräfte sind wieder da und ich will zurück an Bord."

„Wohin denkt Ihr? Das geht noch lange nicht. Ihr seid sehr krank gewesen und es braucht viele Zeit, ehe die vollen Kräfte wiederkehren. Im Schlafe kommt das neue Leben, hat der Doktor gesagt. Ich will Euch ein Lied singen, wie Ihr es gern habt."

Und sie sang eine der einförmigen Weisen, welche die braunen Dirnen im Süden Amerika's oft zu singen pfle-gen, bis Alonso das müde Haupt sinken ließ und die Augen schloß. Dann ging sie still hinaus.

Nach einigen Tagen saß er vor der Thür der Hütte. Sehnsüchtig blickte er auf die frisch-bewegte Rhede von Sancta Madre. Ein Seufzer hob seine Brust. Aber keine unheimliche Gluth leuchtete mehr aus seinen Augen.

Christa saß neben ihm und hatte ihrer Zunge freien Lauf gelassen. Was vor einer Woche der Pater begann, sie hatte es vollendet. Sie begann mit der Stunde, in welcher Alonso das hülflose Kind zu ihr an Bord des Küstenfahrers von Sancta Madre brachte, und schloß mit dem gegenwärtigen Augenblicke. Alonso erlebte das bereits Erlebte noch ein Mal.

„Das ertrage ich nicht," sagte Alonso und der sonst so harte Mann zitterte. „Sie sieht mich an, als ob ich ihr Heiland wäre, und opfert mir ihr Leben, weil sie glaubt, daß ich das ihrige erhielt."

Er stockte. Christa sah ihn erschreckt an und fragte:

„Was sagen Alonso?"

„Es soll vom Herzen herunter!" sagte er, nicht ohne Widerstreben. „Alles soll sie erfahren. Wo ist sie?"

„Juanita zur Messe. Beten für alte Christa und für Alonso. Juanita sehr fromm."

„Und ich der Teufel! Der eingefleischte Teufel!" rief Alonso und das Blut schoß in sein krankhaft, bleiches Gesicht, daß es lebhaft erröthete.

„Sancta Maria!" schrie Christa, erschreckt aufspringend. „Was das sein?"

„Ich weiß es nicht!“ sagte Alonso nach einer Pause mit sinkender Stimme. „Eine unbekannte Macht regt sich in meiner Brust und spricht zu mir; aber ich kann sie nicht verstehen.“

Juanita kam aus der Kirche. Freundlich lächelnd ging sie an Alonso vorüber in's Haus, legte Schleier und Gebetbuch ab und kehrte dann zu den Harrenden zurück.

„Ich habe auch für Euch gebetet,“ sagte sie. „Die heilige Jungfrau möge mich erhören.“

„Sie wird es nicht. Die Heilige und ich haben nichts miteinander gemein.“

„Laßt diese finstern Gedanken. Hat sie Euch nicht dem Tode entrissen?“

„Damit ich später mit vollem Bewußtsein sterbe,“ sagte Alonso. „Ich bin . . . Die Zunge ist wie erstarrt. Sie will mir nicht gehorchen. Aber sie muß. Ich sage Dir, Juanita, sie muß. Sieh mich jetzt nicht so erschreckt an. Spare es Dir für die nächste Stunde. Höre mir zu, Jungfrau, ich will Dir beichten.“

„Mutter aller Gnaden, wie soll ich Unwürdige Eure Beichte hören. Ich will den Pater Franzisco herbitten.“

„Ich will Dir beichten und nicht dem Pater. Und

Dir auch, Alte. Hört mich an, aber unterbrecht mich nicht. Ich will Alles sagen."

Mit angsterfüllten Mienen sahen die Frauen zu ihm empor. Nur zögernd rangen sich die ersten Worte von den widerstrebenden Lippen.

Die Frauen hielten den Athem an sich. Mit langsamer, aber fester Stimme rollte er die Vergangenheit vor ihnen auf. Von jenem Augenblicke auf der Veranda des habsüchtigen Wirthes Jozé, wo er den Neger Juan mit einem Hiebe zu Boden streckte, bis zu der Flucht von dem einsamen Eilande, wo er Juanita aus den Armen der Wärterin gerissen, folgten sich die Begebenheiten in ununterbrochener Reihe. Als er endete, brach auch seine Kraft. Er zuckte zusammen und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Juanita lag mit dem Kopf auf Christa's Schooß und weinte bitterlich.

Der Tag verging. Die Bewohner der Hütte hatten es vermieden, sich zu begegnen. Juanita war noch spät zu ihrem Beichtvater gegangen und hatte ihm nichts verhehlt. Der Greis geleitete sie selbst heim und fragte nach Alonso. Aber dieser war nirgends zu finden.

Am andern Morgen erschien Alonso. „Ich will mich nicht wegstehlen. Sage mir zum Abschiede, Juanita, daß Du mich hassest und verabscheust, weil ich Dir ge-

stohlen habe, was keine menschliche Macht Dir wiedergeben kann."

„Ich hasse Dich nicht," sagte Juanita mit Thränen in den Augen, „wenn ich Dich auch nicht freundlich ansehen kann. Der fromme Pater hat gesagt: Vergieb denen, die Dich kränken, auf daß Du selbst der Vergebung würdig werdest. Ich vergebe Dir Alles und will nie daran denken, was Du mir gethan. Armer Alonso. Du wolltest mich verderben und vermochtest es nicht. Die heilige Jungfrau hat es verhindert. Lebe in Frieden."

„In Krieg will ich leben; in Krieg mit mir selber, bis ich gut machte, was noch gut zu machen ist. Deine Aeltern suche ich auf. Es sind nur wenige Monate, kurz vor dem Ausbruche meiner Krankheit, als ich sie sah. Damals sagte ich ihnen, daß Du lebtest und fuhr lachend davon, ohne das geringste Zeichen zurückzulassen. Jetzt will ich sie finden, will ihnen die Spur zeigen und sagen: Da ist das Kind, das ich Euch raubte; das ist die Jungfrau, die Dem vergiebt, der sie beleidigte und ihn leben heißt in Frieden. Als ich krank war, wurde mein Herz gesund und ohne den Priester zu fragen, weiß ich, was ich thun muß."

Am Hafen erfuhr Alonso, daß dasjenige Fahrzeug,

auf welchem er zuletzt am Bord gewesen, eine gleiche Fahrt wie damals antrete. Es gelang ihm, von demselben mitgenommen zu werden. Kaum langte er in dem Orte an, wo er Juan und Alda auf dem Decke des Küstenfahrers gesehen, als er sich zu Lande begab und seine Nachforschungen anstellte. Sie waren nicht mehr dort. Nur mit Mühe fand er die Spur, welcher er folgte. Wohin er kam, waren sie gewesen. Eine Zeitlang hatte er jede Richtung verloren. Da sagte eines Tages ein Hafenarbeiter, den er um die Ursache eines Auflaufs fragte:

„Jener Schooner will heute Abend nach Sancta Madre versegeln. Ein Paar Passagiere wollten gerade an Bord gehen, als Einer, — ein alter Neger — umfiel. Sie haben ihn in jene Schenke getragen. Müssiges Volk gafft immer. Sie bringen sie auch schon auseinander. War ein krüppelhafter Kerl, der Neger. Was nur solches Volk noch auf See will?"

Diese Kunde machte einen eigenen Eindruck auf Alonso. Er trat in die Schenke. Es war der ehemalige Schmuggler-Capitano, der auf der Holzbank ausgestreckt lag, und vor ihm kniete ein zusammengeschrumpftes Mulattenweib, das seine Stirn mit starkem Wasser netzte

und ihn mit den zärtlichsten Namen nannte. Alonso trat hinzu:

„Laßt mich Euch helfen! Vielleicht kann ich ihn aus seiner Ohnmacht wecken."

Alda fuhr auf. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Aber ihre frühere Energie war gebrochen; sie wich zurück und rief:

„Verflucht seist Du in alle Ewigkeit. Räuber meines Kindes!"

„Der Räuber giebt seinen Raub zurück," sagte Alonso und beugte sich zu dem Neger nieder. „Erwache: Juanita ist da."

Der Capitano schlug die Augen auf. Er streckte die Arme sehnsüchtig aus und flüsterte: „Wo? Wo?" Dann aber sah er in das Angesicht Alonsos und die alte Wuth überkam ihn.

„O laß!" sagte Alonso ruhig. „Ich habe viel gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen. Ein Priester hat mir von einem Felsen erzählt, an den sich der Verlorene klammert, wenn er von der See des Lebens herum geworfen wird. Es ist der Felsen der Barmherzigkeit, den kein Frevel stürzen kann. Ich habe den Priester ausgelacht. Aber als ich krank und hülflos lag, erschien sie, die ich ihr Lebelang quälte und um ihre Jugend bestahl. Sie

legte ihre Hand auf meine heiße Stirn, und ich glaubte an die Worte des Priesters. Ich habe gelernt von ihm, was Ihr noch lernen müßt. Ihr sagt, die Rache ist süß. Ich sagte es auch. Aber ich weiß jetzt, daß es etwas giebt, das tausenfach süßer ist, und Ihr sollt es auch erfahren. Kommt mit mir nach Sancta Madre. Ich will Euch Euer Kind zurückgeben."

Und freundlich geleitete er die beiden Alten an Bord, die ihm willenlos folgten. Sie, die seit jenem Tage, da der Raub des Kindes entdeckt wurde, nichts geträumt und gethan hatten, als Rache und sich vor Sehnsucht nach dem Verlornen verzehrten; die Hab und Gut verließen, um stets zu suchen und nie zu finden; sie gingen Hand in Hand mit dem Todfeinde, um die Nievergessene wieder zu erhalten.

VIII.

Juanita war mit Christa aus der Messe heimgekehrt. Die Sonne senkte sich dem Wasserspiegel zu. Die See brannte, wie Feuer.

„Meine armen Aeltern," seufzte Juanita. „Er, der sie mir raubte, ging, um sie wieder zu suchen. Wird er sie finden?"

„Werden finden. Santa Virgen helfen finden. Da kommen Senhor Padre. Juanita! Was bedeutet, Senhor Padre kommen so spät?"

Mit banger Ahnung ging Juanita dem Greise entgegen, der nach der Abendmesse seine Zelle nicht mehr zu verlassen pflegte! Sie drückte kniebeugend seine Hand an die Lippen und fragte:

„Was habt Ihr der armen Juanita zu sagen?"

„Gutes," meine Tochter!" antwortete der Pater. „Der Mann, der im Geist gesundete, als das böse Fieber

seinen Körper niederwarf, ist auf der Heimkehr begriffen. Er hat eine Botschaft an mich gesendet."

„Alonso!" rief Juanita. „Er wird kommen! Und was .... O, frommer Vater, was wißt Ihr noch?"

„Er ist gegangen, Deine Aeltern zu suchen, und hofft, sie gefunden zu haben. Nein, meine Tochter, er hofft es nicht mehr; er weiß es gewiß."

„Gewiß! Gewiß!"

„Er fand sie und ist mit ihnen auf dem Wege hierher."

„Und wann? Wann?"

„In wenigen Tagen, mein Kind. Vielleicht schon Morgen! Vielleicht . . . ."

„Heilige Jungfrau! Wie bewegt Ihr seid. Sie sind wohl gar schon ..."

„Fasse Dich, meine Tochter. Du hast es selbst ausgesprochen. Ja, sie sind hier. Alonso ist mit ihnen gelandet. Bald wirst Du sie sehen."

Juanita weinte laut. Alonso erschien jetzt mit Alda und Juan:

„Ich habe mein Wort gelöst! Da sind sie."

Die Tochter sank zu den Füßen der Aeltern. Diese beugten sich zu ihr nieder.

Es dauerte lange ehe sie sich faßten. Endlich be-

sänftigten sich die stürmischen Empfindungen und Juanita saß zwischen Vater und Mutter, die ihre Hände hielten und sich von dem Anschauen des geliebten Kindes nicht los reißen konnten.

„Es ist nun Alles vorbei!" sagte Juan.

„Und Alles vergessen!" sprach Alda.

„Alles?" fragte Alonso und trat hinzu.

Beide schwiegen.

Pater Franzesko erhob die Hände zum Gebet:

„Allgütiger Vater im Himmel. Du hast sie im Finstern ihre Wege finden lassen, indem Du ihre Augen anrührtest, damit sie sähen. Du hast den Balsam der Hoffnung in ihre Herzen geträufelt, damit sie gesunden. Nimm nun auch den letzten Schleier von ihnen, damit sie Dich aus Deiner Gnade erkennen."

Sie sahen sich an. Juan streckte zögernd die Hand aus. Alonso ergriff sie lebhaft. Alda wollte widerstreben, aber Juanita zog sie in die allgemeine Umarmung.

Die Sonne tauchte hinab in die See und schweigende Nacht umfing die Versöhnten.

Altona's achter Januar.

Eine hiſtoriſche Erzählung.

Allen's wilder Mann.

I.

Wie es in Altona vor hundert und funfzig Jahren ausschaute.

Das ist ein anderes Bild, wie Altona sich heute darstellt zu Wasser und zu Land, mit seinen Herrenpalästen und seinen fürstlichen, von dem goldigen Grün umwogten Villen gegen damals, als es aus Sand und Gestrüpp vor hundert und funfzig Jahren allmählich wieder aufstieg aus den dampfenden Ruinen. Es war das Vorspiel des großen Brandes, den die Fackel des schwedischen Herostrat 1713 entzündete.

War klein und nichts bedeutend, wie es die einzelnen Gassen ausstreckte, wie Füllhörner nach links und rechts in's Blaue hinein und hatte doch schon den Neid des mächtigen Hamburg erregt, das damals bereits seinen Witz machte — aus Spott oder Ingrimm — von „Allzunahe". Als nun der Brand wüthete, von dem

Niemand sagen kann, wer ihn entzündete, und ein gro-
ßer Theil der Stadt in Asche lag, da thaten sich viele
Hamburger zusammen, denen der neue Ort ein besonderer
Dorn im Auge war. Sie setzten eine Schrift auf und
begaben sich damit nach Pinneberg zum Voigt, der da-
mals die Herrschaft über den kleinen Flecken ausübte.
Diese Schrift überreichten sie dem gestrengen Herrn und
baten, er möge verhüten, daß Hamburg nicht ferner
geschädet werde, wozu aber von nöthen sei, den Altonaern
die Wege zu weisen. Allein der wackre Voigt von Pinne-
berg, geheißen Hans Barner, war ein Mann, der in
seinem Sinne dachte: „Aufbauen ist besser, als nieder-
reißen." Darum kanzelte er die Hamburger Herrn tüchtig
ab, daß sie ihm derlei zumutheten und schickte ein Ge-
fährt voll Bauholz nach dem andern an die Altonaer,
damit sie möchten tüchtig anfangen zu bauen: „sich selbst
zum Genutz und den Neitharten zum Verdrieß."

So ging das Aufbauen wieder an und ein Giebel
reihte sich an den andern, nicht ohne daß die Nachbarn,
die ihren Zweck verfehlten, ihnen manchen Kummer be-
reiteten, so daß die Altonaer es ihrem Voigte klagten
und meinten, sie möchten lieber an der türkischen Gränze
wohnen, als an der Hamburgischen, von wegen des
Tribulirens. Und dabei sei es noch garnicht einmal aus-

gemacht, ob die Gränze auch dort wäre, wo die Hamburger sie hin verlegen wollten. Darum möchte doch der gestrenge Voigt nach dem Rechten sehen.

Aber, ob der Voigt sich abmühte, sammt den Einwohnern, um des Fleckens Bestes, es blieb mit dem gehofften Wohlstand im weiten Felde. Gab mehr als ein Dorf in nächster Nähe, welches stattlicher dareinschaute, als dies Altona, das sich längs dem seichten Beek erstreckte, welcher die alte Aue geheißen ward und jetzt nur noch in einem schlammigen Graben besteht, der, wie billig, durch sorgliche Ueberbrückungen dem Auge des Forschers mitleidsvoll entzogen wird.

Da wo jetzt die große Mühlenstraße mit ihrem lebhaften Verkehr rechts abfällt nach den Raboisen, war eine große stehende Pfütze und die Benennung „Meßkist," die noch immer nicht im Volke vergessen ist, zeigt an, wo die Einwohner, welche Feld und Garten düngen wollten, den nöthigen Vorrath zu suchen hatten. Die Pamaille, die jetzt mit ihrem üppigen Baumschmuck die stattlichsten Herrensitze beschattet, war damals eine kaum geebnete Straße, von welcher herab man die Aussicht hatte auf den Strom und die sich allmählich ausdehnende Elbstraße. In deren Mitte stand das dreistöckige Haus des Baumeister Peter de Voß, welches auf seinem Dache

das damalige Wahrzeichen des Ortes, eine stattliche Windmühle trug. Wo jetzt die Rewentlowsche Stiftung mit ihren friedlichen Asylen, dem blanken Kirchlein und den Blumen geschmückten Gräbern sich erhebt, war eine langgestreckte Wiese, und östlich derselben lagen jene tiefen Sandgruben, aus welchen männiglich seinen Bedarf holte und welche die Zeugen manchen Verbrechens gewesen sind. Wo der Sandberg, ein steinumpanzerter Riesenleib, auf granitnen Stufen jählings zur Elbe hinabsteigt und links die Fischerstraße, rechts die Carolinenstraße als stattliche Arme von sich streckt, war nichts als klarer, weißer Sand, auf welchem nur hier und da ein fingerhoher Grashalm sich verschämt zu der Erde niederbeugte, der er entsproßen.

Da geschah es, daß König Friedrich der Dritte in Dänemark ein Einsehen hatte, indem er im Jahre 1664 dem Flecken Altona die Gerechtsame einer Stadt verlieh und sie mit Privilegien jeder Art schmückte, wie solche vor dem noch keine Stadt seines Landes besessen. Da wurde zunächst angeordnet, daß der Ort von den Vogteien Pinneberg und Ottensen sofort eximirt werden und von jetzt ab als eine freie Stadt unter einem eignen Präsidenten stehen solle. Alle Handwerker, so sich daselbst niederließen, sollten ihr Geschäft ungehindert be-

treiben dürfen, wie es ihnen genehm. Freimärkte wurden bewilligt auf jeden Quatember und jeder Bürger möge Gott auf seine Weise dienen, er sei nun Türk, oder Jude, oder Christ. Auch sollte die Stadt Altona ein Freidepot sein und jeder Bürger ein unbeschränktes Kaufs- und Verkaufsrecht haben. Kein Fremder solle seine Waare an einen Fremden, sondern nur für einen schicklichen Preis an einen Bürger der Stadt verkaufen. Kein Militair soll in die Stadt kommen, außer zur Zeit der höchsten Noth und soll sich sogleich wieder entfernen, wenn diese Noth vorüber ist. Kein Bürgersohn darf gezwungen werden, weder zu Wasser, noch zu Lande, als Soldat zu dienen, dagegen sollen sich die Bürger selbst zum Wehrdienst für die Stadt verpflichten und zu dem Ende in acht Capitainschaften getheilt werden. Diese und mehrere solche unschätzbare Vergünstigungen sind in dem gedachten Jahre dem Orte Altona verliehen worden.

Als diese Privilegien anlangten, wurden die Einwohner zusammen gerufen und die Hausväter begaben sich um die Botschaft des Königs zu vernehmen, nach dem Rathhause, welches in der Breitenstraße belegen war, sintemal das jetzige auf dem Rathhausmarkt erst viele Jahre später erbaut ward.

Mit lautem Jubelrufe wurde das unschätzbare Geschenk entgegen genommen. Herr Rudolf Roland, ein gar geschickter und verständiger Herr, welcher der Erzieher des Königs gewesen, hieß es sei zum ersten Präsidenten ernannt worden, und werde alsbald seinen Einzug halten. Da war des Freuens kein Ende und Alles eilte herbei, um den edlen Herrn die Stätte, wo er weilen solle, würdig zu bereiten.

War nun zunächst keine geringe Noth, ein stattliche Wohnung für den edlen Herrn zu beschaffen. Der aber schaute sich selbst darnach um und wußte keinen besseren Platz zu wählen, als oberhalb des Sandberges, von wo aus man die junge Stadt und deren Gebiet, sammt dem Strom beherrschen mochte. Alsbald ward mit dem Bauen der Anfang gemacht. Es erhob sich ein stattliches Haus mit wohnlichen Räumen. Das bezog der Herr und es ward nach ihm Rolandsburg geheißen, welchen Namen dasselbe führt bis auf den heutigen Tag. Aber der Präsident Roland war damit nicht zufrieden, ein schönes Haus für sich zu haben, darum ließ er noch andere Baulichkeiten daselbst errichten und legte in denselben eine Drath- Kupfer- und Walkmühle an. Das machte die bis dahin öde Gegend belebt und brachte den Einwohnern die Lust bei, sich des Fabrikwesens anzunehmen

das bis dahin noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht hatte. An der Stelle aber, wo der Sandberg nach Nordosten gegen die breite Straße abfällt und die lange genug der Dreihdeubel (Drehteufel) geheißen hat, ward ein stattliches Schenkhaus errichtet, das mit Bäumen umpflanzt, einen behaglichen Ruhepunkt darbot. Alles Getränk, das hier bereitet und ausgeschenkt wurde, ward von jeder Accise befreit und diese Vergünstigung hat sich später auf die Rolandsburg vererbt, welche ein besuchtes Gasthaus geworden, bis dann der Stadt auch diese Gerechtsame verloren ging, wie so viele Andere.

In dieser Schenke nun war, des guten und billigen Trunkes wegen, der verabreicht wurde, ein großer Verkehr. In den obern Zimmern, die alle behaglich eingerichtet waren, saßen die Herrn vom Rathe, die ersten Kauf- und Gewerksherrn der Stadt und die Gelehrten, welche dann bei einem Glase Wein oder einem Kruge Bier ihr Licht leuchten ließen vor den Leuten. Unten aber hauseten die kleinen Handwerker, die Stromschiffer und Arbeiter je nach der Jahreszeit im erwärmten Erdgeschoß, oder unter den grünen Bäumen und ließen es sich wohl sein. Dabei wurde manches Gespräch geführt, weises und unweises, wie es Brauch ist bei den Leuten, die am Morgen bei nüchternem Muthe nicht verantworten

können, was sie am Abend vorher bei dem vierten oder fünften Kruge gesprochen.

Dies ist ein Bild, wie es aussah in Altona vor hundert funfzig Jahren und wie es von Jahr zu Jahr sich kräftigte und erweiterte bis in das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hinein, da die Tage der Heimsuchung gekommen sind.

II.

Wie ein Pfaff eifert und ein Bürger geifert.

Sonntag Morgen war es und die Kirchenglocken läuteten hell zur Ehre und zum Ruhme Gottes, welcher ist der Herr aller Herren und der König aller Könige. Die Hausthüren gingen auf und die ehrsamen Bürger von Hamburg, festlich angethan, traten sammt den Ihrigen hinaus im Sonntagsstaat um Gott den Herrn zu dienen in Seinen Tempeln. Aber es war nicht die rechte Frömmigkeit, die heute aus den Augen der christlichen Gemeindeglieder leuchtete und die sanft duldende, allerbarmende Liebe blieb den Empfindungen fern, welche die Schritte der Gläubigen zur Eile antrieben.

Ein alter Brei wurde aufgewärmt. Hatte nämlich um das Jahr 1668 wieder einen Kampf gegeben zwischen denen von Altona und denen von Hamburg, wobei die Ersteren den Kürzeren zogen und ihren Schutzherrn

um Hülfe anriefen. Da loderte der König der däniſchen Lande auf im gerechten Zorn und drohte den Hamburgern mit einer ſtrengen Belagerung. In ihrer Rathloſigkeit wandten ſich die Hamburger an des Kurfürſten von Brandenburg erlauchte Gnaden und dieſer brachte es durch freundliche Vermittlung dahin, daß der König von Dänemark ſeine Soldaten, die ſchon im vollen Marſche waren, zurückzog und es bei der früheren Freundſchaft zwiſchen den Dänen und den Hamburgern verblieb. Aber ein hochedler Rath mußte ſchwören, feſt an den alten Verträgen zu halten und hatte männiglich den Aerger, daß der König zum Gedächtniß dieſer Begebenheit einen Gedenk- oder Gnadenthaler ſchlagen ließ.

So zog das drohende Ungewitter über die Stadt hin, ohne zu zünden. Aber in's Geheim blieb der Groll im Menſchen und weil ein offner Angriff unmöglich geworden, ſuchte man ſich durch zahlloſe verſteckte zu rächen, die um ſo empfindlicher trafen, je unerwarteter ſie kamen. Alljährlich machten ſie etwas ausfindig und es war um das Jahr 1712, da Altona immer größer und blühender wurde, als ſich die Nachbarn wieder zu einem empfindlichen Wege rüſteteten. Den Altonaern war geſtattet worden, ſich der Hamburger Bank zu bedienen, wie ſolches noch heutzutage gang und gebe und

stand sich jede Parthei bei diesem Uebereinkommen ausnehmend gut. Nun aber führte Hamburg einen grimmigen Schlag, indem es dem Feinde die früher bewilligte Gunst entzog und glaubte, ihn damit zum Tode zu treffen. Die Hamburger Bank blieb für die Nachbarschaft geschlossen. Das war aber nicht genug, sondern die geistlichen Herrn legten sich darein und machten dadurch das Uebel nur ärger, wie solches immer geschieht, wenn die Diener des Gottes der Liebe die Fackel des Zornes schwingen. Die Zwischenträger hatten ihre Ohren überall und ließen mit ihrer giftigen Zunge Niemanden ungehudelt. So kam es auch, daß sie sich an den würdigen Pastor primarius zu Sanct Nicolai wendeten und bei selbigem vorstellig wurden, daß es ja keine Sünde sei, wenn man denen seinen Zorn entgelten lasse, die denselben drei und vierfach verdient hätten.

Der fromme Herr aber sagte kopfschüttelnd:

„Fern sei es von mir, Leute, die mir nie etwas gethan, auch kein grobes Aergerniß gegeben, darum zu verfolgen und ihnen zu fluchen, weil sie ihren Handthierungen machgehen und die Befugnisse nützen, welche ihnen von der Obrigkeit eingeräumt wurden. Ist einer hier versammelt, der unter gleichen Umständen nicht dasselbe thäte, der trete vor und betheuere es mit einem

Eide. Es tritt Keiner vor, also gesteht Ihr im innersten Herzen Euer Unrecht und ich sage Euch: Gehet hin und thuet Buße. Sind einige von meinen lieben Amtsbrüdern anderer Meinung, mögen sie solches mit ihrem Gewissen ausmachen. Ich wasche meine Hände und kann nichts thun, als für die Verirrten beten."

Solche Worte sprach der würdige Pastor primarius zu Sanct Nicolai und es war schlimm, daß ein so mild gesinnter Herr, den die Gemeinde in hohen Ehren hielt, eines Samstags Abends so schwer erkrankte, daß er fühlte er werde am andern Morgen seine geistlichen Obliegenheiten nicht erfüllen können. Derohalben sandte er zu einem Candidaten des Ministerii, der schon zum Oeftern seine Stelle versehen und ermahnte ihn fleißig, daß er sich nicht möge fortreißen lassen von dem Geiste der Finsterniß, der jetzt wieder auch die hellsten Köpfe zu umnebeln beginne, sondern er solle seinen Weg in Frieden wandeln. Das versprach der Candidat mit Hand und Mund und beurlaubte sich, nachdem er mit kurzen Worten angegeben, über was und wie er zu predigen gedenke. Aber er war ein grimmiger Fanatiker und sann die ganze Nacht, wie er seine Pfeile so wirksam versende, daß sie seinen Feinden den Tod brächten. Und als er mit sich einig, sich zum Kirchgange rüstete, erschien sein alter

Gönner und Ohm, der Großböttticher Reinsdorf vom Rödingsmarkt, durch dessen Hülfe er seine Studien absolvirt hatte und bot dem jungen Geistlichen die Hand, um ihn auf seinem Ehrengange zu geleiten. Beide stolzirten nun die Straßen entlang die zur Kirche führten. Man wich ihnen mit ehrerbietigen Grüßen aus und einige furchtsame Männer schlichen bei Seite. Einer derselben der stille Johannes geheißen, der einen kleinen Kellerhandel trieb, sagte kleinlaut den Kopf schüttelnd:

„Was soll das geben? Der Meister Reinsdorf geleitet seinen geistlichen Vetter zur Kirche und sieht dabei so freudestrahlend um sich, als ob er zu Rathe gewählt sei und zum ersten Male diesen Ehrenpfad beschreite. Ei! Wie er mich angeblinzt hat mit seinen großen Augen, daß es schier wehe thut. Das bedeutet nimmer Gutes und ich möchte fast wieder umkehren und nach Hause gehen, wenn es sich nur ziemen wollte."

Als er endlich den zögernden Fuß über die Schwelle setzte, stand der junge Fanatiker auf der Kanzel und eiferte über die Maßen, daß ihm das Blut in's Gesicht stieg und die Stirnader schwoll. Ein wildes Feuer leuchtete aus seinen Augen und mit der krampfhaft geballten Faust auf die Kanzeldecken schlagend, schrie er:

„Wendet Euch ab von diesen Baalsdienern, die den

Antichrist anbeten und sich lachend dem Teufel in die Arme werfen. Sie haben ein Bündniß geschlossen mit dem Satan, der ihnen zum irdischen Wohlleben verhelfen und dafür ihre Seele im höllischen Feuer schmoren soll. Darum öffnen sie ihre Häuser weit allem Volke, das aus der Ferne zu ihnen kommt, und wenn der neue Gast seinen Mammon vor ihnen ausschüttet, ist es ihnen gleich, ob es ein Papist, ein Jude oder ein Türk sei, von denen wir nicht wissen, welcher von den dreien der Aergste ist. Darum betet, meine Brüder, betet daß er Euch erleuchte und ihre Augen mit Blindheit schlage. Er öffne den Boden unter ihren Füßen und lasse sie in ihren Sünden dahin fahren. Und wenn wir in gerechter Nothwehr unsern Arm gegen diese Sünder erheben, gieb dann Herr Zebaoth, uns, Deinen frommen Kindern den Sieg, damit wir den Feind niederwerfen und mit festen Stricken ihn binden, und in den Abgrund stürzen, worin ewiges Heulen und Zähneklappen sein wird."

Und wie der Gottesmann in dieser Weise fortfuhr, wurden die Gemüther mit jedem Augenblicke erregter und es war zu befürchten, die christliche Gemeinde werde vergessen, sie befinde sich in dem Hause des Herren; vielmehr wähnen, sie stünde vor einer Schaubühne und

könne ein Wort dazugeben. Ein Wort und einen Schlag. Aber am tollsten trieb es Meister Reinsdorf, der Großböttcher. Er stand in seinem Gestühlt mit freudestrahlendem Gesicht und vorgebogenem Leib, seinen Neffen fest anschauend, als wollte er diesem jedes ungesprochne Wort von den Lippen reißen. Wieder Andere schlugen beschämt die Augen nieder und trippelten furchtsam hinaus, denn sie fürchteten, es werde um solchen gottlosen Eiferns willen nun gleich das Dach der Kirche zusammen brechen und Feuer auf sie niederregnen. Solche unchristliche Verwünschungen hatten sie an diesem Orte früher nie vernommen. Der Geistliche sah sie entweichen und schleuderte ihnen seinen Fluch nach. Sie aber hielten sich die Ohren zu und schritten um so mächtiger aus, um nur aus dem Bereiche seiner Stimme zu kommen. Unter den Fliehenden die es am eiligsten hatten, war der ehrsame Pelzermeister, Emanuel Wandrab, ein stiller bescheidener Herr, der bei aller Friedfertigkeit ein gutes Stück Geld erworben hatte und allen Leuten ein Gleiches gönnte, mochten sie heißen und wohnen wie und wo sie wollten. Als er die Kirchenthür hinter sich hatte, mäßigte er seine Schritte und ging voll trüber Gedanken die Straße entlang. Sein Gemüth war schwer belastet und die finstere Wolke schwand erst von seiner Stirn, als

ihm sein Töchterchen Erdmuthe entgegentrat und ihm Hut und Stock abnahm. Der alte Herr hatte sich früh Morgens unzufrieden gezeigt, daß Erdmuthe um eines häuslichen Geschäftes willen gebeten hatte, diesmal die Kirche versäumen zu dürfen, denn Meister Wandrab war voll wahrhafter Frömmigkeit. Nun aber war es ihm lieb, daß sie daheim geblieben. Er herzte sein Töchterchen und sagte:

„Ich denke, Du warst wohl behütet und vergaßest während Deines Schaffens das Gebet nicht?"

„Ihr seid so gut und liebevoll gegen mich, daß ich mich dieser Liebe fast unwürdig finde und nicht weiß, was ich thun soll, einen so guten Vater zu verdienen, wie mir ihn der Himmel schenkte."

Bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen und mit laut klopfendem Herzen schlang sie ihre Arme um seinen Nacken. Meister Wandrab, der in seiner Kindeseinfalt nichts in dieser Erregung sah, als den Ausbruch des innigsten Gefühls, liebkoste sie und suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen. Erdmuthe aber vermochte ihre Thränen nicht zu hemmen und wer weiß, was sich begeben, wäre nicht in diesem Augenblicke der Gevatter des Hausherrn, der Groß- Böttchermeister

Reinsdorf mit vielem Geräusch eingetreten und hätte die Tochter von dem Herzen des Vaters verscheucht.

„Seid willkommen," sagte der Pelzer, dem Gevatter die Hand reichend. Dieser aber, den Gruß zurückweisend, erwiderte heftig:

„Weiß ich denn, ob dieser Willkommen ehrlich gemeint ist? Was soll ich von einem Manne denken, der den Gottesdienst durch sein Davonlaufen stört, wenn dem Antichristen die Wahrheit gezeigt wird, statt tüchtig mit drein zu schlagen, wie es die Pflicht jedes Christenmenschen ist?"

„Ihr wißt wohl, Gevatter, wie ich darüber denke," entgegnete der Pelzer gelassen. „Ihr solltet endlich von Eurer Bekehrungswuth abstehen. Ich bin ein ruhiger Mann und wünsche mit aller Welt in Frieden zu bleiben."

„Das sollt Ihr nicht!" eiferte jener. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," sagt der Herr Christus. So Ihr nun nicht wider die Heiden und Türken, die sich vor unsern Thoren gelagert haben, rüstig zu Felde zieht, rüstet Ihr Euch mit ihnen gegen uns und sobald das geschieht, hat es mit unserer Gevatterschaft ein Ende und mit allem Andern, was daran und darum hängt auch. Nun wißt Ihr's."

„Werde mich darein zu finden suchen," entgegnete der Meister. „Wenn Ihr ein feierliches Gelöbniß brechen und meine Tochter beschimpfen wollt, indem Ihr Eurem Sohne Matthes verbietet, sie als seine verlobte Braut zum Altar zu führen, so ist dies eine Sünde mehr, womit Ihr Euer Gewissen beschwert. Ich aber ziehe nicht gegen Euch zu Felde, weder mit Worten, noch mit Thaten. Seid Ihr jetzt auch hart und ungerecht gegen mich, habe ich doch so vielen Respekt vor unserer früheren Freundschaft und vor den guten und bösen Tagen, die wir mitsammen verlebten, daß ich Euch weder etwas Böses sagen noch thun kann."

Meister Reinsdorf war nahe daran, loszubrechen und es wäre ein schweres Gewitter geworden, doch bezwang er sich nochmals und sagte gelassen:

„Wir sind Freunde von der Schulbank her. Wir sind zusammen auf die Wanderschaft gegangen und zugleich aus der Fremde heimgekehrt. Wir sind Hausväter geworden, haben gegenseitig unsere Kinder aus der Taufe gehoben uud sie nachmals verlobt. Ich bin es nicht, der die alte Freundschaft bricht, sondern Ihr. Darum geht in Euch, schlagt an Eure Brust und sagt: Gott sei mir Sünder gnädig! So will ich Alles vergessen und Euch wieder zu Gnaden aufehmen."

„Ihr wählt Eure Worte schlecht. Ich brauche weder Eure, noch eines Menschen Gnade überhaupt, denn ich thue wissentlich kein Unrecht. Wenn Ihr den Altonaern verbietet, ihrer Hände Werk auf unsern Markt zu bringen, oder wenn ihr den Hamburger in den Bann thun wollt, der draußen vor den Thoren wohlfeiler kauft, was er hier theuer bezahlen muß, so kann ich das wohl begreifen. Es geschieht zu der Stadt Bestem, und ich würde gegen solche Anordnungen nie handeln, oder es von einem der Meinigen dulden. Aber, daß ich nun auch noch gegen die Leute in Haß und Zorn entbrennen, oder wenn Einer derselben an mir vorbeigeht, vor ihm ausspucken soll, ist eine Zumuthung, der ich mich widersetze, denn es giebt viele brave Menschen draußen, denen, wenn ich es hindern kann, nicht ein Haar gekrümmt werden dürfte, und um derenwillen es mir leid thut, daß die Städte nicht bessere Nachbarschaft mitsammen halten können."

„Nun habe ich Euch!" rief Meister Reinsdorf, kirschbraun vor Zorn. „Nun verrathet Ihr Euch selber. Ja, Ihr schlechter Bürger und Hausvater! Ihr seid ein Verräther an Stadt und Land, mit dem ich nichts mehr zu thun haben mag. Ich zerreiße hiermit jedes Band, womit wir einstmals verbunden waren. Das ist abgethan. Aber als Hamburgischer Bürger habe ich noch mit Euch

zu reden. Durch mein Erscheinen am heiligen Sonntage glaubte ich Euer Gewissen zu rühren und Euch zur Umkehr zu bewegen. Aber nichts da. Meint Ihr, ich hätte nicht gemerkt, daß Ihr in Eurer Freundschaft gegen mich nachließet? Wußte bislang nicht warum, aber nun ist es mir klar geworden."

„Der Grund," entgegnete Meister Wandrab, „ist der, daß mir Eure Heftigkeit und Eure Unduldsamkeit zuwider wird und ich Euer ungestümes Gebahren nicht mehr ertragen kann."

„Wetter!" schrie der Großböttcher und stampfte so heftig mit dem Fuße, daß Alles zitterte und bebte. „Das lügt Ihr, alter Heuchler! Nicht darum, sondern weil Eure Tochter einen heimlichen Liebeshandel mit einem Altonaer Jungen . . . "

„Reinsdorf!" rief Meister Wandrab und das Blut trat aus seinem Gesichte. „Alles hat ein Ziel und auch das Wort, das man von einem Freunde hinnehmen darf, muß gewogen werden. Was Ihr jetzt sagt, greift weit darüber hinaus und ich erkläre Euch, daß Ihr ein ehrloser Verläumder seid."

„Das ist die Ausrede aller jämmerlichen Leute, wenn sie nicht weiter können. Diesmal aber ist es eine Wahrheit und Ihr sollt sie hinunter würgen. Schüttelt nicht

mit dem Kopfe und fechtet nicht mit den Armen durch die Luft. Ihr bringt den Schandfleck nimmer fort. Fragt nur Eure fromme Tochter, die wird Euch sagen können, was Ihr vorgebt, nicht zu wissen, denn als ich sie heute nicht an Eurer Seite in der Kirche sah, dachte ich gleich, sie gehe vielleicht bei ihrem Altonaer Liebsten zur Beichte und daß ich nicht ganz Unrecht habe, beweist, daß ich den Kerl aus dem Hause kommen sah, als ich in die Straße einbog."

„Jesus!" rief Meister Wandrab und schwankte so heftig, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dann aber faßte er sich und mit einer Hast, die man noch nie an ihm gewahrte, eilte er zur Thür und rief seine Tochter.

Erdmuthe erschien, bleich und mit verweinten Augen. Als sie die beiden Männer in solcher Erregung vor sich sah, sank sie in die Knie und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater vermochte kein Wort mehr zu sprechen, der harte Reinsdorf aber riß sie von der Erde empor und sagte:

„Hier hilft kein Heulen und Beten. Wir wissen Alles."

„Kind!" sagte der Vater und seine Stimme bebte. „Bei dem Andenken an Deine selige Mutter beschwöre

ich Dich, sage die Wahrheit. Hältst Du es mit einem fremden Manne und hast hinter dem Rücken Deines Vaters einen heimlichen Liebeshandel?"

Erdmuthe streckte flehend die Hände aus. Aber das Wort Gnade erstarb auf ihren Lippen. Sie sank ohnmächtig zu Boden.

„So muß mein Haupt mit Schanden in die Grube fahren!" sagte der Vater mit dem Tone des tiefsten Kummers.

Der alte Reinsdorf ward hiervon mitnichten bewegt. Er verschloß sein Herz nur noch fester gegen den ehemaligen Freund und sagte:

„Da habt Ihr nun den Lohn für Eure stete Sanftmuth und Milde. Das ist die Frucht Eurer weibischen Erziehung. Ihr Väter, erzieht Eure Kinder in der Furcht und Ermahnung zum Herrn. Dies Wort habt Ihr verlacht. Darüber seid Ihr in Unehre gekommen und habt die Unehre auch in mein Haus gebracht. Eure Dirne war die verlobte Braut meines Sohnes und er wird verlacht und verspottet werden, wo er sich nur blicken läßt. Ich weiß, daß er mit ganzem Herzen an die Erdmuthe hing und er wird es schwer verwinden. Darum sind wir geschworene Feinde und ich will Euch

zeigen, daß es nichts Leichtes ist, mich zum Feinde zu haben."

Mit diesen Verwünschungen stürmte der Meister hinaus. Vater Wandrab aber saß unbeweglich mit gefalteten Händen und betete eifrig. Da senkte sich himmlischer Friede in sein zerrissenes Herz. Er trat zur Tochter, richtete sie vom Boden auf und sagte:

„Schon trat der Fluch auf meine Lippen. Wenig fehlte und ich hätte ihn auf Dich herabgeschleudert. Gott hat mich vor dieser Uebereilung bewahrt. Komm, unglückliches Kind. Geh in Deine Kammer. Suche Dich zu fassen, und wenn Du Deiner Sinne wieder mächtig bist, sage mir, was geschehen ist. Ich will Dich nicht richten, bevor ich Alles weiß."

Die Tochter ging unhörbar wie ein Schatten. Der Vater aber drückte die Hand vor die Augen und weinte bitterlich.

III.

Wie die Böttticher über die Pelzer und die Pelzer über die Böttticher kamen.

Es war weit über die Mittagszeit hinaus, bevor Meister Reinsdorf nach Hause kam. Auch wollte ihm kein Bissen schmecken und so gut ihm sonst ein Trunk Eimbecker Bier mundete, heute streckte er keine Hand nach dem bis zum Rande gefüllten Henkelkruge aus. Manches Mal sah er seinen Sohn Matthias von der Seite an und ließ das Auge verstohlen auf ihm ruhen. Das schien den jungen Mann in Verlegenheit zu setzen. Er ward abwechselnd blaß und roth. Der Vater aber dachte in seinem Sinn:

„Der arme Junge. Er wird wohl wissen, welche Unbill ihm widerfahren ist und weiß nun seines Kummers keinen Rath. Aber ich will volle Rache nehmen für mich und für ihn. Das heuchlerische Pack soll zittern und beben."

Als nun nach beendigter Mahlzeit die Haushälterin sammt den Gesellen mit einem: „Wohl bekomme es dem Meister!“ zur Stube hinausgingen und der Sohn dem Vater schweigend die Hand küßte, hielt dieser ihn zurück:

„Du hast mir etwas verbergen wollen, Sohn Matthes. Aber das schlage Dir aus dem Sinn. Ich weiß es.“

„Ach, Gott! Vater!“ rief der junge Mann erschrokken. „Was sagt Ihr?“

„Ruhig, mein Sohn. Es ist ein Schimpf für unser Haus. Aber ich werde ihn nicht stillschweigend einstecken. Darauf kannst Du Dich verlassen.“

Der Zorn wurde abermals Herr über die mühsam errungene Fassung des Meisters. Er stieß heftige Verwünschungen gegen den Gevatter Emanuel Wandrab und dessen Tochter Erdmuthe aus. Als Matthes dies Alles vernahm, wurde er noch verlegener als früher. Er verstand von dem, was der Vater sagte, nichts, und hatte bislang in der Furcht geschwebt, dieser sei einem Geheimniß auf die Spur gekommen, das er doch so sorglich in seinem Herzen aufbewahrt glaubte.

Endlich gelang es dem Meister, sich zu sammeln und dem Sohne in abgerissenen Worten zu erzählen,

was sich in dem Hause des Pelzermeisters zugetragen. Matthes hörte dem Vater mit offenem Munde zu. Er schien gar nicht zu begreifen, was dieser ihm berichtete. Als ihm nach und nach Alles klar wurde, hob sich seine Brust höher. Fieberröthe überflog sein Gesicht. Er drückte den Alten stürmisch an sein Herz und eilte, ohne ein Wort zu sagen, davon.

„Der Junge thut sich ein Leid an!" rief Meister Reinsdorf, erschreckt dem Sohne nacheilend. Aber er besann sich und sprach, als wollte er sich beruhigen:

„Nein. Ich habe ihn zu einem ordentlichen Manne erzogen. Ein Mann aber weint nicht, wie ein Kind, sondern wenn es ihm an den Kragen geht, schlägt er tüchtig um sich und das will ich denn auch."

So blieb der Meister ruhig zu Hause, bis daß der Nachmittags-Gottesdienst vorüber war; dann ging er auf die Herberge, nahm seinen gewohnten Platz ein und sagte zu den Nachbarn:

„Guten Abend beisammen und dem Pelzergewerk soll ein Donnerwetter auf den Kopf fahren, absonderlich aber dem Heuchler, dem falschen Freund und schlechten Bürger, Emanuel Wandrab."

„Was habt Ihr Reinsdorf" — Was giebt es mit den Pelzern? — Was hat der Emanuel Wandrab

gethan?“ fragten die Meister durcheinander. Meister Reinsdorf fuhr, statt aller Antwort, fort zu schelten und Verwünschungen auszustoßen. Da lief der Sohn des Herbergsvaters hinunter in die große Stube, wo die Gesellen ihren Platz hatten und sagte:

„Da ist eben Meister Reinsdorf gekommen und ist bitterböse auf die Pelzer. Warum, weiß ich nicht, aber er wünscht ihnen tausend Unglück, zusammt das böse Zeug auf den Hals. Es ist verwunderſam anzuhören und ich gehe wieder oben.“

Schnell war er wieder die Treppe hinauf und lachte vergnügt in sich hinein. Er hatte große Freude am Lärmen und wußte wohl, daß die Gesellen ihm nachschleichen würden. Das geschah auch und auf dem Vorplatz, daran die Meisterstube lag, entstand bald ein dichtes Gedränge. Als die Gesellen hörten, daß Meister Reinsdorf immer lauter wurde, und die Andern sammt und sonders ihre Plätze verlassen hatten, wurden sie dreister. Erst überschritt einer von den Gesellen die verbotene Schwelle, darauf ein zweiter, bis endlich eine gute Zahl darinnen war und ein kecker Bursche, der bei dem Meister in Brod stand, über Alle hinaus rief:

„Wir haben es Euch heute schon bei Tische angesehen, daß Euch etwas Uebles begegnet sein muß. Ihr

habt keinen Biſſen gegeſſen und ſogar das Gratis zu ſprechen unterlaſſen, was noch niemals geſchehen iſt, ſeit ich bei Euch in Brod ſtehe. Hat Euch Jemand eine Unbill gethan, dem wir an den Kragen können, ſo ſagt es nur und wir wollen ihm mit unſeren Faßdauben den Rücken zerklopfen, bis er windelweich geworden iſt. Aber ſprechen müßt Ihr."

„Sprecht, Meiſter Reinsdorf! Sprecht!" brüllte der Haufen laut.

„Das will ich!" ſagte dieſer. „Ja, es giebt Einen, der mir ein gebranntes Herzeleid angethan hat. Mir und meinem Sohne. Aber davon iſt nicht die Rede. Es iſt mir geſchehen und dem Matthes und wir Beiden ſind Mann's genug, unſere Sachen allein auszufechten. Ich ſpreche hier von meinem früheren Gevatter, dem Pelzermeiſter Emanuel Wandrab. Und nun hört aufmerkſam zu. Ich will erzählen, was Alle angeht. Jener Mann iſt ein ſchlechter Bürger, der es heimlich und offen mit den Altonaern hält und mit ihnen unter einer Decke ſpielt. Er kauft und läßt kaufen draußen bei den Bönhaſen und verführt auch andere Chriſtenmenſchen daſſelbe zu thun, damit unſere Stadtkinder immer mehr in ihrer Handthierung geſchädigt werden und mit dem weißen Stock und mit dem leeren Brodſack zum Thor

hinaus müssen, weil sie in Noth und Elend gerathen sind.

„Das thut der Pelzer?“ riefen die Meister und schlugen verwundert die Hände zusammen. Der Geselle aber, der bei dem Meister in Brod stand schrie dazwischen:

„Wohl thut er es! Sagt es doch der Meister Reinsdorf und der lügt nicht. Hollah, Gesellen! dem wollen wir zu Kopfe!“

„Das wollen wir! Das wollen wir!“ rief es als Antwort und Meister Reinsdorf schwieg, denn er hatte, was er wollte, nämlich dem Gevatter dafür, daß er ihm einen solchen Tort angethan, einen heilsamen Schrecken eingejagt. Einige besonnene Meister, die aus Erfahrung wußten, daß man wohl den Anfang eines Uebels kenne, niemals aber dessen Ausgang, bevor es vorüber und nichts mehr zu ändern, ermahnten zur Ruhe und verwiesen es ihrem Mitmeister, daß er die Leute unvorsichtig, wenn nicht gar mit Bedacht, zum Tumultiren aufgereizt. Andere suchten die Gesellen zu besänftigen. Aber diese waren nicht zu halten, sondern stürmten auf die Straße und schickten einen von ihnen zu den Kleinböttichern, daß sie auch mitzögen, denn sie wollten einen lustigen Streich ausführen, und den Pelzern, die so säumig wären in

ihrem Geschäfte, die Pelze ausklopfen, bis die Motten davon flögen und das letzte Stäubchen daraus verschwunden sei.

Während dessen saß der Pelzer Emanuel Wandrab in seinem Sorgenstuhl, bleich und todesmatt, den nagenden Kummer tief im Herzen und vor ihm auf den Knieen lag seine Tochter Erdmuthe und beichtete reumüthig.

Gehorsam dem Vater, der sie schon als Kind dem Matthes Reinsdorf anverlobte, betrachtete sie diesen stets als ihren künftigen Herrn und blickte mit banger Furcht zu ihm auf, denn sie konnte nie ein Herz zu ihm fassen. Weil aber sonst ihr Gemüth ruhig und ihr Herz frei war, dachte sie:

Was gräme ich mich? Es wird wohl Alles besser werden, als ich denke.

Da geschah es eines Tages, als sie aus der Kirche kam, daß ein junger Mann ihr in den Weg trat und bescheidentlich sagte:

„Nehme die Jungfer es nicht übel, aber Sie hat Ihr Tüchlein verloren und hier ist es."

Damit reichte er es ihr. Sie aber war so erschrokken, daß sie kein Wort erwidern konnte. Als sie den jungen Mann indessen flüchtig angesehen, wurde ihr ver-

wunderſam zu Sinne und ſie fühlte im ſelbigen Augenblicke einen jähen Schmerz in der Bruſt. Am nächſten Sonntage auf dem Heimweg aus der Kirche, kam das Abenteuer ihr wieder in den Sinn und ſie machte ſich darüber ſo viele Gedanken, daß ſie kaum auf den Weg achtete, und vor Schrecken beinahe zu Boden geſunken wäre, als dieſelbe freundliche Stimme ſagte:

„Sei die Jungfer vorſichtig. Sie kann leicht in die Goſſe treten. Ich will Ihr hinüber helfen.“ Damit hatte er ihre Hand gefaßt und ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie mitten auf dem Damme. Der junge, fremde Mann ſah ihr ſo treu und ehrlich in die Augen, daß ihr erregtes Gemüth ſich einigermaßen beruhigte und ſie ſagte:

„Vielen Dank für Seine Mühe und vielen Dank auch für verwichenen Sonntag, da Er mir das Tüchlein wiederbrachte, das ich unachtſame Magd verloren hatte. Halte Er es mir zu Gute, daß ich damals nicht gleich dafür gedankt habe.“

„Darüber habe die Jungfer keine Angſt, das iſt gern geſchehen,“ ſagte der junge Mann und ließ Erdmuthe ſtehen, die raſch weiter ging, denn ſie fürchtete ſich, es könne von Jemandem geſehen werden, daß ſie mit einem fremden Manne auf der Straße verkehre.

Bald aber fürchtete sie sich nicht mehr. Als noch etliche Sonntage der junge Mann ihr mit sittigem Gruße entgegen getreten war, verschwand der jähe Schmerz aus ihrer Brust und ein seliges Gefühl belebte das rascher schlagende Herz. Sie hörte ihn an, gab ihm Antwort und dachte nicht daran, daß die Leute es sehen und sie in's Gerede bringen könnten. Sie erfuhr, daß der junge Mann ein Bürgerssohn aus Altona sei, Arnold Becker geheißen und seines Gewerbes ein Goldschmied. Der Vater, ein alter kränklicher Herr, wollte ihm das Geschäft übergeben, das seinen Mann nähre und eine Hausfrau dazu, wenn er erst eine solche gefunden. Erdmuthe hörte das Alles mit stillem Wohlbehagen. Es kam ihr nicht entfernt in den Sinn, daß sie bereits eine verlobte Braut sei; sie sah nicht das geringste Hinderniß. Von der Erbitterung, welche zwischen den Bürgern zu Hamburg und Altona herrschte, war in ihr keine Spur und jetzt vollends gar nicht. Die leichte, luftige Stadt mit ihren lachenden Häusern und bunten Gärten gefiel ihr weit besser, als die engen Hamburger Straßen, die gewölbten Thore mit dem dumpfen Wiederhall und die düstern Wälle, worauf nichts als uralte Bäume und bärtige Stadtsoldaten. Als sie aber zu Hause anlangte, und den Matthes gewahrte, der bei ihrem Vater in der

Stube saß, flog sie wie ein verschüchtertes Reh die Treppe hinauf in ihre Kammer und begann laut zu weinen, denn das ganze unendliche Weh, jetziges und künftiges, überkam sie mit Blitzesschnelle und sie wußte, daß es nimmer enden würde. Von dem Geliebten konnte sie nicht lassen. Er beherrschte sie gänzlich, und sie vermochte nicht, ihn fortzuschicken, als er an jenem Sonntag Morgen in ihr väterliches Haus kam, um ihr zu sagen, daß er Alles zu ihrer Aufnahme eingerichtet habe und bereit sei, sich mit ihr trauen zu lassen, wenn sie ihm folgen wolle in sein väterliches Haus. Das hatte sie aber verweigert und mit brechendem Herzen geschworen, daß sie das Haus des Vaters nie verlassen werde, außer mit seinem Willen.

Dies war das Geständniß, welches Erdmuthe dem Vater ablegte und darauf in ihrer demüthigen Stellung verharrte. Lange blieb es still und man hörte deutlich das Zirpen des Heimchens unter der Thürschwelle. Endlich hob der Vater das Haupt und sagte:

„Du hast eine große Sünde begangen, indem Du Dich einem Manne hingabst mit Herz und Hand, während Du die verlobte Braut eines andern warst. Dafür wird es nimmer Frieden in Dir werden und Dein Gewissen Dich quälen bis an's Ende. Das ist eine harte

Strafe, die der eifrige Gott über Dich verhängt, die ich nicht noch mehren will durch eine Buße, die ich Dir auferlege. Von mir hörst Du kein Wort mehr. Aber mein kummerblasses Gesicht und die vor Gram gefurchte Stirn kann ich nicht vor Dir verbergen. So wollen wir denn gemeinsam das Kreuz tragen, das der Herr uns auferlegt und seiner züchtigenden Hand stille halten."

Der Alte schwieg. Erdmuthe erhob sich. Sie drückte den Vater an die Brust und netzte seine bleichen Wangen mit Thränen. Der Abend dämmerte stark herein. Es herrschte tiefe Stille in dem ganzen Hause.

Plötzlich ward diese durch ein wüstes Schreien unterbrochen. Anfangs achteten sie nicht darauf. Bald aber nahm der Tumult überhand. Der Meister konnte sein Ohr demselben nicht mehr verschließen. Er ging an's Fenster, um zu sehen, was es gäbe.

Da trat die bebende Magd mit lautem Schreien in die Stube:

„Um Gotteswillen, Meister. Es giebt Aufruhr in der Stadt und das Volk kommt in unsere Straße. Ich weiß nicht, was es vorstellt, aber der Nachbar sagt, sie rufen Euern Namen."

„Meinen Namen?"

„Gewiß. Der Conrad ist der Einzige von den Ge-

sellen, der zu Hause ist. Er ist auf die Straße gegangen und wird Bescheid bringen."

Conrad stürzte gleich darauf athemlos herein:

„Es gilt Euch, Meister! Es gilt Euch! Die Großböttcher haben sich mit den Kleinböttchern zusammen gethan. Meister Reinsdorf hat sie gegen Euch aufgehetzt, indem er sagte: Ihr hieltet es mit den Altonaern; Ihr wolltet unsere Stadt in Unehren bringen und die Gewerbe schädigen, wie Ihr nur könntet. Darum wollen sie Euer Haus niederreißen, und Euch selbst an den Hals. Das aber leiden wir nicht und ich habe schon den Lehrburschen nach der Herberge geschickt, damit wir ihnen die Wege weisen."

Der Meister wollte darein reden, aber der Conrad war längst wieder draußen und einige Steine flogen durch die klirrenden Scheiben in die Stube. Ein wüstes Geschrei erhob sich und die tobende Menge stürzte in das Haus.

Da flog die Stubenthür auf und ein wüster Geselle, ein schweres Bandmesser in der Hand trat herein. Erdmuthe schrie laut auf. Der Geselle aber drehte sich rasch herum und rief den anstürmenden Gefährten entgegen:

„Hier sind sie nicht. Sie haben schon Wind ge-

kriegt und hocken auf dem Boden. Da hinauf müssen wir."

Rasch beistimmend, stürmten die wilden Burschen die Treppe hinauf und als der Letzte oben war, kehrte der Erste in die Stube zurück und sagte:

„Fürchtet Euch nicht. Ich bin der Goldschmied Arnold Becker aus Altona, der Euch zur Flucht verhelfen will. Aber schnell."

Alle Drei eilten die Stiege hinab zum Keller und von dort in den Hof. Von hier aus führte, wie Arnold Becker erkundschaftet, eine Thür in einen schmalen Gang, der in eine andere Straße mündete. Da hindurch wollten sie. Als aber die Thür aufging, erhob sich ein schallendes Gelächter, denn die Böttcher hatten Einige zur Bewachung dorthin gestellt. Da faßte Arnold Becker Erdmuthe mit der Linken, mit der Rechten ergriff er die Waffe und theilte damit so schnelle und gewaltige Hiebe aus, daß die fünf oder sechs Burschen, die eines so plötzlichen Angriffs nicht gewärtig waren, sich die blutigen Köpfe hielten und laut schimpfend davon eilten.

„Nun ist reine Bahn!" sagte Arnold Becker lustig, denn er wollte es sich nicht merken lassen, daß auch er einen tüchtigen Hieb davon getragen. „Wo ist der Vater?"

Der vermochte nicht zu antworten. Von einem heftigen Schlage getroffen, war er zu Boden gesunken und seine Kopfwunde blutete stark.

„Ich trage ihn!“ sagte Arnold Becker und lud den Alten auf seinen Rücken. „Folge mir, Erdmuthe, so schnell Du kannst.“

Mit bange klopfendem Herzen durchschritten sie den Gang und entfernten sich immer weiter von dem Hause, worin die wüsten Gesellen unbarmherzige Wirthschaft trieben. Da blieb kein Fenster ganz und durch dieselben flog alles Geräth auf die Straße, nachdem sie es vorher muthwillig zertrümmert, jede neue Heldenthat mit einem wiehernden Gelächter begleitend.

Da kamen von dem andern Ende der Straße die Pelzer daher. Und weil ihrer nicht Viele waren, hatten sie auf der Herberge der mit ihnen befreundeten Schneider Anfrage gethan und eine große Zahl derselben schloß sich willig an. So gelangten sie nun, ein stattliches Heer, auf den Kampfplatz und alsbald entspann sich eine Schlacht auf der Straße und in allen Theilen des spolirten Hauses, wo nur soviel Raum war, daß zwei Menschen neben einander stehen konnten, entstand ein Balgen. Schon sank mancher Mann blutend zu Boden und durch den wüsten Lärmen klang das Stöhnen der Verwundeten.

Da erscholl plötzlich lauter Trommelschlag und unter dem Klange der Trompeten flogen die Dragoner auf ihren dunkelfarbigen Rossen herbei, in weit flatternden Scharlachmänteln, den scharf gespitzten Hut auf dem Kopfe und den schweren Pallasch in der Hand. Im gemessenen Takte rückten die Stadtsoldaten in den langen rothen Schooßröcken, die großen Dreimaster in der Quere auf dem Kopfe balancirend, die Spontonträger vorauf, in geschlossenen Gliedern, mit gefälltem Bajonette an, und in kurzer Zeit war die wilde Meute auseinander gesprengt. Still senkte sich die Nacht auf den noch eben von wilden, regellosen Massen bedeckten Schauplatz herab und blickte kummervoll durch die öden Fensterhöhlen eines Hauses, aus welchem die Bewohner mit blutendem Herzen geschieden.

IV.

Wie die Rolandsbürger und die Hummelbrüder einander Botschaft senden.

Manche Tage hat es gegeben zu Altona auf der Hummel, daß die vom Wirthe heraufgeschroteten Tonnen weit vor Abend leer gezapft wurden. Das waren heiße Tage und die Gäste durstig. Mußte deshalb neuer Vorrath herbeigeschafft werden und die Gäste begrüßten das neue Faß mit einem Hurrah für den vorsorgenden Wirth. Solch ein Tag war auch heute und die Köpfe erhitzten sich allmählich, als plötzlich eine Stimme dazwischen fuhr:

„Scheere mich wenig um den schiefmäuligen Kerl da oben am Tisch. Wir sind auf unserm eigenen Boden und wenn sich so Einer unnütz macht, kann sein Hamburger Rückenleder mit Altonaer Hanfwichse geschmiert werden."

Andere fielen ihm bei: „Recht! Ist's nicht genug, daß das hochmüthige Volk uns ärgert, wenn wir zu ihm hinein kommen? Soll es uns auch noch in unserer eigenen Stadt auslachen? Was macht er überhaupt in unserer Schenke? Hinaus mit ihm!"

„Ja! Hinaus! Hinaus!"

„Recht, Nachbar! Mein Bruder sagt, die Hamburger trinken unser gutes Elmshörner Bier nur darum, damit wir Altonaer Durst leiden sollen. Scheert Euch doch nach Euerm Eimbecker Hause und laßt Euch soviel zapfen, als Ihr zahlen könnt."

„Hier ist kein Platz für Euch, Mann!" sagte ein Anderer. „Darum geht, oder wir schicken Euch an Meister Thormählen zum Gerben."

„Um Gott, Ihr Herren!" rief angstvoll der Hamburger, der zufällig hierher gerathen war. „Nehmt doch nur Vernunft an. Wie käme ich dazu, Jemandem Böses zu wünschen, oder gar zu thun? Seht mich doch nur an."

„Der Kerl ist so durchscheinend, wie die Hornplatten in meiner Stall-Laterne!" schrie ein robuster Fleischer. „Sollen wir ihn wammsen?"

„Nicht doch, Leute. Solcher Hans Mehlbrei ist unserer rechtschaffenen Prügel gar nicht werth. Schon

bei'm dritten Schlage wäre er hin. Wollen ihn besser ärgern. Drei Stunden bleibt er auf derselben Stelle sitzen, ohne einen Tropfen zu trinken, aber immer mit der Hand in der Tasche, um unsere Zeche zu bezahlen. Gilt das?"

„Ja! Ja!" riefen die Hummelbrüder lustig. „Das soll gelten."

„Das ist eine schreiende Ungerechtigkeit," rief der Hamburger. „Wie dürft Ihr so gegen einen Mann handeln, der sich seine Paar Schillinge sauer verdienen muß?"

„Halt's Maul, Kerl!" unterbrach ihn Einer im barschen Ton und flüsterte ihm zu:

„Ich helfe Dir durch!"

Dabei vollführte er solchen Lärmen, als ob er ganz allein in der Hummel wäre und suchte dabei den bedrängten Hamburger hinter den Tisch weg und in eine anstoßende Kammer zu bringen, deren niedriges Fenster auf den Hof hinaus ging.

Unterdessen ward es in der Trinkstube immer lebhafter und einer der Zecher warf einen Thaler auf den Tisch:

„Seht her, Leute, was ich hier habe und laßt den

Kerl, den Hamburger, auch zusehen, damit er sich schwarz ärgere."

„Was habt Ihr denn da, Landsmann?"

„Einen Gnadenthaler. Man sieht sie heut zu Tage kaum noch. Unser Schutzherr, der König, ließ sie vor Jahren schlagen, als er dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg zu Liebe, die Hamburgische Belagerung aufhob. Ist ergötzlich anzuschauen, und läßt sich Vieles dabei denken, wenn man sich Mühe giebt."

„Das glaube ich. Ihr seid auch'n Gestudirter. Wer weiß, welchen Schelm Ihr dabei im Nacken habt. Nun, gebt's Mal von Euch. Was während der Zeit für Euch darauf geht, mache ich wett."

„Sei es denn und habt wohl Acht. Hier seht Ihr drei Thürme, aber nicht schlank und spitz, wie unser Stadtwappen, sondern sie sind kurz und stumpf. 's ist das Hamburger Wappen."

„Dabei sehe ich nichts Schimpfliches."

„Gut. Aber oberhalb des Wappens ist das Nesselblatt. Dies Nesselblatt ist nun das Wappen des Schauenburger Grafen, das Wahrzeichen der Herzöge von Holstein. Dies bedeutet, daß Hamburg zu allen Zeiten von uns abhängig sein soll, es mag sich so trotzig und her-

risch gebehrden, als es will. Und darüber steht die Inschrift: „In gratiam recepti.“

„Was heißt's?“

„Die Undankbaren sind zu Gnaden wieder angenommen.“

„Ha! Ha! Ha! Das ist gut. Heda, Hamburger! Hörst Du es? Donnerwetter! Wo ist der Hamburger hingekommen?“

Dieser hatte unterdessen die Kammer glücklich erreicht und war durch das niedrige Fenster derselben auf das jenseitige Gebiet entwischt. Hier fand er drei oder vier Bekannte, denen er die Unbill mittheilte und diese beschlossen nun, Mehrere zu rufen, und für die Schmach, welche Einem von ihnen widerfahren, Rache zu nehmen.

Große Unzufriedenheit herrschte in der Hummel wegen des Entronnenen und der, welcher ihn aus Mitleid durchgelassen, lärmte am meisten. Nur allmählich beruhigte man sich, als der Gestudirte, der ein fingerfirer Winkelschreiber war, auf den Tisch klopfte und sagte:

„Wir sind noch nicht fertig mit unserem Thaler. Das war erst die eine Seite; seht nun zu, was die zweite bringt.“

Damit kehrte er den Thaler um, und sagte, auf die Fläche deutend:

„Seht hier eine Stadt. Sie liegt tief im Grunde und soll Hamburg bedeuten und darüber steht achtzehn Male der Buchstabe P."

„Achtzehn Male!" rief Einer erschreckt. „Bedeutet's achtzehn Male Prügel?"

„Juckt Dir das Fell? Kannst auch wohl keine Prügel nennen hören, ohne daß sie Dir auf dem Rücken brennen? Ich will Euch sagen, was sie bedeuten. Aber gebt wohl Acht."

Alle sahen den Schreiber mit offnem Maule an und dieser begann von dem Thaler langsam abzulesen:

„Propter preces plurimum principum pacem petentum petulantibus poenam praecipitem pristinae pervicaciae paventibus pius pater patriae praesens protinus perpercit."

„Das ist ein alberner Schnickschnack, ein dummes Wischiwaschi, was kein ehrlicher Christenmensch versteht; gebt es gleich auf gut Altonaisch, oder laßt es ganz und gar bleiben."

„Stockfisch!" brummte der Schreiber im stolzen Gefühl seiner Gelehrsamkeit vor sich hin und fuhr fort zu sprechen:

„Solche achtzehn mit dem Buchstaben P beginnenden Worte besagen: Auf unterschiedlicher Fürsten Fürbitte

hat der fromme und gnädige Landesvater den Ungehorsamen, die geschwinde Strafe, die sie wegen ihrer alten Halsstarrigkeit fürchteten, sogleich nachgelassen."

Solches Dolmetschen gefiel der Trinkerschaar und sie gab ihren Beifall durch lautes Lachen zur erkennen. Nur Einer schüttelte mißbilligend den Kopf. Er trat dicht an den Schreiber heran und sagte:

„Hört einmal, Ihr! Das gefällt mir nicht."

„Und weshalb nicht?"

„Weil es nicht wahr ist. Ihr habt vorhin gesagt, die Stadt Hamburg sei auf die Fürbitte des Kurfürsten von Brandenburg begnadigt und nun leset Ihr da ab, unterschiedlicher Fürsten. He? Ist etwa der Kurfürst von Brandenburg unterschiedliche Fürsten?"

„Ha! Ha! Ha!" lachten die Uebrigen. „Das ist auch wahr. Da hat sich die Schreiberweisheit schön verfahren. Macht uns das klar, Mann."

Der Schreiber biß sich auf die Lippen. Er genoß bislang in dieser Gesellschaft ein unbedingtes Ansehen in gelehrten Dingen und bezog durch sie seine Haupteinnahme an Speise und Trank. Auch ertheilte er für baares Geld heilsame mündliche und schriftliche Rathschläge, denn er führte sein Handwerkszeug stets bei sich. Dies Ansehen stand auf dem Spiel. Er konnte es ver-

lieren. Darum saß er einen Augenblick rathlos. Aber bald faßte er sich und mit übereinander geschlagenen Armen, den Frager trotzig anschauend, sagte er in weg=werfendem Tone:

„Stockfisch, Ihr auch. Bin ich nicht auf meinen gelehrten Reisen nach Berlin gekommen und weiß von daher, daß der Kurfürst von Brandenburg auch Herzog von Preußen ist? Und ist er nicht ein gefürsteter Burg=graf von Nürnberg und ein Graf von Hohenzollern dazu? Und obenein Herzog von Cleve und Gelderland und was weiß ich?"

„Es ist doch erstaunlich, daß ein Mann so viel=erlei in der Welt vorstellen kann. Wie er es nur macht?"

„Das kommt, weil sie dort im Binnenlande weit längere Tage haben, als wir hier an der Elbe. Ihr habt nun Euren Bescheid, also trollt Euch Eures Weges und stört nachdenkliche Leute nicht bei tiefsinnigen Discursen."

„Der ist gut abgeführt!" rief es unter lautem Gelächter.

„Schickt ihn seines Weges heim," sagte der Schreiber, mit den Fingern schnalzend, „und laßt'n nicht eher

wieder kommen, bis er ein Knäul Garn von dem Diebsteich bis nach Pinneberg hinter sich hergezogen hat."

Der bestürzte Frager sah sich nach einem sicheren Rückzuge um, als der Hummelwirth mit verstörtem Gesicht in die Schenkstube trat:

„Habt Acht, Männer. Der heimtückische Schleicher, der erst so demüthig that, bringt uns Unglück über den Hals. Er hat die Reifschläger und Bahnknechte aufgehetzt und sie kommen nun mit Lärmen und Unfug hierher. Schützt mir das Haus. Das müßt Ihr, denn Euch habe ich diesen Besuch zu danken."

Alle stürmten hinaus, um selbst zu sehen. Wenn man an der Thür der Hummelwirthschaft stand, konnte man weit um sich blicken. Links hinüber nach dem Schulterblatt und rechts hinüber nach der Elbe war Alles frei. Nur wenige Gebäude erhoben sich aus dem Gestrüpp, das über dem Boden wucherte, und erst dort, wo der Strand jäh abfällt zur Elbe, war bereits ein reger Verkehr. Die kleinen holländischen Häuser, von denen sich noch heutigen Tages mehrere daselbst erheben, standen in einer langen Reihe nebeneinander, während von dem sogenannten alten Hanfhause die starken Brandmauern bis zur Hälfte aus der Erde emporgestiegen waren.

Von mehreren Seiten zugleich rückten starke Haufen heran. Einige waren mit Knitteln und eisernen Stangen bewaffnet. Die Meisten hatten nur ihre Fäuste. Aber aus den Augen Aller leuchtete die Lust, einmal wieder Gelegenheit zu haben, mit den verhaßten Nachbarn anzubinden.

Ein kräftiger Gesell, der für einen tüchtigen Raufbold galt, aber auch die Gabe besaß, eine Sache genau anzusehen, bevor er sie in die Hand nahm, sagte rasch: „Die sind uns vierfach überlegen und rennen uns bei dem ersten Anlauf über den Haufen. Darum halten wir uns dicht zusammen. Einer geht schnell zur Rolandsburg und ruft die guten Bürger, die dort hausen und Alle, die ihm unterweges begegnen, zur Hülfe auf."

„Das thue ich!" sagte mit großer Hast der Schreiber, der sich aus den Straßenprügeleien nicht sonderlich viel machte und lief mit solcher Schnelle davon, daß er den letzten Auftrag, den man ihm mitgab, nicht mehr hörte.

Auf der Rolandsburg war es gegen Abend lebendig geworden. Zwei Schiffe waren von Amerika direct auf Altona gesegelt und die Honorationen der Stadt ehrten an diesem Orte die Capitaine mit einer festlichen Bewirthung. Man war fröhlich beim feurigen Wein

und erzählte lustige Schwänke, als der Lärmen, der schon einige Zeit draußen unter den Bäumen tobte, zunahm und die Gasterei störte. Da öffnete ein angesehener Kaufmann, Johannes Flügge geheißen, das Fenster und erblickte eine Menge Volks, das sich um einen Menschen drängte, der auf einem Haukloß stand, mit den Händen focht und eifrig sprach. Aber das Schreien und Lärmen der Zuhörer ließen den Kaufmann nichts von dem Allen verstehen. Da gewahrte er einen jungen Mann, der in einiger Entfernung von der Gruppe stand und aufmerksam hinhörte. Er erkannte ihn als den jungen Goldschmied, der die Kundschaft seines Hauses besaß und rief ihm zu:

„Herr Arnold Becker, bemüht Euch doch einen Augenblick näher und erzählt mir, was es dort giebt."

Der junge Goldschmied gab ein Zeichen, daß er heraufkommen werde, und in die aufmerksam gewordene Versammlung tretend, erzählte er, was sich draußen auf der Hummel begeben und was der von dort gesandte Bote verlange von den Rolandsbürgern, die nicht übel Lust hätten, diesem Verlangen zu folgen.

„Das sollen sie wohl bleiben lassen!" sagte der Kaufherr. „Ihre Tollheiten hetzen uns wieder den Teufel und seine Großmutter auf den Hals. Mit Genehm,

Ihr Herren, schließe ich unser Fest, um es zur gelegneren Zeit wieder zu beginnen. Ich gehe hinab, um die Leute von allen Thätlichkeiten zurückzuhalten. Thut Ihr desgleichen und schlagt Alarm in den acht Kapitainschaften, damit die Trommel alle Mann zu den Waffen rufe. Herr Absalon Quanz, Euch geht es zunächst an, denn Ihr habt die Kapitänschaft der großen und kleinen Freiheit. Laßt uns zur Hand sein, ehe es zu spät wird."

Willig folgte Jeder den Anordnungen des umsichtigen Kaufherrn und draußen bildeten sich mehrfache Gruppen. Es waren die verschiedenen Besitzer der im ersten Aufblühen begriffenen Fabriken, welche ihre Arbeiter versammelt hatten, und sie ermahnten, sofort ruhig nach Hause zu gehen, und sich von dem Tumulte fern zu halten, wenn ihnen ihr Brod lieb sei. Die Männer murrten und meinten, nach Feierabend hätte ihnen keiner etwas zu befehlen. Aber sie dachten an den nächsten Löhnungstag und gingen nicht nach dem Hummelthor, sondern nach Hause. Es war nach einer halben Stunde in diesem Theile der Stadt so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

Dagegen wurde es oberhalb der Freiheit, wo es an der Hummel vorüber auf das Feld hinausging, immer

bedenklicher. Beide Partheien waren bereits mit Worten hart aneinander. Einzelne Steine flogen hin und her. Starke Knittel wurden drohend geschwenkt. Hier und da blinkte eine geschärfte Art. Da wirbelten die Trommeln, die vor der ersten Kapitänschaft hergingen und über das Feld zum heiligen Geist trabte eine Patrouille der Hamburgischen Dragoner in ihren leuchtenden Colletten. Vor der doppelten bewaffneten Macht zog sich das Gesindel hinter Stakete und Gartenzäune zurück, oder versteckte sich in den Häusern. Für den Augenblick war die Ruhe scheinbar hergestellt.

V.

Wie Graf Otto von Schauenburg denen von Hamburg „dat lütje Rüemken gav."

Während der Nacht wurde in dem Ostertheile der Stadt und auf dem angränzenden Hamburger Gebiet des wüsten Lärmens kein Ende. War er an einem Orte gedämpft brach er an einem andern um so toller wieder aus. Die Dragoner, die es satt bekommen, von dem Pöbelhaufen in der Dunkelheit geneckt und von sicheren Hinterhalten aus mit Steinen geworfen zu werden, zogen sich bis zum Tagesanbruch zurück. Die aufgebotene Bürgerwacht, von der viele lieber mit dreingeschlagen hätten, als die Andern davon zurückzuhalten, stand, jede Compagnie bei ihrer Fahne und ließ tüchtig die Trommel schlagen, um ihr Dasein vor aller Welt zu bekunden.

„Wirbelt noch ein Bischen, mein guter Mann"

sagte der corpulente Hauptmann des Langen-Straßen-Bezirks, zu dem Tambour tretend, und fuhr, seinen Lieutenant unter den Arm fassend, gemüthlich fort:

„Es hört sich so soldatisch an und jagt den Kerlen Furcht ein, was uns Beides zu statten kommt, wenn es wirklich losgeht. Seid Ihr nicht meiner Meinung, Lieutenant Becker?"

Der junge Goldschmied Arnold Becker, der die Würde eines Lieutenants bekleidete, stimmte dem Hauptmann bei und sagte:

„Ich meine wenn der Tag vollends angebrochen ist, wird unsere Anwesenheit nicht mehr nöthig sein. Mir erlaubt Ihr wohl, einen Augenblick nach Hause zu gehen. Mein Vater ist bedenklich krank."

„Geht mit Gott; das ist ein guter Mann," sagte der Hauptmann. „Und hört, Lieutenant Becker. Ihr seid noch jung und könnt von einem alten Manne wohl einen guten Rath annehmen. Ihr gehört zu denen, deren Herz stets mit dem Kopfe davon rennt. Ihr habt Fremde bei Euch aufgenommen, Hamburger, sagt man. Wir sind zwar eine freie Stadt, worin sich Jeder niederlassen kann, der Lust hat und eine ehrliche Hanthierung treibt, Leute vom Pelzergewerk sogar —"

„Was sagt Ihr da?" fragte bestürzt der Lieutenant und seine Wangen glühten.

„Ihr seht, Lieutenant, ich weiß gut Bescheid. Wenn ein Altonaer Bürger auch das Recht hat, wen er will, bei sich aufzunehmen, und ich die Leute nicht leiden kann, die stets wissen, was in dem Kessel brodelt, der auf fremdem Heerde steht, wenn in dem eignen kein Tropfen Wasser siedet, so ist es doch etwas stark. — Nun, Ihr verstehet mich. Grüßt Euern Vater von mir. — Da geht er hin. Ein recht braller Junge. Nur etwas zu lustig und oben hinaus. — Nun ist's genug gewirbelt, Tambour. Man kann vor Eurem Rumor sein eignes Wort nicht hören. Und da kommt auch der Stadtsecretair. Ganze Compagnie! Richtet Euch! — Guten Morgen Herr Stadtsecretair! Ich denke, man kann guten Morgen sagen; es dämmert schon. Wie steht es — mit Verlaub, da, woher Ihr kommt?"

Der Herr Stadtsecretair, ein Mann voll unerschrockenen Muthes, sagte im Vorübergehen, es geht Alles gut, und der Hauptmann rief:

„Dank, Herr Stadtsecretair. Ganze Compagnie präsentirt ... Ja so; er ist schon verbei! Na, da laßt es nur. Corporal Oepling! Euer Vater ist ein guter

Radmacher, aber Euern Sponton haltet Ihr immer schief. Sagt den Leuten, daß sie nun Hoffnung hätten, bald nach Hause und an die Arbeit zu gehen. Ich habe so eben die Nachricht erhalten, daß Alles gut steht."

Corporal Oepling senkte respektvoll seinen Sponton noch etwas mehr seitwärts als sonst und verkündete der Compagnie, was sie vorhin selbst gehört, worauf er den Wirth einer nahen Kellerschenke herausklopfte, um sich von den Anstrengungen eines lästigen Nachtdienstes zu erholen und für fernere Strapatzen zu stärken.

Während dessen erwachte die Stadt zu neuer Geschäftigkeit. Die Hausglocken läuteten ein ununterbrochenes Concert vom tiefsten Baß bis zum schärfsten Discant. Die Schlächter zierten die zinnoberrothen Ständer vor ihren Hausfronten mit frisch geschlachteten Kälbern und Lämmern. Die Thüren des Krämers öffneten sich und der Perpendikel der Waage taumelte hin und her, wie gestern der Krämer selbst. Der öffentliche Ausrufer verkündete unter Glockengeläut mit lauter Stimme, was es Neues gäbe im Hafen und auf dem Markte. In der Herrenstube der Rolandsburg aber sprachen im Vorübergehen einige Bürger gleichsam auf dem Nachhauseweg vor, um zu hören oder mitzutheilen, was sich zur Nacht begeben und was von dem gereizten

Pöbel noch zu fürchten sein möchte. Keiner war frei von Furcht und Jeder hatte sein Bedenken.

Ein alter Leimsieder aber, Meister Arends von der Elbkante, meinte, es sei eine Sünde und Schande, daß dergleichen Tumultuiren ohne Aufhören fortdaure und jede ehrbare Hanthierung schädige. Am meisten aber wäre es zu beklagen, daß es auf einem Raum stattfände, der von Gottes- und Rechtswegen denen von Altona gehöre, denn die Hamburger wären zu demselben eigentlich nur durch allerlei List und Ränke gekommen.

Das machte die Männer stutzig, die dem Leimsieder zunächst standen, und konnten sie einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Einer zuckte sogar spöttisch die Achseln und brummte etwas von Faselei in den Bart. Meister Arends aber sagte:

„Ist es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, daß Ihr in der Geschichte Eurer Vaterstadt nicht besser Bescheid wißt und seid doch vornehme Meister, die sich etwas Rechtes dünken, nnd sogar am Handel und Wandel der Stadt Theil haben? Wie kann ein Bürger Liebe für die Stadt haben, der er angehört, wenn sie ihm so unbekannt ist, wie die Residenz des Großtürken? Laßt Euch denn von einem alten Leimsieder beschämen, der Euch zeigen wird, was eine Harke ist. Alles Land

was vom grünen Jäger bis zur Elbe einerseits, und von dem Beck, den sie die alte Aue nennen, andrerseits liegt, ist unser Land gewesen, und wäre es auch geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn nicht Graf Otto von Schauenburg, der hier Grundherr war, es vor dreihundert Jahren in einer Nacht durch die Gurgel gejagt hätte."

„All' das Land!" riefen die Männer, und einer derselben setzte spöttisch hinzu:

„Und in einer Nacht? Der gestrenge Herr muß eine stattliche Gurgel gehabt haben."

„Wie man's nimmt!" entgegnete gleichmüthig der Leimsieder. „Ist auch heutzutage nichts Neues, daß ein gewöhnliches Menschenkind, wenn auch kein Stück Land, was er nicht hat, doch einen strammen Sack mit Gold und Silber aus dem Schranke nimmt, wo ihn des Vaters Sparsamkeit barg, und binnen Jahr und Tag damit fertig wird. Was sich leicht beweisen ließe."

Der Sprecher von vorhin ward blutroth und ging bei Seite. Die Andern kicherten heimlich, denn es wußte Jeder, daß der junge Springinsfeld einen großen Theil des vom Vater ererbten Gutes bereits verthat, und so haushielt, daß auch der Rest bald in alle Winde fliegen würde. Der Leimsieder aber sagte:

„Ich bin verbunden zu beweisen, was ich sagte

und will es thun, falls die Herren mir die Ehre gönnen und zur Vesperzeit in mein Haus kommen wollen. Denke, es wird gute Altonaer Leute freuen, zu erfahren wie es bei der Beschneidung ihrer Gränzen zugegangen ist."

Galt bei der Menge nicht für besonders reputirlich das Leimsiederwesen, denn die es ausübten, kamen aus dem Thrangeruch nicht heraus. Aber es war ein einträgliches Gewerbe und die es mit Eifer betrieben, wie Meister Arends, hatten ein gut Stück Geld hinter sich gebracht. Die Männer wunderten sich daher nicht wenig, als sie um die Vesperzeit in die Wohnung des Leimsieders traten, daß sie nicht über Wallfischrippen stolperten, und keine Speckgrieben rochen, sondern in eine behaglich eingerichtete Stube traten, daselbst auf weichen Polsterstühlen saßen und von dem Hausherrn freundlich begrüßt wurden. Meister Arends reichte Jedem eine wohlgestopfte neue holländische Pfeiffe mit rother Pose, setzte ein Paar Flaschen Franzwein auf den Tisch und nachdem er gebeten hatte, zuzulangen, nahm er aus dem Wandschrank einen sauberen Pergamentband und sagte:

„Dies ist eine Copie der curiosen und seltsamen Chronik des Doktor Thraziger, eines grundgelehrten Herrn, welcher seiner Zeit Syndikus der freien Stadt Hamburg

gewesen, und befindet sich das, was ich heute früh erzählet, in derselben aufgezeichnet, wie folgt:

„Kund und zu wissen, daß in dem Jahre des Herrn 1428 das Millernthor nicht an der Stelle stund, wo selbiges jetzunder belegen, sondern es lag am heiligen Geist, nahe zu dem Rödingsmarkte. Trat man aber durch dieses Thor hinaus in's Freie, befand man sich alsbald auf Gräflich Schauenburgischem Grund und Boden. Es war nähmlich alles Wald und Feld in dieser Gegend das Eigenthum des Grafen Otto von Schauenburg, Herrn zu Ottenshude, welcher ein fröhlicher junger Herr war, der zu Pinneberg Hof hielt und das Jubiliren und Banquettiren mehr liebte als recht und billig war. Die Hamburger waren über eine solche Einschränkung ihrer Stadt, und daß ihre Wälle schier aus fremdem Gebiet aufstiegen, unzufrieden und hätten es gern anders gehabt, wußten aber nicht, wie es anzufangen. Da lief ihnen die Maus von selber in die Falle. Sie hatten aber auch tüchtig gebratenen Speck hinein gethan.

Graf Otto war schon früh Morgens im Sattel und jagte in seinen Forsten, woraus er Abends heimkehrte, und sich mit seinen Kumpanen wohl sein ließ bei vollen Bechern. Damit aber hatte er kein Genügen, sondern

ritt derselbe in der Wochen ein- oder zwei Mal nach Hamburg, woselbst er auf dem Rathskeller Quartier nahm. Herr Otto war ein Gast, der etwas darauf gehen ließ, weshalb er auch gar angenehm war und mit großem Fleiße bedient ward. Solche Tage waren lustige Tage und that es Noth, endlich spät Nachmittags in den Sattel zu kommen, um in's Freie zu gelangen, bevor das Thor geschlossen wurde. An einem Tage aber, im November des gedachten Jahres 1428 hatte ein Edler Rath das Thor etwas früher schließen lassen, und als Graf Otto mit seinem Troß bei'm heiligen Geist anlangte, fand er die Pforte verschlossen. Wie nun der Herr sich hierüber beschwerte und hinaus gelassen zu werden verlangte, ist Einer von den Herrn des Rathes, so an dem Rödinsmarkte wohnte, zu ihm herangetreten und hat gesagt, in seinem Hause liege ein Faß des köstlichsten Eimbecker Bieres, so erst heute angestochen, und ein Handelsfreund habe ihm aus der Stadt Köln ein Faß rheinischen Weines gesendet, wie solcher in Hamburg zuvor in dieser Güte nicht getrunken worden. Darum bitte er um die Ehre, der Herr Graf möge zu ihm in's Haus treten und eine kleine Bewirthung annehmen. Solche Bitten abzuschlagen war Graf Otto nicht der Mann. Er folgte dem Rathsherrn nach dem

Rödingsmarkte und nachdem er mit seinem Wirthe eine feine Weile gezecht und zierliche Reden gewechselt, traten unvermuthet noch zwei Herrn vom Rathe ein, sammt einem Schreiber, wodurch das Gelage bedeutend an Lustigkeit gewann. Als nun alle so viel der Gottes Gaben zu sich genommen hatten, als nur möglich, und Graf Otto versicherte, er könne nicht einen Becher mehr trinken, während er den seinigen doch immer frisch füllen ließ, klagten ihm die Herrn des Rathes, wie es ihnen empfindlich sei, vor dem Thore „ganz nichts eigenes" zu haben und baten ihn, er möge ihnen doch „dat kleine Rüemeken von dem Dore bet an dem Beeke" geben, bei welcher Gabe sie seiner stets eingedenk sein wollten. Der Graf der wenig gewußt, wie groß „dat kleine Rüemeken" sei, welches die Herren des Rathes begehrten, sagte lachend Ja. Darauf brachte der Schreiber eine Schrift, die er unterweilen in der Nebenstube aufgesetzt, zum Vorschein, las solche vor, und Graf Otto, der ansehnlich trunken war, unterschrieb die Handveste, ohne nach deren Inhalt sonderlich zu fragen, worauf er bald fest einschlief. Am andern Morgen mochte ihm seine Freigebigkeit wohl gereuen, aber die Handveste war unterschrieben. Herr Otto hatte in den sauern Apfel gebissen, also wollte er ihn vollends verspeisen. Darum, als

man einen guten Morgentrunk genommen, ritt er sammt den Hamburger Herren hinaus, besah sich das „kleine Rüemeken," welches er über Nacht durch die Gurgel gejagt, und setzte selbst das Grenzzeichen an dem Altonaer Beck. Graf Otto ist nachgehends noch oft zu Weine geritten, aber ist immer vor Thorschluß wieder draußen gewesen."

Als Meister Arends dies seinen Gästen vorgelesen hatte, wußten sie Alle, wie es geschehen war, daß der Platz zwischen den beiden Städten von dem Kirchspiel Ottensen an die Stadt Hamburg gekommen ist.

VI.

Wie Gast und Gastfreund mitsammen haushalten.

Unterdessen gingen in einem andern Theile der Stadt ernsthafte Dinge vor. Arnold Becker schritt von seinem Wachthause gerades Weges nach Hause. Er hatte nicht weit, denn des Vaters Erbe war an der Senkung der großen Bergstraße belegen, welche Eifflers Feld geheißen. Aber wie kurz auch der Weg, hatte er vollauf Gelegenheit zu sehen, daß die Worte des Hauptmannes nicht ohne Bedeutung gewesen. Die Leute, welche zu früher Tageszeit bereits auf den Beinen waren, gehörten dem geringen Stande an, bei welchen Arnold Becker wegen seines freundlichen Wesens und seiner stets bereiten Hülfe in Ansehen stand. Es fiel ihm daher doppelt auf, daß die Männer entweder nach der andern Seite hinsahen, oder mit einem stummen Kopfnicken an ihm vorüber gin-

gen. Andere rührten sich gar nicht, sondern sahen ihn mit finsteren Blicken an, während Jemand seinem Mitgesellen über die Straße zurief:

„Ist Einer von denen, die uns verrathen. Siehst nicht 'ne Art Ding, wie'n Pferdefuß?"

Und wieder ein Anderer ging hart an dem jungen Manne vorüber und sagte:

„Gnade Gott, wer einem Hamburger hilft, daß er sich hier in Altona verstecke."

Darauf erwiderte ein Dritter: „Sollte es wohl dergleichen Volk geben?"

„Warum nicht?" war die Antwort. „Aber wenn die Zeit kommt, geht es ihnen auch dafür an die Kehle."

Arnold Becker vermochte nicht, sich zu bezwingen. In zorniger Aufwallung trat er dem Manne entgegen und sagte:

„Wen meint Ihr mit Euerem Geschwätz? Sagt's rund und nett heraus, was Ihr wollt."

„Oho! Nur gnädig!" erwiderte Jener mit spöttischer Demuth. „Ihr seid des reichen Mannes Sohn der güldene Ringe schmiedet, während unsereins mit der Holzart sein täglich Brod verdient. Aber Wer ein Verräther ist und ginge er zehnmal auf der Rolandsburg

in der Herrenstube zu Weine, kommt in unsere Finger, wenn es Zeit dazu ist. Gute Verrichtung, Meister Becker."

Damit ging der Mann laut lachend weiter, und Arnold betrat das Haus nicht mit leichtem Herzen. Alles aber war vergessen, als er seinen Vater im Bette sitzend antraf, zwar noch leidend, aber doch merklich in der Besserung und Erdmuthe mit kindlicher Sorgfalt um den alten Herrn beschäftigt.

„Gott Lob und Dank, daß wir soweit sind, Vater. Nun wollen wir der Krankheit bald die Wege weisen."

„Ja Gott sei Lob und Dank, mein Sohn, Gott und dem guten Kinde, das Du zu mir in's Haus gebracht hast und die mich pflegt, wie es nur meine wirkliche Tochter thun kann."

„Und bin ich das nicht?" fragte Erdmuthe schmeichelnd, sich zu dem Greise herabbeugend. „Mit bange schlagendem Herzen betrat ich dieses Haus nach jener schrecklichen Nacht, als sie den Vater und mich tödten wollten und Arnold uns rettete. Ich kann es nie vergessen, und wir sind für das ganze Leben Euere Schuldner."

„Wohlthun trägt Zinsen," sagte unser ehrwürdiger Herr Pastor Sasse neulich auf offener Kanzel, „und ich

bin davon ein lebendes Beispiel," sprach Vater Becker mit einem dankbaren Händedrucke. „Aber mein Kind, wie steht es mit Deinem Vater? Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht sehen können. Heute bin ich recht stark und möchte wohl ein Stündchen mit ihm plaudern."

„Ich will ihn rufen."

„Thue das, mein Kind Und schaue hübsch fröhlich darein. Wenn es auch draußen noch tobt und lärmt, ist doch bei uns drinnen Ruhe und Frieden, und dies ist das größte Glück, was einem Hausvater begegnen mag."

Erdmuthe war kaum hinaus, als Vater Becker sich erhob und den Sohn hastig fragte:

„Wie steht es draußen?"

„Schlecht, Vater. Die Trunkenbolde, welche die Stadt schon zwei Tage ängstigen, sind jetzt so ziemlich bewältigt. Aber, damit ist wenig gewonnen, da das Volk hier im Orte selbst . . ."

„Wie?" fragte der Alte rasch und seine Züge nahmen einen eigenthümlichen Ausdruck an. „Welche Ursache können sie haben?"

„Böswilliges Volk, das keine Ursache braucht, um

Unheil anzurichten, giebt es überall. Aber ich möchte Euch wohl etwas anrathen, Vater."

„Sprich, mein Sohn. Du bist ein verständiger junger Mann, von dem man schon einen Rath annehmen kann."

„Es ist möglich, daß Alles ruhig bleibt, aber es könnte doch eine Zeit der Noth kommen und dann wäre diese Straße am gefährlichsten, denn sie stößt gerade auf das Thor. Ihr seid noch krank, Vater, Ihr und Meister Wandrab. Darum ist mein Rath, Ihr zieht nach Ottensen zu dem dortigen Voigt, der Euch befreundet ist und nehmt die Erdmuthe zu Eurer Pflege mit Euch."

„So?" fragte der alte Herr langgedehnt und fuhr nach einer Pause fort:

„Wenn Du meinst, die Straße hier sei nicht geheuer, so ist es ja genug, wenn ich bei dem Vetter Aldag in der Elbstraße Wohnung nehme."

„In der Elbstraße, wo sich den ganzen Tag das Seevolk herumtreibt und mit den Ueber-Elbischen sich stets in den Haaren liegt? Nein Vater, das ist nichts für Euch."

„Nun gut. Was meinst Du denn zu dem Hause

Deines Pathen Martin Filter? Er wohnt still und ruhig in der Feldstraße."

„Nicht doch. Das ist ja Alles Altonaer Gebiet."

„Du willst also eigentlich, ich soll die Stadt verlassen," sagte der Alte stirnrunzelnd. „Arnold, Du wirst aus Liebe zu mir zum Lügner. Nicht gegen das ganze Altona ist der Pöbel rebellisch, sondern gegen mich, weil ich Hamburgische Leute, die aus der eigenen Heimath vertrieben sind, bei mir aufgenommen habe."

„So ist es Vater."

„Und Du glaubst, ich wäre feige genug, mich vor einem Haufen Gesindel zu flüchten? Meister Wandrab und seine Tochter sind meine Gastfreunde. Glauben sie sich bei mir gefährdet, will ich für ihre anderweitige Unterkunft sorgen, denn es liegt mir ob, sie zu beschützen, soviel in meiner Macht steht. Aber ich bin hier auf meinem Platze und den werde ich nicht verlassen. Und meinen Gästen die Wege weisen, werde ich auch nicht so lange ich noch einen Blutstropfen in mir fühle."

Der Sohn umarmte ihn stürmisch und sprach: „Komme, was wolle. Wir bleiben beisammen."

Da trat Emanuel Wandrab mit seiner Tochter ein.

Die Jungfer weinte still. Der Meister war auffallend bleich:

„Ich bin hier mit meiner Tochter, um Euch und Eurem Sohne für die bisher bewiesene Gastfreundschaft zu danken."

„Was meint Ihr damit?"

„Ich will meinen Stab weiter setzen. Mein Weg ist noch lang. Ich verlor Alles und muß suchen, es wenigstens zum Theil wieder zu erlangen. Es war Unrecht, Euch so lange zur Last zu fallen; aber meine schwache Gesundheit verschuldete es."

„Meister Wandrab, Ihr wißt wohl, daß Ihr in Hamburg jetzt nichts ausrichten könnt. Euer Haus liegt darnieder. Ihr habt das Gesetz angerufen, und ob Ihr dort seid oder nicht, wird es Euch schützen, soviel es bei diesen Kriegsläuften und während die schwarze Krankheit immer ärger zu wüthen beginnt, möglich ist. Ihr wollt also nicht darum aus Altona ziehen, sondern weil Ihr glaubt, ich möchte Euch gern los sein und hätte nicht den Muth, Euch den Weg zu weisen."

Arnold, der ein heftiges Wort von seinem Vater befürchtete, wollte begütigend drein reden. Jener aber sagte:

„Sieh nach Deinem Geschäft und nach den Leuten,

da bist Du an Deinem Platze. Hier oben wollen wir Alten schon Alles in Ordnung bringen. Daß Niemand von den Unserigen sich rühre. Er kommt augenblicklich außer Brod und verliert alle Ansprüche auf ein Altentheil. Schärfe es allen ein und voraus dem Jakob Rode. Er hat für seine alte Mutter zu sorgen; das soll er wohl bedenken. Geh, mein Sohn und thue rechtschaffen das Deine. Wir wollen versuchen, in gleicher Weise das Unserige zu thun."

Arnold küßte dem Vater schweigend die Hand, umarmte seine Braut und ging in die Werkstatt. Wüster Lärm schallte ihm entgegen, und als er unerwartet eintrat, flogen Alle eilig an ihre Plätze.

„Was giebt es hier?" fragte er rasch eintretend, und als er keine Antwort erhielt, verkündete er den Leuten, was der Vater befohlen habe. Einige lachten, Andere murrten und Jakob Rode rief:

„Scheere mich den Teufel um die Arbeit hier. Es wird überall Brod gebacken. Und wenn ich sonst Lust hätte, das Oberste zu unterst zu stellen, bist Du der Letzte, von dem ich mich zurückhalten ließe."

„Dort ist die Thür!" sagte Arnold Becker kalt. „In fünf Minuten bist Du draußen und kommst nicht wieder herein."

„Das sagst Du mir nicht zwei Mal!“ rief Jakob Rode aufschreiend. „Schnell vergessen, mein vornehmer Meister, daß wir zusammen auf der Schulbank saßen und ich Dein Jakob war auf Leben und Tod. Hast oft mein Vesperbrod mit mir getheilt und die fette Milch getrunken, die der Vater in seinen rothen Eimern von der Weide nach Hause schleppte. He?“

„Du solltest solche Worte nicht sprechen, um Deines Vaters willen, der mich lieb hatte,“ sagte Arnold Becker. „Was ich sonst Gutes durch Dich genossen, ist Dir hundertfach vergolten.“

„Schaut 'mal! Mir? Etwa auch meiner Schwester Katharine, mit der Du Dir stets zu schaffen machtest und ihr auf Schritt und Tritt folgtest? Aber sie war eines armen Milchers Kind, und wenn man um eine reiche Hamburger Meisterstocher freit, die man schon vor der Hochzeit in's Haus nimmt . . . .“

„Bube!“ rief Arnold Becker, hochroth vor Zorn und wollte sich auf den Jakob Rode stürzen. Aber die Gesellen hielten ihn zurück und Jener rief im Davoneilen:

„Den ersten Schlag hast Du weg. Die andern sollen Dir auch nicht geschenkt sein!“

Den Gesellen gelang es endlich, den jungen Meister

zu beruhigen und dieser ermahnte sie nochmals, nicht zu vergessen, welche Vortheile sie hier im Hause hätten, die man doch nicht leichtsinnig wegwürfe. Dann kehrte er in die Wohnstube zurück, wo beide Alten einträchtig bei einander saßen und beschlossen hatten, den Sturm, der zu ihrem Verderben losbrechen sollte, gemeinsam zu bestehen. Es war ein stiller Frieden in dem Schooße der beiden vereinten Familien und dieser wurde nur vorübergehend getrübt, als der Nachbar eintrat und mit wichtiger Miene eine Nummer des Reichspostreuters aus der Tasche zog, worin gar finstere Geschichten erzählt wurden von den bösen Zeiten, die im Anzuge, wie das Kriegsschwert sich immer tiefer in Blut tauche und wie endlich der Schwede das arme Holsteinsche Land mit schweren Lasten bedrohe.

VII.

Wie es im „düster langen Balken" aussah.

Vom „Franschenhof" her zieht sich über die Lohmühle ein schmaler Weg längs den Weiden, der in das nördliche Ende von Ottensen mündet. Das ist der „düster lange Balken." Der Weg ist mehrfach gekrümmt und zu beiden Seiten mit hohen Hecken von Hagebutten, Weißdorn, Jelänger-Jelieber und Haselstauden eingefriedet, weshalb der Wanderer nur im Stande ist, eine kurze Strecke seines Weges mit einem Male zu übersehen. Unfern von dieser Straße lag die Kathe, wo die Wittwe Rode mit ihrer Tochter Katharine wohnte, die weit und breit für das schönste Mädchen galt, und unter dem jungen Volke war Mancher, der sich ernstlich um ihre Gunst bemühte, ob sie gleich nur eine arme Milchersstochter war. Die Mutter hatte schon manchen ehrsamen Freier mit freudestrahlendem Gesicht empfangen und auf

die hohe Ehre hingedeutet, die ihrem Hause durch solchen Besuch zu Theil werde. Aber sie fuhr schier aus den Wolken, wenn Katharine nach den zierlichen Bewerbungen kaum hinhörte, und den Freiern schnippisch erklärte, sie wolle noch ledig bleiben. Da zogen sich die ehrbaren Männer nach und nach zurück und nur die, welche minder lautere Absichten hatten, hielten aus. Und das schien der Dirne beinahe recht zu sein. Die Mutter aber schlug die Hände über den Kopf zusammen und lamentirte, daß Alles ein Ende mit Schrecken nehmen werde, worüber Katharine laut lachte.

„Ich wasche meine Hände," sagte die Mutter. „Da siehe Du zu. Sind freilich nur Landleute, oder kleine Handwerker, die um Dich werben, aber sie haben ihr gutes Brod und Du bist auch nur eines Milchers Tochter, der sein Lebstage nicht mehr als sieben Kühe in dem Stall hatte."

„Waren es die sieben fetten, oder die sieben magern?" fragte Katharine muthwillig.

„Kind! Kind! Du spottest selbst mit der heiligen Schrift. Das nimmt kein gutes Ende. Weiß wohl, daß Du noch immer an den hochmüthigen Burschen, den Arnold Becker, denkst . . ."

Katharine ward roth und sagte mit aufgeworfenen Lippen:

„Der käme mir gerade gelegen. Habe mir wohl seine Capriolen eine Zeitlang gefallen lassen; aber sie wurden zuletzt so langweilig, daß ich ihn auslachte und er mir nicht wieder vor Augen kommen durfte. Nun hält er es mit einer Hamburger Dirne, die ihm etwas vorflennt und eben so herzbrechend seufzt, wie er selber. Lacht ihn aus, den Gimpel."

„Was soll das werden?" jammerte die Mutter. „Wir sind blutarm. Und könnten es so gut haben!"

Katharine stand auf und sagte fest: „Wenn der Tag graut, bin ich da und halte aus, wenn die Sonne längst zur Ruhe ging. Mit meinen Händen verdiene ich, was wir brauchen und wir haben noch keine Noth gelitten. Auf meine Hülfe habt Ihr ein Recht, die bin ich Euch schuldig. Aber mein Herz ist mein Eigenthum und das giebt Niemand weg, außer ich selbst."

Jakob Rode war in die Stube getreten und sagte mürrisch:

„Guten Abend. Braucht nun nicht mehr über mein spätes Nachhausekommen zu klagen. Bin ein freier Mann geworden und werde hier bei Euch hausen, so lange das Essen und Trinken nicht ausgeht."

„Ach, Du Taugenichts!“ heulte die Mutter und rang die Hände. „Hast Du Dich doch um Deinen guten Platz gebracht? Was für ein Unglück erlebe ich an meinen Kindern.“

„Werft mir nicht den Fehltritt meines Bruders vor!“ sagte Katharine. „Ich habe nichts mit ihm gemein.“

„O, lieb Schwesterchen!“ sagte Jakob Rode boshaft. „Bist ja über die Maßen empfindlich. Denkst wohl, ich weiß nichts, oder sei zu furchtsam, um aus der Schule zu schwatzen? Hätte ich das vorher gewußt, sparte ich mir den Aerger mit dem hochmüthigen Goldschmiedsjungen, dem ich vorwarf, daß er Dich sitzen lasse, um es mit einer Andern zu halten und der mich dafür zur Thür hinauswarf.“

Katharine war sehr zornig über diese Worte ihres Bruders und verbot ihm, sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern:

„Ich will nicht heirathen, um eines Mannes Magd zu sein; und thue ich es dennoch, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß ich leben kann, wie es mir gefällt. Dafür, daß ich einem Manne meine Freiheit verkaufe, soll er drei- und vierfach geben, was ich jetzt entbehren muß.“

Und als sie das gesagt hatte, verließ sie in großer Erregung die Stube.

Um diese Zeit betrat Arnold Becker den düster langen Balken. Vor ihm her ging ein Mann. Bei einer Biegung des Weges sah er einen Augenblick lang das Gesicht desselben und blieb erstaunt stehen:

„Um Gott, was ist das? Wahrhaftig, ich meine ..... Aber nein! nein! Ich muß mich geirrt haben. Wie käme der hierher? Was könnte er hier wollen? Ich bin heute so aufgeregt, daß ich überall Geister sehe."

Der Mann war fort. Schon dämmerte es stark, als Arnold Becker die Kathe erreichte, worin Frau Rode wohnte. Nicht weit davon am Knick glaubte er ein Frauenzimmer zu sehen, das vertraulich mit einem Manne schwatzte, den er für denselben hielt, mit welchem er den Weg kreuzte. Er überlegte mit sich. Auf das schwere Wort hin, welches Jakob Rode gesprochen, als er die Werkstatt verließ, war er hierher gegangen, um mit der Mutter zu sprechen. Als er jetzt dem Ziele nahe war, stand er still, um nochmals mit sich zu Rathe zu gehen. Seine Augen glitten dabei über den kleinen Krautgarten hin. Die Beiden waren verschwunden. Etwas beklommen trat er ein.

Es war in der Stube fast finster. Die Alte saß mit den Händen im Schooße. Arnold bot ihr einen guten Abend und sagte:

„Vielleicht weiß Sie schon, daß Ihr Jakob unsere Werkstatt heute verlassen hat. Es thut mir leid, daß es so gekommen ist; aber er hat es selbst verschuldet."

„Das sagen die reichen Leute immer, wenn sie uns Armen das Messer an die Kehle setzen," entgegnete die Frau bitter.

„Ihr thut mir Unrecht, Mutter Rode. Als ich noch ein Kind war und der toll gewordene Stier mich umrannte, rettete mich Euer Mann und hat mich seit jener Stunde gern gehabt. Ich habe ihm das nie vergessen und bin eben hier, um Euch das zu beweisen. Glaube es wohl, daß Ihr von des Jakobs Wochenlohn nicht viel bekommen habt; aber es war doch mitunter etwas. Aufnehmen kann ich ihn nicht wieder; aber bis er untergebracht ist, sollt Ihr Sonnabends Euern Antheil haben."

Katharine, die eben eintreten wollte, blieb auf der Schwelle stehen, als sie Arnold Becker erblickte. Die Mutter aber sagte:

„Dank für's Almosen. Muß es wohl nehmen, weil ich in der Noth bin. Ist auch das Wenigste, was Ihr

thun könnt, nachdem Ihr Euern Spielkameraden verstoßen, wie vordem seine Schwester."

„Das ist ein hartes, ungerechtes Wort," entgegnete Arnold Becker mit einiger Aufwallung. „Es ist wahr, ich sah die schöne Dirne gern und habe redliche Absichten gehabt. Aber sie war viel zu hochmüthig und hatte für jedes herzliche Wort nichts als kalten Spott. Da blieb ich weg. Sieht Sie, Frau Rode; ich kenne die Katharine genau. Es ist eine stolze, hochfahrende Dirne, und dieser Hochmuth wird vielleicht noch ein Mal ihr Unglück. Aber sie ist keine Lügnerin und wie sie es meint, sagt sie es gerade heraus. Darum weiß ich gewiß, sie wird nicht behaupten, daß ich ihr ein Gelöbniß gethan und sie dann habe sitzen lassen wie ein Schuft."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Katharine näher trat und sagte:

„Darüber könnt Ihr beruhigt sein. Ihr habt mir nichts versprochen und wäre es geschehen, ich würde es nicht angenommen haben. Geht also mit Gott, Herr Goldschmied, und laßt Euch von den Hamburger Dirnen an die Nase herum führen so viel als Euch beliebt, denn Ihr seid doch eben nur ein Geck wie alle Andern."

Damit verließ sie die Stube. Arnold Becker blieb in einer seltsamen Simmung zurück. Er wandte sich nochmals an Frau Rode, die aber in mürrischem Schweigen verharrte. Unzufrieden, ein so nutzloses Werk begonnen zu haben, schied er von einem Hause, wohin er den Frieden hatte zurückbringen wollen.

Es dämmerte stark, als er hinaustrat in das Freie.

VIII

Wie es in der Finsterniß hell wird.

Katharine war wieder draußen im Krautgarten. Neben ihr stand ein junger Mann, der eifrig sprach. Es war derselbe, mit welchem Arnold Becker vorhin den Weg gekreuzt hatte.

„Spart Euere Worte!“ sagte das Mädchen. „Ihr macht mich doch nicht andern Sinnes.“

„So gilt Dir all meine heiße Liebe nichts?“ fuhr er dringender fort. „Seit ich Dich gesehen, bist Du mein Ein und mein Alles. Ich denke nur an Dich und will nichts, als Dich allein.“

„Laßt diese Reden, die wie Ihr schon wißt, bei mir nichts verschlagen. Aus Liebe heirathe ich keinen Mann. Wenn ich mich an einen solchen weggeben soll, muß er vorher meine Bedingungen eingehen. Sie nennen mich stolz und hochfahrend. Ich weiß besser, wie es

mit mir steht. Mein Sinn steht nach Höherem. Mein Geist und meine Schönheit machen mich dazu geschickt, und doch bin ich verdammt, in der Niedrigkeit zu leben. Hunderte, die dumm und häßlich sind, gehen in Sammt und Seide und prunken vor der Welt mit ihrem Reichthum, während ich in dieser räucherichen Kathe leben und Allem was die Welt Schönes hat, entsagen muß."

„Das mußt Du nicht. Gehöre ich nicht zu einer angesehenen Bürgerfamilie? Wir haben ein prächtiges Haus in der Stadt. Vor dem Dammthore einen artigen Garten und Ackerland. Dazu ein gut Stück Geld in der Truhe und eine tüchtige Kundschaft für die Werkstatt. Was willst Du mehr?"

„Eurem Vater gehört das Alles, nicht Euch. Glaubt Ihr, daß er in Eure Heirath mit einer Bettlerin willigt? Auslachen wird er Euch und mich aus seinem Hause jagen, wenn ich Euch dahin folge. Und wenn Ihr nicht zu bitten aufhöret und er sagte endlich Ja, um Euch nur los zu werden; wäre ich dann, was ich sein will? Ich kenne diese Bürger und ihren Hochmuth. Eine Magd würde ich sein und noch weniger, als diese, denn die kann wieder gehen, wenn es ihr nicht gefällt. Ich aber muß bleiben und täglich hören, wie er sich von dem Jungen habe beschwatzen lassen, die Betteldirne

zu Gnaden an- und aufzunehmen. Nun wollte er mindestens dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wüchsen, und ihr zu verstehen geben, daß sie fein demüthig sein müsse, wie es sich für ihresgleichen gezieme."

Katharinens Augen funkelten. Es war als ob sie das schon wirklich erlebt hätte, was ihre erhitzte Phantasie ihr vorspiegelte. Der junge Mann sah sie fest an und sagte:

„Du bist ungerecht gegen mich Katharine. Jetzt will ich ein ernsthaftes Wort zu Dir reden, darum verlange ich, daß Du mir aufmerksam zuhörst und dann antwortest. Mich widert es an, länger umher zu schleichen, wie ein Spion, denn ich bin gewohnt, offen zu handeln. Ich war mit einer ehrsamen Jungfer verlobt, als ich Dich sah. Deine Schönheit riß mich hin und ich konnte kein Auge von Dir abwenden. Du warst heiter, gönntest mir manches gute Wort und litteſt es, daß ich Dich öfters sehen durfte. Die soll es sein oder keine, gelobte ich mir, und bot Dir meine Hand. Ich habe Alles aufgegeben um Deinetwillen. Der Vater weiß noch nichts von meiner Liebe zu Dir, aber er wird es erfahren, sobald ich Dein Wort habe und ich schwöre Dir, daß Alles so werden soll, wie Du es nur fordern kannst. Aber Du mußt nicht das Unvernünftige verlangen.

Eines Handwerkers Haus ist nicht das Schloß des Edelmanns und in einer Werkstatt sieht es anders aus, als in den himmelhohen Speichern unserer reichen Kaufleute. Was eine Frau unseres Standes nur irgend hat, das sollst Du auch haben und mehr. Das verbürgt Dir meine Liebe. Hast Du nur ein klein wenig Neigung zu mir, so bist Du damit zufrieden und giebst mir Dein Jawort."

„Erwerbt Euch die Einwilligung Eures Vaters, daß er mich zur Schwiegertochter annimmt und mich halten will, wie er es thun würde, wenn ich die Tochter des angesehensten Bürgers in Hamburg wäre. Laßt ihn zu uns herauskommen und wie es sich geziemt, bei der Mutter seine Werbung anbringen und ich will mein Jawort geben, aber nicht eher. Nun habt Ihr mein letztes Wort und Ihr wißt wohl, daß ich kein Haarbreit davon abgehe."

Der junge Mann blickte sie mit dem Ausdrucke der glühendsten Leidenschaft an:

„Ich werde gleich Morgen mit dem Vater sprechen. Es wird ein heftiger Kampf werden, ich weiß es. Aber ich werde gewinnen. Ich muß gewinnen, denn es handelt sich um Leben und Tod und meinem Vater bin ich an's Herz gewachsen. Es kann mancher Tag ver-

gehen bis dahin. Mache mir diese Zeit nicht dadurch zur Hölle, daß ich denken muß, Du bist des Wartens überdrüssig geworden und hast einen Andern vorgezogen. Versprich mir, Katharine, daß Du warten willst, bis ich Dir die Antwort meines Vaters oder ihn selbst bringe. Versprich mir das."

„Ich verspreche es!" entgegnete sie, ihm die Hand reichend und er ging eilenden Schrittes davon. Katharine sah ihm einen Augenblick nach, fuhr, wie träumend, mit der Hand über die Stirn und kehrte nach Hause zurück.

Dies war der Augenblick, da Arnold Becker in den dämmernden Abend hinaus trat. Er ging langsam seines Weges und machte sich allerlei Gedanken, als plötzlich ein lauter Schrei an sein Ohr schlug. Er horchte auf. Der Lärm dauerte fort. Noch einige Schritte und er gewahrte zwei Männer, die im erbitterten Kampfe einander gegenüberstanden. Der Eine holte mit seinem Knittel zum gewaltigen Schlage aus. Aber der dadurch Bedrohte packte zur rechten Zeit den Arm seines Gegners und hielt ihn fest. So standen sich Beide — Auge im Auge — gegenüber.

„Hollah! Was wirds hier?" rief Arnold Becker, an die Streitenden heran tretend. „Giebts nicht genug des Haders bei Tage und Nacht in den Städten, daß

Ihr ihn auch noch in diese einsame Gegend tragt? Stellt Euer Raufen ein und geht nach Hause."

„Hussah!" rief der junge Bursche mit dem Knittel, indem er sich durch einen hastigen Ruck von der Hand seines Gegners befreite. „Hat sie Dich auch recht zärtlich empfangen, mein Junge? Schade, daß ich nicht daheim war, sonst hättest Du vor ihr tanzen müssen und ich hätte Dir mit meinem Fiedelbogen dazu aufgespielt."

„Du bist betrunken, Jakob Rode," sagte der Goldschmied kalt. „Geh nach Hause; ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Laß diesen Mann ruhig seines Weges gehen, denn ich begreife nun schon, daß Du ihn in der Trunkenheit anfielst. Willst einen Wegelagerer vorstellen? Glückstadt ist nicht weit. Mache Platz, Gesell,"

Jakob Rode lachte laut auf: „Viel auf ein Mal. Wenn ich mich betrunken habe, ist es für eigene Rechnung geschehen und kümmert Euch nicht. Glückstadt, sagt Ihr? Auf ein naseweises Wort gehört ein Schlag. Eigentlich auf jeden Buchstaben. Damit bin ich grade nicht geizig. Daß Ihr aber den Mann da ... Ha! Ha! Ha!"

Er lachte so wild auf, daß es in der Dunkelheit schaurig klang und fuhr fort:

„Ha! Ha! Ha! Das ist der Katharine ihr neuer

Liebster! Ha! Ha! Ha! Und Ihr da! Damit Ihr es nur wißt: Dies ist meine Schwester ihr frühester Liebster, der Goldschmiedsjunge von Eifflersfeld. Und er ist dieselben Wege gegangen, die Ihr jetzt geht. Ha! Ha! Ha! Und ich habe ihm ein Bein gestellt, wie ich Euch eins stellen will. Nun habe ich Euch Beide in Händen, denn Ihr sollt mir zinsen und steuern, so viel mir gefällig ist, oder ich bringe von Euch in beiden Städten Geschichten herum, daß Ihr Euch die Augen aus dem Kopfe schämen müßt und Euch jeder ehrliche Mann die Wege weist, wenn Ihr bei ihm einsprecht. Die Katharine ist doch ein verwettertes Ding, daß sie solche Burschen nach Gefallen an der Nase herum führen kann. Ha! Ha! Ha! Wir sprechen uns bald wieder von wegen der Steuer. Und dabei muß es zwischen Euch und der Dirne allezeit still und ehrbar zugehen, sonst ... Ha! Ha! Ha! Gute Nacht, Arnold Becker! Gute Nacht, Matthes Reinsdorf! Ich lege mich auf's Ohr."

Laut lachend entschlüpfte er durch das Gebüsch. In einem Augenblicke war er in der Dunkelheit verschwunden.

„Ihr seid Matthes Reinsdorf?" fragte der Goldschmied.

„Ich bin's. Danke Euch für den Beistand, den

Ihr mir geleistet. Der Bursche wollte in seinem trunkenen Muthe Geld von mir erpressen und als ich es ihm weigerte, hob er die Hand gegen mich."

„Kennt Ihr den wüsten Gesellen?"

„Ehe wir weiter reden, erklären wir uns. Zwei Männer, die sich in so seltsamer Lage befinden, müssen einen grimmigen Haß hegen, oder ein ächtes Vertrauen zu einander fassen. Gott gebe das Letztere."

„Schlagt ein! Wir wollen treu zusammen halten. Sprechen wir offen mit einander. Daß ich mit Erdmuthe bekannt werden konnte, ist wohl zu begreifen. Wie Ihr aber — denn Ihr seid es doch, den ich eben in dem Krautgarten der Frau Rode neben Katharine sah?"

„Sie hat es mir angethan. Ich kann keinen Tag länger ohne sie leben. Morgen rede ich mit meinem Vater. Es muß biegen oder brechen."

„Aber wie lerntet Ihr sie kennen? Sagt mir Alles und seid meines Beistandes gewiß."

Die beiden jungen Männer sprachen im Weiterschreiten eifrig und viel. Als sie den Scheideweg erreichten, sagte Matthes, dem Arnold zum Abschiede die Hand schüttelnd:

„Ihr seid glücklich durch Erdmuthens Liebe. Ich

danke Gott, daß er es so fügte und dem guten Kinde dreifach wieder gab, was sie an mir verlor. Hier ist der Brautring, den ich noch von ihr besitze. Alles Glück mit ihr und Euch. Ich habe keinen andern Gedanken mehr als Katharine."

Sie schüttelten sich die Hände und gingen nach verschiedenen Richtungen hin auseinander.

IX.

Wie aus Stahl und Stein helle Funken sprühen.

Wer den Meister Reinsdorf lange nicht sah, der hätte ihn kaum wieder gekannt. Sonst war er rührsam in seinem Hause und in der Werkstatt stets der Erste und der Letzte auf dem Platze. War er auch hochfahrenden Sinnes und glaubte etwas Besseres zu sein, als andere Leute, sorgte er doch dafür, daß seine Kunden zu ihrem Rechte kamen, und wenn ein Gesell seine Schuldigkeit that, that er auch die seinige und wohl noch etwas darüber.

Jetzunder geschah von dem Allen das Gegentheil. Seine Leute konnten ihm nichts zu Dank machen und selbst die geschicktesten wurden Nichtsnutze gescholten. Da schnürten diese ihr Bündel und zogen ab. Den Kunden fuhr er über den Mund und förderte die bestellte Arbeit

läſſig oder garnicht. Da blieb die weitere Kundſchaft aus und die ſonſt ſo belebte Werkſtatt ſtand verödet.

Den Meiſter kümmerte das wenig. Seit dem Tage, da er mit ſeinem Gevatter Emanuel Wandrab gebrochen, um der Erdmuthe willen, grollte er mit der ganzen Welt und dachte an nichts, als an Rache. Daher kam es, daß Alles drunter und drüber ging, und weil der Sohn dem Vater nachahmte, wurde es mit der Wirthſchaft immer bedenklicher.

Beide ſahen ſich kaum und ſprachen faſt nie mehr mitſammen. Der Vater las in dem kummervollen Geſicht des Sohnes den herben Schmerz über den Verrath ſeiner geweſenen Braut und da er nicht wußte, wie er ihn aufrichten ſollte, ließ er ihn lieber ganz und gar gewähren. Der Sohn fürchtete ſtets, der Vater möchte ſein Geheimniß entdecken, darum wich er nicht minder beharrlich aus und verfiel faſt in Melancholie.

Plötzlich kreuzten ſich die Wege Derer, welche ſich bisher ſorglich vermieden hatten.

Matthes hatte in Katharinens Hand ein feierliches Verſprechen gelegt. Er konnte nicht ohne ſie leben und mußte daher mit dem Vater reden. Keine Ahnung hatte er von dem Verfall des häuslichen Wohlſtandes und wenn er nur erſt die Einwilligung des Vaters hatte,

schien es ihm ein Leichtes, alle Wünsche seiner hochfahrenden Geliebten zu erfüllen.

In dem Kopfe des Meister Reinsdorf kreuzten sich die Gedanken wunderbar. Er hatte sich aus seinem dumpfen Groll aufgerüttelt und erschrack über das, was er gewahrte. So konnte es nicht bleiben. Das Verlorne ließ sich nur durch eine rasche That wieder gewinnen. Diese That sollte der Sohn vollbringen. Er wollte die Hand dazu bieten.

„Wenn der Junge verheirathet ist, wird Alles wieder gut werden," sagte er zu sich selbst. „Eine Frau bringt neuen Muth in's Haus und einen Brautschatz. Ein solcher Schatz bringt Glück. Also muß Matthes heirathen und ich will mich für ihn umsehen."

Das that der Meister und als er seiner Sache gewiß war, ließ er seinen Sohn rufen. Dieser erschien aber von selbst, noch ehe ihn des Vaters Botschaft erreicht haben konnte und sagte in nicht geringer Aufregung:

„Wenn der Vater nichts dawider hat, möchte ich wohl ein Paar Worte mit Ihm reden."

„So auch ich, mein Sohn!"

„Es wird ein ernsthaftes Gespräch werden, Vater, und ich bitte Ihn, recht gelassen zu bleiben."

„Die Zeit ist ernst. Woher soll die Kurzweil kommen? Der Krieg wird immer wilder, und rückt uns nahe. Lassen wir mindestens daheim den Frieden walten."

„Das spricht der Vater mir aus der Seele. Wir haben mehrfachen Kummer erlebt. Er, Vater und ich."

„Ja, mein Sohn!" sagte der alte Reinsdorf fast weich. „Voraus Du. Ich weiß es, Matthes. Wenn ich auch nichts sagte, gelitten habe ich mit Dir."

Der Sohn drückte die Hand des Vaters an seine Lippen und fuhr lebhafter fort:

„Ich habe abgeworfen, was mich drückte, mit keinem Worte denke ich mehr an das Verlorne. Wer weiß, ob es nicht besser ist, daß es verloren ging. Die Last drückt nicht mehr."

„Das ist wacker!" rief Meister Reinsdorf. „Du handelst wie ein Mann. Was nun weiter?"

„Ich will meinen Stand verändern, Vater. Das Junggesellenleben habe ich satt, und will eine Frau nehmen."

„Recht, mein Sohn. Schlage der leichtsinnigen Pelzerdirne ein Schnippchen und nimm eine Andere."

„Das thue ich!" sagte Matthes rasch. „Und wenn ich dem Vater meine Braut zuführe . . ."

„Die Braut ist gefunden."

„Ja, Vater, sie ist gefunden!" antwortete der Sohn und hielt plötzlich inne, weil jetzt die Entscheidung fallen mußte.

Meister Reinsdorf schüttelte mit dem Kopfe:

„Du Teufelsjunge weißt also? Und ich dachte, meine Sache so klug gemacht zu haben, daß außer mir .... Nun, es ist gut. Da Du es also weißt, kennst Du sie auch, die ich Dir ausgesucht."

„Wie? Der Vater hätte mir eine ausgesucht?" fragte Matthes zögernd und eine düstere Ahnung überkam ihn.

„Was ist das für eine alberne Frage? Haben Dich die Heirathsgedanken verwirrt, sollen sie mich nicht verwirren, denn Einer muß den Kopf oben behalten. Mit der Küperei ist es in der letzten Zeit rückwärts gegangen. Habe keine Lust mehr an der Werkstatt, darum sollst Du sie neu beleben. Dazu ist noth, daß Du eine Frau nimmst, die Dir ein tüchtiges Stück Geld in die Wirthschaft bringt, und eine solche habe ich gefunden. Vor Jahr und Tag starb mein Mitmeister Scheffelsdorf. Er hat keine Kinder, wohl aber eine dralle Wittwe mit einem tüchtigen Vermögen hinterlassen. Sie hat ein Auge auf Dich. Ich erfuhr es von ungefähr und habe

darnach mit ihr gesprochen. Es ist Alles richtig. Gehe hin und bringe Deine Worte an, dann haben wir in vier Wochen Hochzeit. Nun? Warum antwortest Du nicht? Und wie siehst Du aus? Was ist das für ein Armensünder-Gesicht? Junge! Wenn Du mir durch den Sinn fährst! Ich will nicht daran denken. Geh sogleich und hole Dir von der Scheffelsdorfern das Jawort."

„Nein, Vater, das thue ich nicht."

„Hollah, Bursch! Wo willst Du hin? Stillgestanden und gebeichtet. Die Braut, die ich ausgesucht, stößt Du von Dir und willst doch heirathen? Welche Schwiegertochter willst Du mir in's Haus bringen? Ist's eine so miserable Creatur, daß Du sie nicht zu nennen wagst?"

„Nein, Vater. Meine Geliebte ist ein schönes Mädchen. Das schönste, was Er finden kann, soweit der Himmel blau ist."

„Wer ist sie? Wer?" schrie der Alte mit dem Fuße stampfend.

„Katharine Rode heißt sie. Ihre Mutter ist die Wittwe eines Milchers. Sie ist nur arm, Vater, aber mehr werth, als hundert Andere, die sich mit Gold be-

decken können, denn sie ist schön, Vater. Schön und stolz als ob sie eine Königin wäre."

Der alte Mann schlug ein eisiges Hohngelächter auf:

„Schön und stolz, wie eine Königin? Da ist ihr am Ende der Großböttcher Reinsdorf zum Schwiegervater nicht einmal gut genug und ich muß sie wohl gar schön bitten, mit uns in die Verwandschaft zu treten?"

„Spreche der Vater nicht so. Er kennt die Katharine nicht, sonst würde Er nimmer dergleichen sagen. Katharine kennt sich. Sie weiß was sie werth ist, und will, daß auch andere ihren Werth erkennen sollen."

Das Feuer der Leidenschaft riß ihn hin. Er sprach mit Begeisterung von seiner Geliebten und unter welchen Bedingungen sie ihm ihre Hand zugesagt. Meister Reinsdorf stand mit offenem Munde da. Er begriff nichts von dem Allen und hielt den Sohn für verrückt. Als er endlich sah, daß es diesem voller Ernst war, brach er los:

„Nun und in alle Ewigkeit nicht. Unterstehe Dich nicht, länger daran zu denken. Wenn Du aber wider mein Gebot handelst und die schlaue Metze . . ."

„Vater! Halte Er ein!" rief Matthes, „oder ich vergesse, so wahr Gott lebt, was ich Ihm schuldig bin.

Er hat mich eingeschüchtert von Kindesbeinen an. Nie hatte ich einen andern Willen, als den Seinigen. Meine ganze Jugend ist in Furcht und Zagen verstrichen. Ich habe die Küperei lernen müssen, ohne gefragt zu werden, ob ich sie auch gern lernte, oder lieber etwas Anderes. Ich bin verlobt worden, ohne daß Er mich fragte, ob mir die Braut gefiele. Es ist mir oft zu Muthe gewesen, als sollte ich verzweifeln, und müsse ich solchen Zwang mit Händen und Füßen abwehren. Aber ich dachte der Worte, die mir der ehrwürdige Pastor Noodt bei der Einsegnung einprägte: „„Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden."" Nun aber erliege ich und werfe die Last von mir."

Matthes wollte gehen. Meister Reinsdorf ergriff seinen Arm und hielt ihn fest:

„Nicht von der Stelle. Du sollst mir Beichte stehen. Bekenne Alles. Wie weit hast Du Dich mit der Dirne eingelassen? Hat sie ein schriftliches Eheversprechen von Dir? Ich will es ihr entreißen. Eine Bettelbirne in mein Haus nehmen . . . Ho! Ho! Mein Kopf brennt. Und all dies Unheil in einem Augenblicke, wo durch eine resolute Handlung Alles zum Guten ausschlagen könnte. Junge! Mache mich nicht wild. In

der Wuth kenne ich mich selbst nicht, und weiß nicht, was ich thue. Matthes! Ich warne Dich zum letzten Male! Willst Du die Scheffelsdorfer heirathen?"

„Nein!" entgegnete der Sohn fest.

„So verfluche ich Dich, Du ungerathenes Kind! Ich kenne Dich nicht. Ich sage mich los von Dir. Geh, soweit Deine Füße Dich tragen. Und wäre es bis an das Ende der Welt, mein Fluch haftet an Deiner Sohle! Fort! Fort! Aus meinen Augen für immer."

Die Zunge versagte den Dienst. Der Schaum trat ihm vor den Mund. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Ich gehe!" sagte der Sohn mit bebender Stimme. „Mit einem Worte ist mein ganzes junges Leben zerstört. Die Katharine habe ich verloren, denn einen Bettler . . . Was ich anfange, weiß ich nicht. Aber wenn ich ein Schurke — — wenn ich in der Verzweiflung etwas thue, was mich vor Gott und Menschen in Schimpf und Schande bringt: Er trägt die Schuld."

Matthes stürmte fort. Dem Vater kehrte erst allmählich die Besinnung zurück. Es wurde ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln. Regungslos saß er und murmelte vor sich hin:

„Alles verloren! Alles! Was ich dem Emanuel Wandrab wünschte, habe ich nun selbst. Wie sagt doch die Schrift? Mit dem Maße, womit Ihr messet .... Nichts da! Sie wollen mich zwingen! Mich beherrschen! Ha! Ha! Ha! Sie sollen nicht."

Er sank bleich und an allen Gliedern zitternd zu Boden. Die Wirthschafterin, die nach einiger Zeit eintrat, rief das ganze Haus zusammen und der herbeigerufene Arzt fand den Meister bereits im vollen Fieber.

X.

Wie es wetterleuchtet und einschlägt.

War eine böse Zeit zu damalen. Wie immer, wenn ein Unheil sich kund gab, in den nordelbingischen Landen, hatten die Dänen ihre Finger dazwischen. Dänemark, Rußland und Polen hatten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den schwedischen Löwen geschlossen und in dem nördlichen Europa wüthete der Krieg. Ueberall gab es Noth und Bedrängniß. So in Hamburg. Was galt des Einzelnen Klage? Sie verhallte in dem allgemeinen Weheruf. Die ganze Stadt seufzte unter der Brandschatzung, die ihnen der König von Dänemark wegen des Schauenburgischen Hofes auferlegte und sah mit stillem Groll, wie der König in seinen Gewässern die Schiffe anhielt, und zur Vollstreckung der Execution seine Truppen nach Billwärder und in die Vierlande sandte. Und wer davor nicht zurückbebte und muthig

angriff, um aufzuräumen, was zusammengestürzt war, der ward von der Pest getroffen, die in den Mauern Hamburgs raſete und durch die Lande Entsetzen verbreitete. Auf allen Straßen rasselte es in eiliger Flucht und erschreckt flohen sie in die gifthauchende Stadt zurück, denn überall hatten die benachbarten Fürsten die Wege, welche in ihr Land führten, abgesperrt und kein lebendes Wesen überschritt den Grenzcordon. Alle Bande der Ordnung waren gelockert und ein wüstes Treiben herrschte im Großen, wie im Kleinen.

Matthes hatte das Haus des Vaters verlassen. Alle Hoffnung war für ihn — den Geächteten — dahin. Nur ein schwaches Irrlicht durchblitzte verlockend seine Nacht. Er glaubte nicht daran, aber in seiner Angst folgte er dem trügerischen Schein. Mit klopfendem Herzen betrat er die vereinsamte Wohnung der Geliebten. Die alte Rode keifte mit der Tochter, daß sie durch ihren Hochmuth sich jeden Freier verschlagen. Sie habe es nun satt und wollte die widerspenstige Dirne zwingen, Ernst zu machen. In diesem Augenblicke trat Matthes ein. Die Mutter sah es, und rief:

„Da ist auch Einer, der um Dich wirbt in Ehren und Dich zum Weibe will. Denke an Dich und mich und mache ein Ende."

„Ja, mache ein Ende. Jetzt gleich!“ rief Matthes leidenschaftlich.

„Hat Dein Vater eingewilligt und kommt er, für Dich zu werben?“

„Er hat mich aus seinem Hause verstoßen und sein Fluch hängt sich an meine Ferse.“

„Dann haben wir nichts miteinander zu theilen,“ sagte Katharine kalt.

Entsetzen ergriff ihn, ob dieser Eiseskälte. Er sah ihr starr in's Gesicht, die Augen traten aus ihren Höhlen. Grabesschauer durchrieselten ihn:

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Mein letztes!“ entgegnete sie gleichgültig.

„So sei Gott mir gnädig!“ rief Matthes und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. „Es geschieht ein Unglück, Weib, und die Sünde, die ich begehe, kommt über Dich.“

Er entfloh. Die Mutter begann auf's Neue zu predigen. Katharine aber sagte:

„Ich will nichts mehr hören. Arnold Becker will für Euch sorgen, also habt Ihr meiner nicht weiter nöthig. Ich bin Eures Keifens überdrüssig, und gehe zu meiner Base nach Pinneberg. Dort finde ich wohl ein Unterkommen.“

Mutter Rode glaubte es nicht. Katharine hatte schon oft auf ähnliche Weise gesprochen. Als sie sich am andern Morgen nach der Tochter umsah, war diese fort.

Anna Timmermann hieß die Base, die zu Pinneberg eine Schenke hielt. Verkehrte daselbst vieles Volk, denn die Wirthin nahm es nicht genau mit dem Treiben ihrer Gäste und ließ diese gern gewähren, wenn sie nur reichlich drauf gehen ließen. Eine übermüthige Dirne, drall und schmuck, wie Katharine, war ihr schon willkommen, denn nichts macht das wüste Mannsvolk in den Schenken geschmeidiger, als eine schmucke Dirne, die freundlich mit dem Gaste ist und sich doch ein Ansehen zu geben weiß. Darum empfing sie den Besuch mit offenen Armen und sagte:

„Du sollst es bei mir haben, wie eine Prinzessin und brauchst nichts dafür zu thun, als an der Schenke zu sitzen und für die Gäste ein gutes Wort zu haben. Das Andere findet sich. Es kehren bei mir gar angesehene Herren ein, die sich auf die Weiber verstehen. Du bist auch nicht auf den Kopf gefallen und wer weiß, was geschehen kann. Nun, werde nicht vor der Zeit roth. Wir sind alle Menschen und Manche sind schon reich, aber Viele können es noch werden. Höre! Da

ist der Junkherr von Randers, Hauptmann bei den hellblauen schwedischen Reitern. Ein prächtiger Junge wie Milch und Blut. Hält sich hier in Geschäften auf und spricht fleißig bei mir ein. Dieser Junkherr hat mir eine Geschichte erzählt von einer Bauerstochter in Frankreich, oder da herum, die so schön war, daß ein vornehmer Herzog oder gar der König selbst sie zur Frau begehrte. Ha! Ha! Ha! So kann es Dir auch noch gehen. Aber da klappert es draußen auf dem Steindamm. Richtig! Das ist Herr von Randers. Nun, Katharine, mache ein Festtagsgesicht. Der Junkherr versteht sich auf dergleichen."

Hauptmann von Randers trat ein. Ein kräftiger, hochgewachsener Mann mit gebräuntem Gesicht und blitzenden Augen, dem das lichtblaue Collet und der aufgesteifte Reiterhut mit den wallenden Schwungfedern gar wohl stand. Er hatte das schöne Mägdlein bald erblickt, und trat ihr sogleich mit einigen höflichen Reden entgegen.

Bald füllte sich die Schenkstube mit Leuten aller Art und Frau Timmermann hatte, sammt ihren Mägden, genug zu thun, die Gäste zu befriedigen. Der Hauptmann war viel in Anspruch genommen. Boten kamen und gingen. Er empfing Briefe und hörte auf

Jeden, der ihm etwas zu sagen hatte und deren waren gar Viele. Dazwischen sang er ein lustiges Lied, scherzte mit der Wirthin, warf der Katharine verliebte Blicke zu und trank ein Glas nach dem andern.

So ging es heute und Morgen und Uebermorgen. Das waren lustige Tage und Katharine fand sich bei diesem Leben wohl, wie ein Fisch im klaren Wasser. Und wie sie dastand in dem rothen mit Silberdraht gestickten Mieder und dem weißen, bunt ausgenähten Röcklein, sah sie schier aus wie ein edelgeborenes Fräulein, welches ihren Cavalieren die Aufwartung gestattet. War es doch bald nicht der Hauptmann von Randers allein, der sich um ihre Gunst bewarb, sondern der Ruf von der Schönheit der jungen Schenkerin hatte viele Offiziere des verstreut liegenden schwedischen Corps herbeigelockt, und Jeder suchte durch zierliche Reden, Versprechungen und Geschenke die Dirne für sich zu gewinnen. Kamen auch andere Junggesellen, die in der Gegend zu Hause gehörten, die Söhne angesehener Herrenleute. Sie ließen das Ihrige darauf gehen und bewarben sich so eifrig um Katharinens Gunst, daß es zwischen ihnen und den schwedischen Offizieren oft harte Worte setzte und es wäre wohl zu Thätlichkeiten gekommen, wenn sie sich

nicht vor dem Obersten von Bassewitz gefürchtet hätten der eine gar strenge Mannszucht hielt.

Es ging auf Mitternacht und die Stube hatte sich nach und nach geleert. Jeder eilte in seine Behausung zu kommen, denn der Regen, mit Schnee untermischt, goß in Strömen herab und der Nordweststurm wuchs von Minute zu Minute. Nur ein junger Gesell, der einen schuldenfreien Hof zwischen Elmshorn und Itzehöe hatte, saß plaudernd neben der Katharine, die ihn gleichgültig anhörte. Jens Peters war von dem ersten Augenblicke an, da er die schöne Dirne gesehen, in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Er war sein eigener Herr und mancher ihm gleiche Hofbesitzer hätte ihn gern als willkommenen Schwiegersohn begrüßt. Aber er dachte nur an die Katharine und ließ nicht nach, sie mit seinen Anträgen zu bestürmen.

Da trat der Junkherr von Randers ein. Er trug eine neue Uniform und reiche Stickerei an derselben zeigte, daß der Hauptmann zum Major avancirt sei.

„Nun, Katharine!" rief er, die Hand des Mädchens ergreifend, die den Kriegsmann froh erröthend anschaute. „Gefalle ich Dir so? Jetzt geht es nach Stockholm, wohin wir Leute von der Garde gehören, und ich werde an dem Hofe des Königs mein Glück machen. Hast

Du auch Lust, all den Glanz und die Pracht zu sehen welche auf jeden herabstrahlt, der dorthin zieht? Wie ist's? Ich bin ehrlich und gradezu. Zu einem langweiligen Eheleben habe ich keine Lust und würde mich nie darin finden. Aber mein einziges, süßes Liebchen sollst Du sein, jetzt und allezeit. Ich will Dich in Sammt und Seide kleiden und Dich mit Gold und Perlen schmücken. Du sollst in einem Palaste wohnen, sollst Diener und Dienerinnen, Kutsche und Pferde haben, wie keine Edeldame in Schweden sie besser hat. Und gefällt es Dir dort nicht mehr, ziehen wir weiter nach Dänemark, oder nach dem schönen Frankreich, wo stets die Sonne scheint, oder nach Italien, wo die goldenen Aepfel zur Weihnachtszeit an wirklichen Bäumen wachsen. Das Alles und mehr verspreche ich Dir und will es auch halten, denn ich bin reich genug und habe Dich so lieb wie noch nie eine."

„Ist das Alles wahr?" flüsterte das Mädchen, bebend vor Lust.

„Auf Edelmanns Wort! Du hast Deinen freien Willen. Ja oder nein? Aber ehe Du entscheidest, bedenke wohl was Du thust."

„Wie kann es da für ehrbare eine Person etwas zu bedenken geben?" sagte Jens Peters, sich dem Major

gegenüber ein Herz fassend. „Was Ihr der Jungfrau bietet, mag noch so schön und herrlich klingen, so muß sie es doch von sich weisen, denn sie würde es nur in Unehre besitzen und alle Leute würden mit Fingern auf sie weisen. Nochmals und in Eurer Gegenwart, Herr Offizier, trage ich gegenwärtiger Katharine Rode meine Hand an und mache sie damit zur Herrin über all mein Hab und Gut. Das thue ich weil ich sie gar so lieb habe, Herr. Und wenn Ihr es wirklich gut mit ihr meint, solltet Ihr auf meine Seite treten und ihr zureden, daß sie meine Gabe nimmt."

„Weißt Du, Bursche, daß Deine Keckheit Dir den Hals kosten kann?" rief der Major. „Aber Deine Courage gefällt mir und wie Du die Sache ansiehst, magst Du nicht ganz Unrecht haben. Sei denn der Katharine die Wahl gestellt und wir unterwerfen uns ihrem Ausspruche. Willst Du mit dem jungen Manne getraut werden und ihm als sein Weib zur steten Dienstbarkeit in sein Haus folgen? Oder willst Du mit mir in der Freiheit leben, in dem Schimmer des Glanzes und der Fülle, gepriesen und bewundert; beneidet von Allen, die es gerne eben so hätten, denen es aber nicht glückte, weil sie häßlich sind und nicht schön wie Du, die Du einer

Königin gleichest. Jetzt weißt Du Alles und nun rede. Mit Wem von Beiden gehst Du?"

„Bedenke es wohl," sagte Jens Peters, warnend den Finger erhebend. Aber der Offizier unterbrach ihn rasch:

„Hier wird nichts mehr geschwatzt. Sie soll frei in ihrer Entschließung sein und nur mit sich selbst berathen."

Aber Katharine sagte vortretend und dem Major die Hand reichend:

„Hier ist nichts weiter zu berathen. Ich bin mit Euch. Ein Jahr des Glückes und des Glanzes gilt mehr, als ein ganzes Leben voll Einerlei, wo ein Tag aussieht, wie der Andere und der Mensch in Elend verkümmern muß, wie der Waldvogel im Bauer."

„Brav!" rief der Major. „Das ist ein rechtes Wort und es soll Dich nicht gereuen. Morgen schon gehe ich nach dem Hauptquartier und nehme Dich mit mir. Dort sollen die Schneider und anderes Volk ihre Schuldigkeit thun, damit, wenn Du zum ersten Male öffentlich erscheinst, gleich ein Paar Dutzend schwindsüchtiger Fräuleins vor Neid und Aerger platzen."

Lachend schloß der Major die schöne Beute in

seine Arme und Jens Peters ging, einen Fluch auf den Lippen, eine Thräne im Auge aus der Stube.

Als darauf der Edelmann sich zur Katharine setzte, die mit steigender Lust den Schilderungen ihres künftigen Glückes horchte, eilte die Wirthin herbei und erzählte, wie ein erst kürzlich angekommener Rekrut im trunkenen Muthe mit einem fremden Burschen, bei dem es im Kopfe nicht ganz richtig sein müsse, in Streit gerathen wäre und daß ihre Leute nicht vermöchten, sie auseinander zu bringen. Der Herr Major möchte doch die Gnade haben und seinen Soldaten zur Raison bringen, weil sonst Mord und Todschlag zu befürchten wäre. Aergerlich ob der unwillkommenen Störung erhob sich der Major, als die Thür aufsprang und ein Soldat erschien, der, mit dem blanken Säbel in der Faust, einen Mann vor sich her trieb, der, mit einem Knittel sich vertheidigend, nur Schritt vor Schritt wich. In der Mitte der Stube stürzte er rückwärts über und der Soldat wollte sich auf ihn werfen, ward aber von der eisernen Faust des Majors weggeschleudert.

„Gott verdamme Dich ..." rief der Soldat, der in diesem Augenblicke den Major gewahrte. „Ich bin nicht im Dienste und da kann ich thun, was ich will."

„Noch ein Wort und ich haue Dich zusammen,

wie einen räudigen Hund. Sind wir Schweden es, die im Lande marodiren, sengen und brennen? Die eigenen Landeskinder sind es, die uns ihre Haut und dem Teufel ihre Seele verkauft haben. Steh still Kerl, oder . . ."

Der Major hob die Waffe. Katharine, die den Soldaten mit einiger Unruhe betrachtet hatte, stieß einen schwachen Schrei aus.

„Fürchte Dich nicht, Liebchen!" sagte der Major, zu ihr gewendet. „Wir wollen mit diesem Taugenichts kurzen Prozeß machen und ihn morgen früh hängen lassen, es sei denn Du bätest für ihn um Gnade, dann wird er blos gepeitscht."

Der Soldat horchte hoch auf. Katharine stand so, daß das volle Licht auf ihr Gesicht fiel. Er schlug ein schallendes Gelächter auf:

„Ha! Ha Ha! Du bist's? Das ist gut. So kommt des Milchers Familie zu Ansehn. Den Bruder stecken sie in das bunte Reiter-Collet und die Schwester wird das Liebchen des Majors. Ist die Mutter auch beim Avancement, oder ist ste verstorben und verdorben? Nun Schwesterchen? Willst mich hängen lassen, oder bekomme ich aus Gnaden nur drei Mal Gassenlaufen?"

Katharine hielt sich mühsam aufrecht. Den Major

hatte das Unerwartete stumm gemacht. Er sah auf Beide.

„Warum sprichst Du nicht?“ rief Jakob Rode. „Laß mich leben, allergnädigste Dame, damit ich dem Teufel meine Seele nicht umsonst verkaufte. Ich bin nur in das Reiterwamms gekrochen, weil ich es den Altonaern eintränken will, die mich verkümmern ließen bei ihrem Wohlleben und noch die Frechheit hatten, uns lüderliches Gesindel zu nennen. Habe von 'nem rothen Hahn gehört, der auf ihren Strohdächern krähen soll. Ich krähe mit und sie sollen meine Stimme schon hören, wo ich sie gehört haben will.“

Ein Unteroffizier trat mit einigen Soldaten ein.

„In Arrest mit dem Kerl!“ befahl der Major und Jakob Rode rief:

„Rabenschwester! Willst mich wirklich hängen lassen? Herr Major, läßt sich um der Schwägerschaft willen nichts abhandeln?“

Der Mann am Boden regte sich. Er erhob sich langsam und Katharine, die ihm zunächst stand, blickte in das verstörte Gesicht Matthes Reinsdorfs. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Katharine zu Boden. Jakob wurde abgeführt. Er schlug im Gehen ein rasendes Gelächter auf. Der Major eilte seinem Liebchen zu

Hülfe und Matthes Reinsdorf streckte die Hand nach ihr aus, indem er sie mit blöden Augen anstierte.

„Was bedeutet das Alles?“ fragte der Major und Katharine, die sich langsam erholte, sagte mit bebender Stimme:

„Der Soldat ist mein verlaufener Bruder und das ist ein Toller, der mich schon lange verfolgt und ängstigt. Ich will fort von hier.“

XI.

Wie die Weihnachtslichter brennen, hüben und drüben.

Das heilige Weihnachtsfest des Jahres 1712 kam heran. Es fror stark und der in dichten Flocken herabfallende Schnee legte sich wie ein Leichentuch über Wasser und Land. Wohl mochte es ein Leichentuch bedeuten. Der schwarze Tod hatte fürchterlich aufgeräumt, und kaum war die scharfe Kälte im Stande, seinem Wüthen Einhalt zu thun. Der Schwede hauſete im Land, als ob er Herr in demſelben wäre und ein grauſamer dazu, denn er ließ es ſich wohl ſein bei Gaſtereien und Trinkgelagen, während die armen Einwohner Noth litten und hatte er für deren Klagen nichts als rohe Schimpfreden oder ſpöttiſchen Hohn.

Das Hauptquartier des General Magnus Stenbock war nach dem Schloſſe Pinneberg verlegt und die ein-

zelnen Posten wurden in der Richtung nach Altona weiter vorgeschoben. Auf dem sogenannten „Langenfelde" lag der Major von Randers mit seinen Dragonern, die weit und breit in der Gegend umherschweiften und öfter, bis über den Diebsteich hinaus, das Weichbild der Stadt betraten. Ueberall erzählte man sich von der Wildheit dieser Soldaten, die mit herzloser Gier Alles wegnahmen, was fortzubringen war. Man hörte von Brandschatzungen, die von den Generalen und Obersten, bald in diesen, bald in jenen Orten beigetrieben waren und wie Magnus Stenbock geschworen habe, daß die übermüthigen Altonaer die ganze Wuth seines Zornes empfinden sollten. Das verbreitete große Trübsal unter den Einwohnern, die, jedes Trostes bar, beriethen, was sie zur Abwehr des drohenden Unheils beginnen sollten. Es kam ihnen kein segenbringender Gedanke.

Aber nun war es Weihnacht. Die Kinder, welche von dem drohenden Unheil nichts ahnten, sahen fragend zu den Alten auf und diese vergaßen für eine Stunde ihr schweres Leid. Die Freude strahlte hell aus den Augen und durch das Grün der Tannen. In dem Hause des Meister Becker auf Eiflersfeld war es in der großen Hinterstube gar gemüthlich. In der weiten Röhre des mit Blumen und heiligen Bildern bemalten blau

und weißen schweren Kachelofens ging der Teig auf, aus welchem die leckern und lockeren Apfelkuchen gebacken werden sollten, die im ganzen Nordelbinger-Lande auf keinem festlichen Weinachtsabendtische fehlen dürfen. Die Magd stieß den Zucker und den Zimmt und mengte Beides wohl untereinander, damit sie dem Reisbrei die rechte Würze geben möchten. Der Tannenbaum, mit Lichtern, Aepfeln und Nüssen reichlich versehen, stand in der Mitte des sauber gedeckten Tisches und um denselben waren die einzelnen Gaben geordnet, womit die Angehörigen beschenkt werden sollten. Alles war bereit. Vater Becker stand an dem obren Ende der Tafel. Ihm zur Rechten Erdmuthe und zur Linken sein ehrsamer Gastfreund Emanuel Wandrab. Arnold harrte nicht fern von der Thür dem Befehl des Vaters.

„Lasse sie herein, mein Sohn," sagte dieser und die Thür ward geöffnet. Die Gesellen und Hausmägde traten ein; dann folgten die Uebrigen, welche im Tagelohn, oder sonst in dem Hause ihr tägliches Brod fanden. Der ehrwürdige Hausherr erwiderte die vielfachen Begrüßungen mit milder Freundlichkeit und als sich Alle geordnet hatten, entblößte er sein graues Haupt, faltete die Hände und betete: „Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und Seine Güte währet ewiglich." Dann

aber begann er das Weihnachtslied und sang mit heller Stimme:

„Auf schicke Dich
Recht feierlich
Das Heilandsfest mit Danken zu begehen.
Lieb ist der Dank,
Der Lobgesang,
Durch den wir Ihn, den Gott der Lieb erhöhen."

Alle fielen ein und voll und kräftig tönte das Lied, als nun der Hausvater am Schlusse sang:

„Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles ist im Himmel und auf Erden;
Die Christenheit
Preist Dich erfreut,
Und alle Knie soll Dir gebeuget werden."

„Amen!" sprach der alte Herr, als der letzte Ton des Liedes verklang. Er bedeckte sein Haupt und theilte nun selbst Jedem die Gabe zu, die für ihn bestimmt war. Und Diejenigen, die besonders reichlich empfingen, die empfingen auch ein freundliches Wort mehr als Andere, denn es waren solche, die im Laufe des Jahres besonders fleißig gewesen und allewege ein ehrbares Leben geführt hatten.

Wie nun Alle gar fröhlich waren und sich einander die empfangenen Gaben zeigten, und den Geber derselben priesen, führte Arnold Becker eine alte Frau ein, die, vom hellen Lichterschein geblendet, die Hand vor die Augen hielt und sich nicht umzusehen getraute.

„Ihr nehmt es wohl nicht übel, Vater," sagte Arnold, „wenn ich Euch heute Abend noch einen Gast zuführe. Da ist die Frau Rodin, die mir manches Gute erwiesen hat, als sie noch im Wohlstande lebte. Ihr habt gern erlaubt, daß ich ihr in der Noth beispringen durfte und werdet auch erlauben, daß sie von dem Guten mit genießt, was der heilige Christ für uns Alle einbescheert."

„Sei Sie willkommen, Frau Rodin," sagte der Hausherr, ihr die Hand reichend. „Mein Sohn hat recht gethan, Sie hierher zu bringen. Vergesse Sie das Ungemach, was Sie durch Ihre Kinder duldet. Arnold soll es nach Kräften gut machen und Sie wird fürder keine Noth leiden."

„Gott segne Euch Alle!" sagte die Frau. Sie vermochte vor Wehmuth nicht weiter zu reden. Erdmuthe sprach ihr tröstend zu und war mit kindlicher Sorge um sie beschäftigt.

So strich der Abend fröhlich hin. Das dampfende

Würzbier und der geglühte Wein wurden nicht geschont. Alle waren fröhlich und guter Dinge, als plötzlich Steine und scharfe Eisstücke durch die Fenster flogen und Alle erschreckt von ihren Sitzen aufsprangen. Ein lautes Gelächter schallte von dem Hofe herein. Erdmuthe, die neben der Frau Rode saß, schrie erbleichend:

„Helft! Helft! Sie ist von einem Stein getroffen und das Blut fließt in Strömen.“

Arnold Becker riß das Fenster auf und mit dem Rufe: „Mir nach, Gesellen!“ sprang er in den Hof. Mit lautem Geschrei griff ein Kerl nach seiner Kehle; aber der nachfolgende Altgeselle faßte ihn so derb, daß er in die Knie sank, während sich die übrigen Gesellen der Andern bemächtigten.

„Das ist der Taugenichts, der Jakob,“ sagte der Altgesell ingrimmig und hielt dem jungen Manne einen Fetzen von dem blauen Collet hin. „Der Hund ist unter die Schweden gegangen und denkt uns nun zu tribuliren. Aber er soll es schon fühlen.“

Jakob Rode wehrte sich wie ein Verzweifelnder. Er hatte mit einigen Tollköpfen einen Besuch in Altona verabredet, obgleich den Soldaten das Betreten der Stadt strenge untersagt war, und wollte dem Hause, aus welchem man ihn verjagte, einen Schimpf anthun. Der

Junkherr von Randers hatte ihn in jener Nacht um der Schwester willen laufen lassen und es war ihm mancher Exceß nachgesehen worden. Darum hielt er sich für unantastbar; seine Frechheit überstieg bald alles Maaß. Diesmal war die Langmuth zu Ende. Kaum war gemeldet, daß Jakob Rode mit einigen Andern das Dorf verlassen und sich gerühmt habe, daß er die Altonaer brandschatzen wolle, als sofort eine Patrouille abgesandt wurde, um die Marodeurs todt oder lebendig einzubringen.

Jakob Rode ward in das Haus geschleppt. Die alte Frau, die mit steigender Angst nach dem Lärmen horchte, schrie mit einem Male laut auf: „Das ist Jakobs Stimme!" und stürzte nach der Thür. Der Verband hatte sich von der Wunde gelöst, das Blut strömte von Neuem und die Faust drohend gegen den Sohn ausstreckend, rief sie, ohnmächtig zusammenbrechend: „Rabenkind! Du bringst mich um!"

Als Jakob die Stimme seiner Mutter hörte, flog ein leises Zittern über seinen Körper und die freche Zunge war verstummt. Noch berieth der Hausvater mit den Seinen, was sie mit den Gefangenen machen wollten, als man die Reiter nahen hörte und ein herbeieilen-

der Lehrbursche rief: „Die Schweden kommen! Die Schweden kommen!“

„Sie wollen ihre Deserteure einfangen,“ sagte Vater Becker. „Liefert sie ihnen aus.“

Die Kerle, welche ihr nahes Schicksal vor Augen sahen, erhoben ein thierisches Geheul und versuchten eine verzweiflungsvolle Gegenwehr. Aber die Gesellen ließen nicht fahren, was einmal in ihren Händen war. Man knebelte die Gefangenen und übergab sie der Patrouille, die sofort mit ihnen nach Langenfelde zurückkehrte.

Dort ging es hoch her. Der Major von Randers, einer jener genialen Wüstlinge, wie sie das tolle Kriegerleben jener Tage erzeugte, hielt offene Tafel, in deren Mitte ein stattlicher Christbaum sich bis zur Decke des Zimmers erhob. Er selbst nahm den obersten Platz ein. Ihm zur Seite saß Katharine, seine erklärte Geliebte, kostbar gekleidet, geschmückt mit güldenen Ketten und Spangen, lichte Perlenschnüre in dem rabenschwarzen Haar. Die Linke hatte er um ihren schlanken Leib geschlungen und mit der Rechten hob er den blitzenden Silberbecher:

„Fröhliche Weihnacht, Ihr Herren! Fröhliche Weih-

nacht auch Dir, Katharine! Siehst heute schön aus, wie eine Prinzessin. Nicht so Ihr Herren?"

„Ganz und gar eine Prinzessin, Major!" rief ein bärtiger Hauptmann. „Stoßt an Kameraden! Prinzessin Katharine soll leben!"

„Prinzessin Katharine soll leben!" schrieen Alle und gossen die vollen Becher hinab.

„Das war 'ne Ehre! Gelt?" sagte schmunzelnd der Major. „Nun Katharine? Bedanke Dich doch."

„Dank, Ihr Herren, für den guten Willen. Ich wollte, wir wären da, wo es einer Prinzessin zu sein gebührt, dann sollte mein Dank lebhafter sein."

„Teufel einmal über die Dirne!" lachte der Major, dem der Wein bereits in den Kopf stieg. „Hast Du nicht alle Ehre der Welt, die Du verlangen kannst, und mich dazu?"

„Nichts habe ich von dem Allen, was Ihr mir gelobt. Noch immer sitze ich hier einsam auf dem Dorfe. Wo ist Euer Versprechen, mich nach Stockholm zu führen, und wohin ich sonst zu gehen Belieben tragen könnte? Ihr habt mir genommen, was Ihr mir nehmen konntet und habt mir nichts von dem gegeben, was Ihr zu geben gelobtet. Das vergesse ich Euch nie."

Der Major runzelte die Stirn. Aber Katharine

sah in ihrem Unmuthe schön aus. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten. Er unterdrückte die Aufwallung und sagte, mit einem Kusse auf ihre weiße Hand:

„Sei nicht unwirsch, Katharine. Du hast dazu keine Ursache. Im Grunde genommen sind in solcher Residenz so viele Prinzessinnen, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt und Du hättest nur den Aerger zu sehen, daß die Leute sich nicht sonderlich viel aus Dir machten. Hier bist Du unsere Prinzessin ganz allein und wenn Du mir ein gutes Wort giebst, baue ich Dir einen Thron, darauf sollst Du als eine Königin sitzen, und wir Alle sind Deine Diener und Vasallen, das heißt so lange der Weihnachtsjubel dauert. Wer von Euch hält mit, Ihr Herren?"

„Das ist ein guter Spaß!" rief ein blutjunger Cornet. „Ich werde Ihro Majestät Leibpage sein mit Genehm des Herrn Majors."

„Das sollt Ihr!" entgegnete dieser. „Rasch an's Werk, Ihr Herren."

Und Alle verließen ihre Plätze, um das Spiel zu beginnen. Die Tafel ward weggeräumt. Ein stattlicher Armsessel auf eine Erhöhung gestellt, diente als Thron und Katharine ward unter vielen Ceromonien auf denselben gehoben. Die Großwürdenträger wurden ernannt

und nahmen ihre Plätze ein. Der Seneschal des Palastes nahte sich der hohen Herrin mit vielen Bücklingen und erbat sich die Befehle Ihrer Majestät für die Feste, die in ununterbrochener Reihe aufeinander folgen sollten.

Da erschien der dienstthuende Adjutant und meldete, daß die Patrouille, welche zum Einfangen der Deserteure abgesandt worden, zurückgekehrt sei und die Flüchtigen einbringe.

Der Scherz ward unterbrochen. Die Strenge des Dienstes herrschte und der Major sagte:

„Sofort soll über die Kerle Strandrecht gehalten werden. Wie viele sind es und wie heißen sie?"

„Es sind ihrer vier. Aber nur ein Schwede ist darunter. Der Lauritz Stern. Die drei Andern sind deutsche Ueberläufer, Franz Berger, Fritz Waling . . . ."

„Das sind erst zwei. Wer ist der dritte?"

Der Adjutant zögerte und der Major rief ungeduldig:

„Der Kerl wird doch einen Namen haben. Wie heißt er?"

„Jakob Rode, Herr Major."

Katharine erbleichte. Sie hatte sich von ihrem

Sessel erhoben, mußte sich aber an der Lehne desselben aufrecht halten.

„Die Bestien sollen hängen!“ rief der Major zürnend.

„Sie sollen nicht!“ unterbrach ihn Katharine.

„Was unterfängst Du Dich, Dirne?“ herrschte der Major und sagte dann, nach einer Pause einlenkend:

„Tief beklage ich Euere Majestät, daß Allerhöchst dieselbe einen Taugenichts von einem Bruder haben, welcher der ärgste Galgenstrick ist, den ich kenne. Es thut mir weh, daß Allerhöchst sie einen Kummer darüber empfinden, aber der Kerl ist ein Deserteur und Marodeur, also muß er baumeln.“

„Nein!“ rief Katharine mit fester Stimme und blitzte den Major mit ihren großen Augen an. „Ihr habt mir den Glanz aller irdischen Ehren versprochen und wollt mich in Schande begraben. Gnade verlange ich für den Unglücklichen! Gnade!“

„Euere Majestät vergesse nicht,“ sagte der Major mit leichtem Spotte, „daß, wenn ich auch freiwillig Dero erster Unterthan bin, ich noch einer andern Majestät diene, der ich mehr Gehorsam schulde. Wie kann ich von vier Verbrechern drei hängen und den vierten laufen

lassen? Aber es ist heute Weihnachten und um Euere Majestät zu beweisen daß ich Alles zu thun bereit bin, was sich mit meiner Pflicht verträgt . . . Man lasse die Kerle eintreten! — Einer von ihnen soll begnadigt werden. Und damit Keiner sagen kann, es sei bei dieser Begnadigung nach Gunst gegangen, mögen sie um ihr Leben würfeln. Man setze dorthin einen Tisch und lege zwei Würfel darauf. Nun habe ich Alles gethan, Katharine, was ich konnte, und Du magst ein Stoßgebet hersagen, daß Dein Bruder den besten Wurf thue."

Die Gefangenen wurden eingeführt. Jakob Rode, der vorausging, gewahrte sogleich die Schwester und rief:

„Da ist ja die lüderliche, verlaufene Dirne. Nun, ich denke, Du wirst mich vom Galgen . . . ."

Aber der Profoß drückte ihm den Mund zu und der Major sagte:

„Ihr Bestien habt Alle den Tod verdient wegen Desertirens und Marodirens und die Stricke sind schon für Euch zurecht gelegt. Dem heutigen heiligen Abend zu Ehren soll jedoch Einer von Euch begnadigt werden."

„Das bin ich!" dachte jeder der Vier und ein Strahl der Hoffnung flog über die todesbleichen Gesichter.

„Da liegen zwei Würfel. Wer von Euch die

meisten Augen wirft, ist frei. Die Andern Drei sind dem Henker verfallen. Du wirfst zuerst."

Lauritz Stern trat an den Tisch, ergriff hastig die Würfel und schleuderte sie von sich, als ob sie glühendes Eisen wären.

„Drei Augen!" sagte der Adjutant und Lauritz Stern trat bebend von dem Tische weg.

Franz Berger tänzelte heran. Ihm war das ganze Leben ein Tanz, ob in der Richtung zum Himmel oder zur Hölle. Er nahm die Würfel und warf sie nachlässig auf den Tisch.

„Eilf Augen!" sagte der Adjutant und Franz Berger tanzte mit freudestrahlendem Gesichte an seinen Platz zurück. Er hielt sich für gerettet.

Mit schlotternden Beinen näherte sich Fritz Waling dem Tische. Es dauerte lange, ehe er mit seinen zitternden Fingern die Würfel zu fassen vermochte und dann entglitten sie sogleich wieder seiner Hand.

„Sieben Augen!" rief der Adjutant und Fritz Waling warf sich heulend auf den Boden. Zwei Dragoner schleppten ihn fort.

Jakob Rode näherte sich langsam, aber festen Schrittes dem Tische. Er sah Katharine durchdringend an und als er nach den Würfeln griff, rief er ihr zu:

„Nun, Hexe mache Deinen Teufelsspuk!“

Ein hämisches Lachen zuckte um seine Lippen. Als wolle er die Geduld der Anwesenden auf die Probe stellen, betrachtete er die Würfel von allen Seiten, schüttelte sie langsam zwischen den hohlen Händen und warf sie endlich mit den Worten auf den Tisch:

„Thut Euere Schuldigkeit!“

„Alle zwölf!“ sagte der Adjutant.

Katharine fuhr auf. Ihr Busen wogte stürmisch. Sie drückte die Hand auf das Herz, als fürchte sie, es werde zerspringen.

„Das hast Du gut gemacht, Dirne!“ sagte Jakob Rode und wollte gehen. Die Dragoner vertraten ihm den Weg und der Major sagte:

„Binnen einer Stunde werdet Ihr drei vor das Kriegsgericht gestellt und mit Tagesanbruch müßt Ihr hängen.“

„Sie werden in dem Lusthaus ohne Fenster untergebracht!“ rief Jakob Rode.

„Was den witzigen Burschen da betrifft,“ fuhr der Major fort, „so schleppt ihm in den Hof, reißt ihm die Uniform vom Leibe und peitscht ihn so lange, bis er das Vater-Unser ohne Anstoß hersagen kann, dann laßt den Hund laufen. Hinaus!“

Die Dragoner führten die Deliquenten ab, die ein Wuthgeheul ausstießen.

„Gute Nacht, Ihr Herren!“ rief der Major. „Dir auch, Katharine. Steige Euere Majestät nur gefälligst von Dero Thron herab, denn Allerhöchst Ihr Königthum ist vorüber und ich glaube nicht, daß sich der Hofstaat so bald und so zahlreich wieder zusammen finden wird. Sei auf der Huth, Katharine, damit Dein sauberer Bruder nicht noch einmal unsern Weg kreuzt, sonst könnte er mir die Lust zu Dir verleiden und alle Herrlichkeit hätte ein Ende, bevor sie noch recht begonnen.“

Er ging lachend hinaus und Katharine fiel krampfhaft schluchzend auf ihren Sitz zurück.

XII.

Wie der Fluch den Verflucher jagt.

Und auch die große Stadt Hamburg feierte das Weihnachtsfest und überall sieht man

— . — . Lichtwellen schlagen
Aus Fenster und Fensterlein.

Klienjees*) ist gekommen mit seinen liebsten Gaben und füllt damit die Hand des Kindes, wie des Greises. Sie jubeln und springen, sie nehmen und geben, sie lachen und scherzen in den Häusern der Patricier im Cremon, der Neuenburg und den Wandrahms, gleicherweise wie in den Kellerwohnungen und auf den Sählen der engen Straßen und Höfe, die von den stolzen Häusern und bodengethürmten Speichern mitleidsvoll verdeckt

*)Nordelbingischer Ausdruck für Kindlein Jesu, (oder kleiner Jesus.)

werden. Nur Einer feiert nicht mit. Ruhelos streift er durch die Gassen und sein Schatten huschte gespenstig an der Wand der Häuser dahin.

In einer der engen Straßen, die in der Nähe des Hopfenmarktes liegen, befand sich unter einem unscheinbaren Hause ein Keller, zu welchem von der Straße aus eine steile Treppe hinab führte. Dort hielt ein alter Junggeselle einen kleinen Kram mit Holz, irdenen Topfwaaren und Reisbesen. Außerdem schenkte er Bier und Branntwein für seine Kunden. Heute Abend aber war es leer in der kleinen Kellerstube und das schien dem Alten gerade recht zu sein, denn er hatte sich eine Pyramide zusammen gezimmert, diese mit Tannengrün umwunden, mit bunten Lichtern besteckt und Nüsse und Aepfel, sammt einem rosinenreichen großen Kläven daneben gelegt und erwartete jetzt sehnsüchtig den günstigen Augenblick, um sich das Alles selbst einzubescheeren.

Da begannen draußen die Currende das Weihnachtslied. Schnell zündete er die Lichter an; dann faltete er die Hände und die zitternden Lippen verriethen, daß er in der Stille mitsinge. Als aber der letzte Ton des Liedes verhallte, schnalzte er mit den Fingern, setzte sich an den Tisch und beschaute mit einem wahren Kindeslächeln die festliche Weihnachtsbescheerung.

„Recht reichlich bedacht," sprach er vergnügt. „Ganz so, wie es der selige Hannes-Ohm zu thun pflegte, der mir in der Taufe seinen Namen gab, mir bei seinem Tode dies Geschäft überlassen hat und mich lehrte, stets ruhig und zufrieden zu sein. Dank Dir auch, alter Hannes-Ohm."

Da polterte Jemand die finstere Treppe hinab und einige derbe Flüche ließen sich hören. Johannes schien von der Störung nicht sonderlich erbaut, doch stand er auf, trat, die Hand vor dem Lichte, auf den Flur hinaus und fragte, ehe er noch Jemand erkennen konnte:

„Was ist gefällig?"

„Licht her! damit man nicht Hals und Beine bricht in der Spelunke! Licht her! Ich kann nicht im Finstern sehen."

Bald gewahrte der etwas furchtsame Johannes einen wild aussehenden Mann, der dem schwachen Schimmer des Lichtes folgte. Er warf sich drinnen auf die Bank, die in allen Fugen knackte und rief:

„'nen Krug Bier her. Vom besten aber. Und ein Glas Branntwein dazu. Wird's bald?"

„Gleich, Herr Gast," sagte Johannes, halb verdrießlich, halb furchtsam. „Bin es nicht gewohnt, hier so gotteslästerlich schreien zu hören. Die Leute, welche

bei mir einkehren, sind Alle still und manierlich. Ist heute obenein der heilige Weihnachtsabend, wo Jeder bei sich daheim zu thun hat."

„Was schiert das mich?" schalt der Fremde und zog den Hut noch tiefer in die Stirn. „Noch'n Glas Branntwein."

Der Fremde stürzte auch dies hinunter und sah starr vor sich hin auf den Boden. Johannes beruhigte sich allmählich, setzte sich wieder an seinen alten Platz, freute sich der rothbäckigen Aepfel, und ließ die Nüsse auf dem Tische hin und her kullern.

Die kleinen Lichter waren herabgebrannt und drohten zu verlöschen. Da sprang plötzlich der Fremde auf, streckte die Hände wie abwehrend von sich und schrie:

„Weg! Weg! Ich kann Dich nicht ansehen."

„Der Mann ist toll geworden!" rief Johannes erschreckt. „Wie werde ich ihn nur los? Wollt Ihr nicht nach Hause gehen? Es ist Schlafenszeit."

„Ich schlafe nicht!" sagte der Fremde mit dumpfer Stimme und stierte wieder in den leeren Raum. „Hinweg, sage ich! Ich muß da hindurch. Grade da, wo Du stehst."

„Dahin geht kein Weg," sagte Johannes in der Todesangst. „Dort liegt die Torfkammer."

„Rolle nicht so mit den Augen!“ fuhr der Fremde fort. „Ich bin nicht mehr eigensinnig. Bei Tage wollen wir vernünftig reden. Quäle mich nicht länger zur Nacht.“

Er wankte. Mühsam stützte er sich mit der Hand auf den Tisch und sah den Wirth in ängstlicher Spannung an:

„Du hast gewiß geflucht.“

„Ich fluche nie. Fluchen ist Sünde.“

„Du hast doch geflucht. Darum zitterst Du und klapperst mit den Zähnen. Bekenne nur, daß Du Jemand verflucht hast. Einen betrügerischen Juden, oder einen treulosen Freund, oder — einen Sohn.“

„Gott im Himmel erbarme sich unser. Was führt Ihr für gotteslästerliche Reden? Wie kann ein Vater dem Sohne fluchen?“

„Kann er nicht? Ha! Ha! Ha! Was weißt Du davon? Meinst Du, daß es keinen Vater giebt .... Hollah! Schenke mir noch ein Glas Branntwein.“

„Trinkt nicht mehr. Ihr seid schon so sehr erhitzt. Es ist auch weit über die Stunde hinaus. Ich darf nicht mehr schenken.“

„Halt' es auf!“ schrie der Fremde entsetzt. „Da huscht es wieder längs der Wand.“

„Ihr macht mich angst in meinem eigenen Hause," sagte Johannes. „Geht doch um Gotteswillen fort. Was wollt Ihr hier?"

Der Fremde zog sich immer weiter rückwärts. Der Mantel glitt ihm von der Schulter. Der Hut fiel hintenüber. Der Wirth schrie entsetzt:

„Ach Gott! Ist es möglich? Ihr seid ja der Großböttchermeister Reinsdorf vom Rödingsmarkte, der immer so stolz und hoffährtig durch die Straßen ging und zuletzt . . ."

„Seinen Sohn verfluchte!" kreischte Reinsdorf laut auf. Er sank auf die Holzbank, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Das straft der Herr an Euch!" sagte Johannes ernst. „Er vernichtet Euch durch Euern eigenen Fluch. Kann es denn mit einem Menschen so jämmerlich enden? Welchen Respekt habe ich immer vor Euch gehabt, wenn Ihr so stolz daher schrittet und nun . . . Wie danke ich Gott, daß ich nicht in Eurer Haut stecke. Armer, armer Mann!"

„Ja, arm! Es ist Alles fort. Zeitliches und Ewiges. Alles hin."

Er legte den Kopf auf den Tisch und blieb stumm.

Aber das schmerzliche Zucken verrieth den Aufruhr im Innern.

„Es erbarmt mich," sagte Johannes, der mit gefalteten Händen den Unglücklichen betrachtete. „Wenn ich ihm helfen könnte."

„Nun kommt das Fieber!" sagte der Meister, sich vor Frost schüttelnd. „Es kommt alle Nacht. Sie lösen einander ab, das Fieber und mein Matthes. Ich bin nie allein. Mache Feuer, alter Mann! Mache Feuer!"

„Der Ofen glüht ja noch. Nehmt diese Decke, streckt Euch dort auf jenes Lager und versucht zu ruhen."

Meister Reinsdorf that es. Schwere Seufzer hoben seine Brust.

„Ich will Euch das Vater-Unser vorbeten. Vater-Unser, der Du bist im Himmel."

Johannes sprach das Gebet des Herrn. Reinsdorf faltete die Hände. Als die Stelle kam „und vergieb uns unsere Schuld!" brach er in Thränen aus.

„Das Weinen wird ihm das Herz erleichtern," meinte Johannes. Als er ausgebetet hatte, nahm er des Meisters Hand:

„Ich bin ein stiller Mann, der nur selten über die nächsten Straßen hinausgekommen ist. Aber ich glaube,

in solchen Augenblicken hört man wohl auf eines einfachen Mannes Wort."

Reinsdorf nickte.

„Ihr seid schwer krank und habt diese Krankheit selbst verschuldet. Diese Schuld müßt Ihr tilgen, dann werdet Ihr wieder gesund."

Jener sah ihn fragend an.

„Das habe ich von meinem seligen Ohm. Der ermahnte mich, wenn ich einem Kunden Unrecht gethan, sollte ich es ihm morgen abbitten und ihm den Schaden doppelt vergüten. Dann beruhige sich das Gewissen. Macht es auch so. Werft den Fluch hinter Euch und segnet Euern Sohn."

„Wo ist er? Wohin habe ich ihn gejagt?" fragte der Meister mit bangem Stöhnen.

„Sucht ihn in Gottes Namen auf. Wenn Ihr ihn mit dem Herzen sucht, müßt Ihr ihn finden."

„Ich will es thun," antwortete Reinsdorf und versuchte sich zu erheben.

„Jetzt seid Ihr zu schwach. Bleibt hier bis zum Morgen. Der Tag bringt bessern Rath. Versucht zu schlafen. Das wird Euch stärken. Schließt nur die Augen. Es wird schon gehen. Ich will auch schlafen."

Der Himmel erbarmte sich. Nach langen Tagen

senkte sich endlich ein erquickender Schlummer auf die glühend heißen Augen. Johannes sah es und ließ sich in den alten Sorgenstuhl nieder, worauf er lächelnd einschlief.

Nach einigen Stunden erhob er sich langsam. Frommes Geläut ertönte von ferne.

„Was ist das?" fragte Meister Reinsdorf, der den Schlaf von sich schüttelte.

„Sie läuten die Frühpredigt ein," sagte Johannes und schlug Licht an. „Wie ist Euch, Herr?"

„Die Todesangst ist von mir genommen. Es prickelt mir nicht mehr im Hirn mit tausend glühenden Nadeln. Aber hier thut es weh. Sehr weh!"

Er legte die Hand auf das Herz.

„Vertraut Euern Kummer dem lieben Gott. Er weiß, was zu Euerm Frieden dient. Geht mit mir zur Kirche, Herr."

Sie gingen und traten in die Kirche von Sanct Nicolaus. Meister Reinsdorf stand der Kanzel gegenüber, aber nicht, wie an jenem Morgen mit kecken herausfordernden Blicken, als der junge Fanatiker Alle die anders dachten, wie er, in den Pfuhl der Verdammniß schleuderte. Jetzt schaute er gar demüthig darein und auf der Kanzel stand der ehrwürdige Pastor primarius

mit dem Herzen voll allerbarmender Liebe. Wie weiches Wachs zerschmolz an den schlichten Worten des Greises die harte Kruste, welche sich um das Herz des alten Reinsdorf gelegt hatte. Die Dünste, die seinen Geist umnebelten, zerrannen, wie der Frühstrahl die Thautropfen aufküßt. Es war hell geworden in seinem Haupte, und als der Geistliche die Gemeinde mit seinem Segen entließ, sagte der Meister, dem Johannes die Hand reichend:

„Wohl weiß ich, wie ich Deiner Einfalt oft gespottet, als wir Beide noch Knaben waren. Dafür hast Du mich der Verzweiflung entrissen. So sammelst Du feurige Kohlen auf mein Haupt. Vergelten kann ich es Dir nicht, aber ich will gut machen, was ich noch gut machen kann und jetzt gleich beginne ich die Wanderung nach meinem Sohne."

„Du wirst ihn finden!" rief Johannes dem Forteilenden nach und ging nach seiner Behausung, wo schon die Kinder der Nachbarschaft harrten, und ihm entgegen riefen:

„Hannes-Ohm! Wo bleibt Ihr Hannes-Ohm? Mutter will für'n Schilling Bundholz. Meine auch! Meine auch! — Und mir Torf! Aber zwölf Soden für 'nen Schilling."

Und Knaben und Mädchen drängten sich um den Alten in emsiger Geschäftigkeit.

„Ja, Kinder!“ entgegnete Johannes, sich fröhlich die Hände reibend. „Ihr sollt Holz und Torf haben für Euere Mütter. Aber was meint Ihr zu den Pfeffernüssen, die mir der heilige Christ gebracht hat? Und rothbäckige Aepfel? He? Und für den Artigsten habe ich einen stattlichen Reiter von Braunkuchen mit 'ner goldenen Mütze. Wer ist der Artigste?“

„Ich! Ich! Ich!“ riefen Alle und Johannes verschwand in der Tiefe des Kellers.

XIII.

Wie die Fremden das heimische Feuer löschen.

Ueber Neujahr hinaus war es und mit jedem Tage wurde der Winter heftiger. Die Knaben, welche als die heiligen drei Könige von Dorf zu Dorf zogen, erstarrten in ihren goldpapiernen Kronen und die Melodie:

„Wir sind die Weisen aus Morgenland"

starb auf ihren Lippen und das arme Volk lief den ganzen Tag umher, vergebens nach Brod und Feuer schreiend. Da erweckte die Noth wieder, was während der gegenwärtigen Schrecken auf eine Zeitlang entschlummert war. Als ein alter Mann, selbst vor Kälte erstarrt, sein vor Hunger ohnmächtiges Weib fallen sah, rief er in seinem Schmerz:

„Dies Blut komme über die verrätherischen Hamburger, die uns in's Unglück gestürzt haben, und über diejenigen, welche sich von ihrem Ueberflusse mästen, während wir verhungern und erfrieren."

Dieses Wort wurde von den Umstehenden gehört und Jeder wußte, wer damit gemeint sei. Sie begriffen durchaus nicht, wie es zugegangen, daß sie es bislang vergessen, und einer aus dem Haufen sagte:

„Lange geborgt ist nicht geschenkt. Laßt uns dafür desto herzhafter zugreifen."

Alsbald zog ein starker Haufe vor das Haus des Goldschmied Becker. Und mit jedem Schritte weiter kamen Neue dazu, so daß die Masse schier undurchdringlich wurde. Im Hause war außer Erdmuthe und den beiden Alten Niemand weiter als der Altgeselle sammt den Lehrburschen und den Mägden, denn die Gesellen waren mit dem jungen Herrn fortgegangen. Als nun das Volk draußen tobte und die Hamburger Gäste wohl begriffen, weshalb das geschähe, begann der Streit auf's Neue und Emanuel Wandrab wollte keinen Augenblick länger bleiben, sondern mit seiner Tochter durch den Hof auf das freie Feld zu entkommen suchen. Der Hausherr wies ein solches Begehren entschieden von sich und öffnete das Fenster, um mit den Leuten zu reden. Diese ließen ihn nicht zu Worte kommen, sondern forderten, daß man ihnen die Hamburger, welche nichts als arges Hexenwerk trieben, herab würfe. Dazu solle man eine starke Buße an Geld und Gut für das unschuldig er-

duldete Leiden zahlen. Geschähe das nicht binnen einer Viertelstunde, werde man die Thüren sprengen und dann möchten Alle, die im Hause wären, getrost auf Gottes Gnade hoffen; bei ihnen sei keine zu finden.

Während nun die Weiber im Hause großes Wehklagen erhoben, kehrte Arnold Becker mit seinen Leuten zurück. Als er sah, was sich begeben, eilte er nach der Bürgerwache im Grunde und ließ die Lärmtrommel schlagen. Aber das Volk hatte in den letzten Zeiten die Trommel so oft gehört, daß sie ihm keinen besonderen Schrecken mehr einflößte, und als die Bürger mit ihren Gewehren, die Corporale mit gefällten Spontons vorauf, herangezogen, machten sie keck Front und schauten sich festen Auges an, als wollten sie sagen:

„Nur heran! Wir sind schon da!"

Da kam ein neuer Schreckensbote daher. Sein Pferd war über und über mit Schaum bedeckt und keuchte mühsam weiter. Im raschen Jagen hatte er den Mantel verloren und sein langes Haar flatterte im Winde. „Die Schweden! Die Schweden!" rief er und sprengte weiter, bis vor des Herrn Syndikus Oldenburg Haus, zu welchem er gesendet war. Und „Die Schweden! Die Schweden!" hallte es an allen Enden der Stadt wieder. „Es sind ihrer Tausend!" rief es hier. „Es sind ihrer Zehn-

tausend!“ hieß es dort, bis es zuletzt mehr waren, als Ziegel, oder vielmehr Strohhalme auf den Dächern, denn dazumal waren noch viele Altonaer Häuser mit Stroh gedeckt.

Und wie Greise, Weiber und Kinder durcheinander irrten, heulend und schreiend, die Männer aber zähneknirschend standen und nicht wußten, was beginnen, tobte das Gesindel vor dem Hause des Goldschmieds weiter und wollte seine Rachgier stillen. Da brachte plötzlich Jemand einen hellen Feuerbrand, den er von einem Heerde gestohlen, an welchem er sich so eben hatte wärmen dürfen. Sorgsam ward er genährt mit alten Tauenden, Stroh und Flechtwerk, das sie nahmen mit Güte oder Gewalt, wo sie es fanden. Nun glühten die Brände in allen Händen; sie schwangen dieselben um den Kopf, daß die Funken knisternd umherflogen und viele derselben regneten auf das Dach eines Nebengebäudes herab. Dies fing alsbald Feuer und die hochaufschlagenden Flammen wurden mit lautem Freudenrufe begrüßt. Geschah am siebenten Januar Eintausend Siebenhundert Dreizehn, und diejenigen, welche diese Gluth entzündeten, dachten nicht daran, daß einen Tag später dieselbe Gluth hundertfach herabregnen und sie vernichten werde.

„Mehr Feuer! Mehr Feuer!“ rief es aus dem Hau-

fen heraus. Und „Kein Feuer, aber schwedisches Eisen!“ donnerte es in den Haufen hinein. Die schweren Dragoner trabten vom Pinneberger Wege her, den Obersten von Bassewitz an ihrer Spitze.

„Mord und Brand!“ rief der Oberst und der Zorn blitzte ihm aus den Augen. „Wer wagt es in einer Stadt zu sengen und zu brennen, die ich in Besitz genommen für Seine glorwürdige Majestät von Schweden, König Karl den Zwölften? Seine Majestät unser allergnädigster König lebe hoch!“

„Hurrah hoch!“ schrieen die Dragoner. Die ordentlichen Bürger schwiegen und nur einiges Lumpengesindel, das vorhin am ärgsten schimpfte, warf die Mützen hoch.

Der Oberst befahl, sofort das Feuer zu löschen, da es zwar des Königs Wille sei, daß die Stadt Altona, wegen ihrer schlechten Gesinnung, eine namhafte Brandschatzung zahlen, sonst aber geschont werden solle, soviel der Ernst des Krieges dies zulasse.

Die Schweden legten sofort Hand an und löschten. Die Brandstifter aber, deren sie mehrere habhaft wurden, banden sie an den Sattelgurt und schleppten sie mit sich fort, damit über sie geurtheilt werde, nach Kriegsgebrauch.

Als nun der Oberst von Bassewitz in des Herrn Syndikus Haus abgestiegen waren und die Deputirten der Stadt einzuführen befohlen, sind diese erschienen und hat der Stadtsecretair Clüver dem Herrn Obersten den Prediger Sasse, sowie die Bürger Quanz und Flügge als solche vorgestellt. Der Oberst hat die Herren mit einem Handschlage begrüßt, auch an den Geistlichen noch ein besonderes Wort gerichtet, dann aber gesagt, es bliebe für freundschaftliches Gespräch und sonstige Courtoisie keine Zeit, sintemal die Stadt bei der schwedischen Generalität schlimm angeschrieben stehe. Er wisse zwar nicht, was der besondere Wille des General Grafen Magnus Stenbock in Ansehung Altona's sei, glaube aber, die Stadt habe sich von ihm keiner besonderen Gnade zu versehen und möge sich immer auf eine starke Brandschatzung gefaßt machen.

Wie solches der Stadtsecretair hörte, wechselte er einige Blicke mit den Gefährten und sagte: Diese werde, wenn auch jeder Bürger das Seine thäte, nur äußerst spärlich ausfallen können, da Jeder wisse, wie die Altonaer nicht nur durch die Hamburgischen Herren, die selbst an Sonn- und Festagen die nach Altona führenden Thore schlössen, in ihrem Erwerbe gestört wären, sondern wie auch die Pest sich in dieser unglücklichen Stadt einge-

funden, welche viele Opfer gefordert habe, und nur durch die jetzt herrschende strenge Kälte scheinbar unterdrückt sei. Darum werde der Graf barmherzig sein, und die junge Stadt nicht in's Elend bringen wollen. Darauf der Oberst geantwortet, das sei nicht seine Sache. Wenn er ihnen aber einen guten Rath geben solle, möchten sie die Summe von mindestens fünfzig tausend Thalern zusammenbringen und Gott auf ihren Knieen danken, wenn sie so wohlfeilen Kaufes davon kämen. Vor allen Dingen solle man aber Bier, Fleisch, Brod, Fourage und was sonsten nöthig wäre, im reichlichsten Maaße herbeischaffen, da er sonst nicht dafür stehen könne, daß seine Dragoner das, was sie brauchten, selbst nehmen würden, und nicht immer auf die höflichste Weise. Haben sich darauf der Herr Stadtsecretair, sammt den Bürger-Deputirten entfernt, um dem Begehren des Obersten zu entsprechen. Der Herr Prediger Sasse aber hat sich noch verweilet und das Leiden Altona's mit gar beweglichen Worten dem Herrn Obersten geschildert, und ihm die ganze Stadt, sammt allen Pertinenzien, dazu alle Einwohner und Schutzbefohlenen und sonstigen Pfleglinge an sein großmüthiges Herz gelegt, bis der Herr Oberst lachend ausgerufen: „Das wird mir zu viel, Herr Pastor! Ihr müßt nicht Alles auf einen Mann wälzen."

Und wie der Pastor über solchen Scherz betreten geworden, und sich schweigend entfernt hat, ist ihm der Oberst bis an die Thür gefolgt und gesagt: „Er solle zu einem Spaße nicht ein so saures Gesicht machen. Wenn es auf ihn ankäme, würde der Stadt nicht sonderlich Schlimmes geschehen. Er habe aber nur einen geringen Einfluß. Der Einzige, der etwas thun könne, sei Magnus Stenbock. An den sollten sie sich mit geziemenden Worten wenden. Worauf denn der Pastor Sasse beschlossen, solches zu thun und sich dem Herrn Obersten zu Gnaden empfohlen habe.

Diesen Auftritt hat ein glaubwürdiges Altonaer Kind nach den mündlichen Ueberliefrungen seines Großvaters verzeichnet, und es ist hier wieder vorgebracht, damit Jeder erfahre, was Alles vor dem Brandtage geschehen.

Mitternacht näherte sich, aber es war noch so lebendig auf den Straßen, wie sonst kaum zur besten Tageszeit, wenn die Geschäft im vollen Gange. Die schwedischen Gäste hatten es sich überall bequem gemacht wie es nur gehen wollte. Alle Kessel siedeten. Die vollen Fässer wurden nicht geschont und die leeren in die Wachtfeuer geworfen. An allen Fenstern mußte Licht brennen, damit man den Unfug, der draußen an-

gestellt ward, deutlich sehen könne, und die Stadt, welche zu jener Zeit um Neun Uhr Abens so still war, wie ihr Kirchhof, glich in der Nacht, die ihrem Tode vorherging, einem Sodom und Gomorrha voll Völlerei und Zoten.

Da schlug es zwölf und laut schmetterten die Trompeten, was die kaum beruhigten Einwohner auf's Neue in Schrecken und Angst versetzte. Es war der Major von Randers, der mit etlichen Hundert Dragonern in die Stadt einrückte. Die Kerle waren alle betrunken. Wenig auf ihre Officiere achtend, die selbst nicht sonderlich nüchtern waren, sangen sie ihre wüsten Lieder, riefen nach Brantwein und drohten Alles zu erschießen und zu erstechen, wenn man ihnen nicht alsbald Herrenquartiere einräume. Mitten in dem regellosen Zuge dieser wüsten Kriegsgesellen fuhr eine Kutsche, die man von irgend einem Herrensitze weggeschleppt hatte. Darin saß Katharine Rode, die schöne Freundin des Herrn von Randers, die auf diese Weise ihren Einzug in Altona hielt, das sie haßte, weil die Stadtkinder nicht um ihres schönen Gesichtes willen vor ihr in den Staub gesunken waren und sie zu einer vornehmen Dame gemacht hatten. Die Fenster der Kutsche waren herabgelassen, damit sie nach allen Seiten hin sehen und wieder gesehen werden konnte. Am Schlage rechts und links ritten zwei junge Cornets,

die sich in die schöne Dame vergafft und sich ihr mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatten. Von diesen ließ sich Katharine viel Schönes sagen, und dachte dabei: „Es sind Edelleute, so gut wie der schändliche Randers. Aber ich will dieses Mal klüger sein und Keiner soll sich von mir einer Gunst rühmen, der nicht vorher thut, was ich haben will, und mir Rache verschafft.“ Dann sah sie mit ihren leuchtenden Augen bald den Einen, bald den Andern an und Jedem flüsterte sie heimlich zu: „Dürfte ich reden, wie ich es im innersten Herzen empfinde, Ihr würdet hören, was Euch vielleicht beglückte. Aber meine Zunge ist gefesselt und Ihr müßt Euch mit dem begnügen, was meine Blicke wider Willen verrathen.“ Dann verhüllte sie eine Weile ihr Angesicht bis der Zug anhielt im Grunde, an derselben Stelle, wo später das stattliche Rathhaus erbaut wurde. Da winkte sie den beiden Junkern und sagte: „Nun sind wir in der Stadt, von der ich Euch erzählte. Hier hat man mir jedes gebrannte Herzleid angethan und ich will Euch diejenigen nennen, die mich zumeist beleidigten, weil ich in ihren Häusern wie eine Magd an der Thür stehen mußte, um die wenigen Schillinge einzufordern, welche sie dem Vater schuldeten, und sich doch vor den Spiegeln brüsteten und mich auslachten. Merkt Euch jene Geschöpfe und schafft

sie zur Stelle, damit ich sie demüthige vor allem Volke, wie sie mich demüthigten, dann habt Ihr mich zu ewigem Danke verpflichtet, und ich will diese Schuld einlösen, wie ich nur immer kann und weiß."

„Auf Euren Wink fliege ich in die Hölle und schleppe den Teufel selbst zu Eueren Füßen!" rief der feurigste der beiden Edelleute und Beide sprengten davon, ungeduldig den Augenblick erwartend, da sie vom lästigen Dienstzwange befreit, dem Gelüste des Herzens folgen konnten. Sie fragten nach rechts und nach links, aber die Officire hatten wenig Luft, dem jungen Volke Rede zu stehen, sondern sehnten sich nach guten Quartieren und riethen den Cornets, es eben so zu machen. Am eiligsten hatte es der Major, welcher, nachdem er dem Obersten seine Ankunft hatte melden lassen, sich sofort in des Buchbinders Thonholz Haus einquartierte und in der Hast sogar des Liebchens vergaß, die noch immer in der Kutsche harrte. Der Kutscher hatte die Pferde abgesträngt und den Stall aufgesucht, wenig darnach fragend, was aus dem Frauenzimmer werden solle, das er bis dahin gefahren.

Der Wind ging scharf. Die Sterne funkelten hell. Katharine zitterte vor Frost und doch glühte ihr Blut in den Adern vor Zorn und sie bebte vor Ungeduld,

sich zu rächen. Da führte der Zufall, was sie brauchte, in ihre Nähe. Ein bunt gemischter Haufe von verkommenem Seevolk und Schiffs-Zimmerleuten, dazu Handwerksburschen von der lüderlichsten Sorte und obdachlose Herumtreiber tobten die Langenstraße herauf und erschienen im Grunde, wo die Kutsche stand mit der verlassenen Katharine, die noch vor wenigen Tagen, wie zum Spotte eine Königskrone getragen. In der Mitte des Grundes, nahezu der reformirten Kirche, brannte ein helles Feuer, um welches sich die Wachtmannschaft gelagert hatte und dabei sanft eingeschlafen war. Der Wind fuhr hindurch; die Flammen flackerten auf und ließen die Kutsche deutlich erkennen. Katharine lehnte weit aus dem Schlage heraus und rief den Kommenden entgegen:

„Zu Hülfe, Ihr guten Leute! Zu Hülfe! Ich bin von meinen Dienern schändlich verlassen und muß hier vor Kälte umkommen."

„Hollah, Jungens!" rief der Rädelsführer des Haufens. „Dort ist etwas zu machen. Geschwind noch einen derben Spaß diesen Krämern zum Verdruß. Wie heißt das Jüngferchen und wo ist das saubere Bedientenpack?"

Er eilte nach der Kutsche. Aber kaum hatte er Katharine, die ihm flehend die Arme entgegen streckte,

erkannt, als er in lautes Lachen ausbrach und ihr zurief:

„Schwesterchen! Schwesterchen! Teufelsdirne! Wo ist Dein gestrenger Major der mich neulich hängen lassen wollte und mich auf Deine gnädige Fürbitte zum Durchpeitschen begnadigte? Damals saßest Du auf einem Thron, als eine gnädige Prinzessin. Jetzt hockst Du gleich einer fahrenden Dirne auf dem offnen Markt und ich führe eine Schaar, eben so groß und ausgesuchter, als Dein betreßter Liebhaber jemals kommandirte."

„Entsetzlich!" sagte Katharine mit dumpfer Stimme vor sich hin.

„Ja wohl entsetzlich, Liebchen!" höhnte der Bruder. „Ist Dir Dein Major entwischt und hat Dir nichts gelassen? Nicht einmal den Strick, woran er mich hängen wollte, und den Du jetzt so gut brauchen könntest? Die Pest über diesen Major. Wenn ich ihn zwischen die Finger kriege, ist er verloren."

Ein schwacher Hoffnungsschimmer dämmerte vor Katharinen auf. Sie deutete mit der Hand auf des Buchbinder Thonholz Haus und sagte:

„Dorthinein ist er gegangen und lacht unser am wärmenden Feuer hinter vollen Bechern."

„Dank Dir Schwesterchen für den Bescheid!" rief Jakob Rode wild lachend. „Aber bilde Dir nur nicht

ein, daß wir es Deinetwillen thun. Ich habe meine besondere Rechnung mit ihm abzumachen, und ist die bezahlt, wird wohl für Dich nicht sonderlich viel übrig bleiben."

Der Haufe theilte sich nach Anweisung des Führers in zwei Theile. Die eine Hälfte umzingelte die am Feuer eingeschlafenen Wachen, die andere stürmte das Haus des Buchbinders. Mit dem Rufe: „Mord! Brand! Mord!" stürmten sie die Treppe hinauf. Major von Randers, der sich eben niederlegen wollte, stieß das Fenster auf und feuerte ein Pistol ab. Da schreckten die Soldaten aus dem Schlafe auf und als sie sich von dem Gesindel umringt sahen, das sich zum Theil ihrer Waffen bemächtigt hatte, erhoben sie ein wüstes Geschrei. Ein Trompeter, der unter der Menge lag, griff zu seiner Trompete und schmetterte so grell darein, als er vermochte. In den andern Straßen waren die Wachen nicht lässig. Von allen Seiten eilten sie nach dem Grunde. Der Major vertheidigte kalten Blutes mit seinem Diener die Treppe, ehe Hülfe herbei kam. Dem Vordersten in der Reihe hatte er einen Schlag gegeben, von welchem er stürzte. Die Uebrigen wurden gefangen. Als der Kampf beendet war, stieß der Major den Körper, der vor seinen

Füßen lag, von sich, und blickte in das Angesicht des Deserteurs Jakob Rode, der sich aufrichtete.

„Bist Du da, Gesell?“ fragte er ingrimmig. „Dann sollst Du auch wirklich empfangen, was ich Dir bei'm Scheiden für den Fall des Wiedersehens versprochen habe. Du sollst hängen und noch heute Nacht.“

Jakob Rode ward die Treppe herabgerissen. Er vermochte nicht zu sprechen. Aber seine Augen rollten wild im Kopfe und er ballte die Faust so fest, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorsprang. Draußen glänzte Alles von Fackeln und deutlich sah man, wie die einzelnen Gruppen miteinander rangen, denn die Aufrührer waren noch nicht bezwungen. Als der Major die Katharine gewahrte, welche mitten auf dem Platze stand, vom Lichte der Fackel angeglüht, grüßte er sie höhnend und sagte:

„Hat keiner der jungen Cavaliere, denen Ihr Euere Gunst so auffallend zugewendet, die Courtoisie so weit getrieben, Euch eine Herberge zu besorgen, so erlaubt mir mindestens, daß ich Euch mit einem Schauspiele aufwarten darf, wie es der Krieg eben mit sich bringt. Seht den jungen Menschen dort, der sich wie ein Toller gebehrdet, und den wir zu einem stillen Mann zu machen

gedenken, indem wir ihn hängen, wie ihm solches prophezeit ist, wenn er sich nochmals greifen ließe."

Katharine erhob die Hände als wollte sie sich an den Major anklammern. Aber der Starrkrampf bemächtigte sich ihrer. Sie stand regungslos.

„Hand an's Werk!" befahl der Major und die Soldaten stießen den Jakob Rode vorwärts. In demselben Augenblicke flog eine Kugel, die ein Scharfschütz einem Flüchtling nachsandte, dem Jakob Rode gradeswegs in die Brust. Mit einem dumpfen Geheul stürzte er zusammen.

Major Randers war nahe an Katharine herangetreten und sagte:

„Ich habe gelobt, wenn Ihr Euern Weg nochmals mit dem Eueres Bruders kreuztet, den Contrakt, den ich mit Euch schloß, aufzuheben. Dies ist geschehen und wir haben fortan nichts mehr miteinander zu schaffen."

Er warf ihr seine Börse zu und kehrte in des Thonholz Haus zurück. Katharine stieß das Geld verächtlich mit dem Fuße von sich und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

XIV.

Wie der Schwede sein Wort wahr macht.

Noch graute kaum der Tag, als schon die ganze Stadt in Bewegung war. Wer von der erdrückenden Last bewältigt, in später Nacht auf sein einsames Lager sank, fuhr aus einem unruhigen Schlummer auf, und stürzte an das Fenster, um zu sehen, was es draußen gäbe. Das laute Schreien, das wüste Singen der Schweden, das rohe Gelächter, womit sie die angstvoll Vorüberfliehenden begrüßten, ward keinen Augenblick unterbrochen. Selbst die Deputirten ehrbarer Bürgerschaft, welche sich zu dem Obersten von Vassewitz begaben, um die Befehle dieses Herrn zu empfangen, mußten ihr gutes Theil davon hinnehmen. Tief bekümmert traten die würdigen Männer bei dem Obersten ein, der ihnen mit der Frage entgegen kam, ob sie die Summe von funfzig tausend Thalern beschafft hätten? Dann wolle er versuchen

bei der hohen Generalität Gnade für die Stadt zu erbitten. Die Deputirten schwuren hoch und theuer, daß sie Solches nicht im Stande wären. Die städtischen Kassen seien leer geworden in diesen bösen Tagen der Pestilenz und des Krieges. Die Bürger aber besäßen nichts Eigenes. Alles was man hätte zusammen raffen können, betrüge kaum vier und zwanzigtausend Thaler. Diese wolle man geben. Vermöge man noch etwas zu borgen, wolle man es darauf legen. Damit wären aber die Kräfte der Stadt vollends erschöpft und man möge sich damit begnügen lassen. Das wollte der Oberst nicht. Er erklärte, daß er jetzt die Hand ganz von ihnen abzöge, und mit der Sache nichts mehr zu thun haben wollte. Sie müßten nun selbst zusehen, wie sie mit dem General zurecht kämen. So sind die Deputirten mit großer Betrübniß hinaus und auf die Straße gegangen, von wannen der General kommen mußte. Als nun der Graf Stenbock an der Spitze seiner Soldaten einzog, traten die Männer ihm entblößten Hauptes entgegen und der Pastor Sasse hob die Hände flehentlich zum Himmel empor, als wollte er Gott um Beistand anrufen für sein ernstes Geschäft. Graf Magnus hat den Männern kaum einen flüchtigen Blick gegönnt, es auch nicht der Mühe werth erachtet, sein Pferd einen Augenblick anzu-

halten, sondern hat mit der Hand gewinkt, daß sie ihm folgen sollten, worauf er raschen Trabes weiter geritten.

Die Deputirten harrten in banger Furcht des Befehls, zu dem General einzutreten und jede Minute des peinlichen Wartens wurde ihnen zu einer Stunde. Endlich ging die Thür auf und der Graf stand mitten in der Stube, die Linke nachlässig auf den Griff seines Degens gestützt und sah die Männer mit seinen stechenden Augen an, als wollte er bis auf den Grund ihrer Herzen schauen. Während nun die Herren der Stadt ihn ehrfurchtsvoll begrüßten und der Pastor es versuchte, den Grafen milde und barmherzig zu stimmen, verzog dieser keine Miene. Die lange hagere Gestalt stand regungslos, wie ein Steinbild, und selbst seine Offiziere konnten die Verwunderung darüber nicht unterdrücken. Als aber der Pastor, irre gemacht durch solches schroffe Wesen, verlegen inne hielt, wandte sich der Graf plötzlich an den Obersten Bassewitz und sagte:

„Was wollen diese Leute?"

Der Oberst war über solche Frage nicht wenig erstaunt, doch faßte er sich und sagte:

„Ew. Excellenz, das sind die Deputirten der Stadt Altona, welche anhero beordert sind, um wegen der

Brandschatzung die Befehle des Herrn Generals in Empfang zu nehmen, und flehen sie bei dieser Gelegenheit um Gnade."

„Gnade! Gnade!" wiederholten diese.

„Schon gut!" unterbrach Magnus Stenbock. „Nun? Wie viel habt Ihr mitgebracht und wie viel wollt Ihr noch bringen?"

Da trat der Bürger Quanz vor und wollte die betrübte Lage der Stadt mit beredtem Munde darlegen. Aber der Graf unterbrach ihn rasch:

„Keine Worte, sondern Geld!"

„Nehmt hin, was wir in der Rathsstube aufgezählt haben," sagte der Stadtsecretair. „Es sind vier und zwanzig tausend Thaler. Dazu fügen wir bündige Verschreibungen, bis zum Betrage von fünfzig tausend Thalern, womit die Summe erreicht wird, welche von dem Herrn Obersten von Bassewitz als genügend befunden ist."

Der General hörte nach diesen Worten nicht mehr auf den Stadtsecretair, sondern richtete die blitzenden Augen auf den Obristen. Dieser hielt den Blick aus und sagte:

„Wohl sprach ich die Meinung aus, daß Euer Excellenz, wenn die Bürger die genannte Summe zu-

sammen brächten, Gnade für Recht ergehen lassen würden. Und auch jetzt meine ich . . . ."

„Das Meinen ist an mir," sprach der Graf kalt und bedeutete den Deputirten, daß sie abtreten sollten. Auch die andern Offiziere mußten sich entfernen. Was darauf zwischen dem General und dem Obersten vorgefallen ist, weiß Niemand. Es ward sehr laut und heftig in der Stube gesprochen. Jemand will sogar vernommen haben, als sei mit dem Säbel auf den Boden gestampft und mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Eine Zeitlang sei es dagegen so still gewesen, daß man das Summen einer Fliege gehört haben würde. Endlich, nach einer halben Stunde, hat der Oberst von Bassewitz mit blutrothem Gesichte den General verlassen und den Deputirten bedeutet, daß der Graf sie zu sprechen verlange. Darauf hat er dem Pastor die Hand gereicht, wobei er ihn von Mitleid bewegt, angesehen, und hat ohne ein Wort zu sprechen, das Haus verlassen.

Graf Magnus Stenbock stand unbeweglich wie vorher und sagte mit abgemessener Kälte zu den wieder eintretenden Deputirten:

„Ihr seid die Verräther dieser rebellischen, ungehorsamen Stadt. Wenn man Euch aus unverdienter

Gnade und Barmherzigkeit schonen soll, müßt Ihr sofort baar und blank hunderttausend Thaler aufzählen."

Die Deputirten schrieen vor Entsetzen auf. Der Graf gebot zu schweigen und deutete auf ein brennendes Licht, welches auf dem Tische stand, weil man kurz vorher einige Depeschen gesiegelt:

„Ehe dies Licht ausbrennt, habt Ihr die verlangte Summe gezahlt, oder die Stadt Altona geht in Flammen auf."

„Der allbarmherzige Gott wird das nicht zugeben!" rief der Pastor eifernd: „Er wird seinen Arm ausstrecken und sagen: Bis hierher und nicht weiter."

„Ich will nicht von Euch wissen, was der liebe Gott sagen wird, sondern was Ihr thun wollt. Seht auf dieses Licht. Wenn es verlöscht, lasse ich mit allen Glocken läuten. Die Trompeten sollen blasen und die Trommeln wirbeln. Diese Musik ist Euer Grabgesang. Sorgt, daß Ihr von den Straßen seid, noch ehe der erste Pechkranz fliegt, denn wer auf denselben betroffen, wird, nachdem das Feuer aufgegangen, ohne Ansehn, Mann, Weib oder Kind, wie ein räudiger Hund niedergeschossen. Dies geschieht, so wahr ich Magnus Stenbock heiße. Und nun an Euer Geschäft."

Mit diesem Bescheide entfernten sich die Männer.

Aber kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als man sie ergriff und ihnen sagte, sie wären die Hauptverräther und sollten deshalb als Geißeln in das schwedische Hauptquartier geschickt werden. So wurden nun die treuesten Bürger der Stadt weggeführt und hörten noch, wie das höhnische Lachen des Generals hinter ihnen her schallte.

Das war ein Klagen und Jammern in den Straßen von Altona, wie es bisher ein glückliches Ohr nicht vernahm, und wie es dort nie mehr möge gehört werden. Verzweiflung glühte in jedem Blick, Todesangst malte sich auf allen Gesichtern. Wagen kamen von allen Seiten herbei, um die wenige Habe wegzuführen, welche der Schwede mitzunehmen gestattete. An manchen Stellen war es nur ein armseliger Karren, bis zur Ueberlast beladen, und Mann und Weib spannten sich vor denselben, weinend und keuchend von der heimischen Schwelle scheidend. Mancher besaß nur eine Trage, auf welcher die spärlichen Betten lagen und zwischen denselben die frierenden Kinder. Die Träger schwankten in ihrer Angst und der Nothschrei der Kleinen half das Wirrniß mehren.

„Rasch Leute! Rasch!“ rief ihnen ein alter Soldat zu, der einen grimmigen Bart im Gesichte und in der

Brust ein Herz voll reinster Menschenliebe trug. „Der Satan kommt über Euch mit Pech und Schwefel, das er dort schon auf einen Haufen zusammen fahren läßt."

Er deutete dabei auf einige schwedische Pulverkarren, die in dem Grunde zusammen fuhren und mit Pechkränzen bepackt waren. Er ging hin, um bei dem Abladen förderlich zu sein. Von dem Graswege her klang der einförmige Tritt eines Infanteriecorps und vor demselben ward die Trommel gerührt. Auf dem Sandberge hatten sich die Offiziere der Reiterei versammelt und der Major von Randers ertheilte denselben die Befehle des kommandirenden Generals.

Major Strömfelt, welcher mitten in dem geschlossenen Kreise stand und einen erst vor einer Stunde entstandenen Brand hatte löschen lassen, schüttelte mit dem Kopfe:

„Ist das gerecht? Ist es nur menschlich? Eine ganze Stadt, worin so viele unschuldige Menschen leben?"

Aber der Major von Randers schwang ein weißes Tuch und die schmetternden Trompeten verschlangen Strömfelts Worte. Als sie wieder schwiegen, sagte Randers zu den Offizieren gewendet:

„Wir sind Soldaten, meine Herren, und handeln nach Ordre. Das genügt."

Der Kreis trat auseinander und auf einen Wink des Majors erschienen zwei waffenlose Cornets; dieselben, welche der schönen Katharine mit Herz und Hand Beistand gelobt hatten. Er sah sie einen Augenblick mit finstern Mienen an und sagte dann im strengsten Tone:

„Die Herren haben an sich erfahren, wie man seines Degens verlustig gehen kann, wenn man andere Dinge treibt, als die im Reglement stehen. Die Herren werden in Begleitung des Wachtmeisters Hendrick Steffens nach Pinneberg in's Hauptquartier reiten und sich zum Arrest melden. Von dem ferneren Benehmen der Herren wird es abhängen, ob es dabei sein Bewenden haben soll. Rechts um! Marsch!"

Noch waren alle Straßen mit Flüchtlingen bedeckt. Das Gedränge ward jeden Augenblick dichter. Die Thüren wurden durch hochaufgethürmtes Hausgeräth versperrt. Aus den Fenstern stürzten die Bewohner in ihrer Verzweiflung Alles auf das Pflaster, was sie nicht die Treppen herabzubringen vermochten. Sie glaubten dann doch mindestens die Trümmer zu retten. Und dazwischen das Davonrasseln der bereits vollgepackten Fuhr-

werke; das Heulen und Kreischen der Weiber, das Wimmern der Kranken, das Fluchen der Soldaten. Ohne Unterbrechung, stets wachsend, Straße auf und Straße ab fluthete die Menge. Die Mutter verlor den Säugling vom Arm; der Vater rief verzweifelnd nach dem Sohne; die Greisin tappte in ihrer Blindheit vergeblich nach dem Stabe den ihr ein lachender Scharfschütz mit dem Kolben aus der Hand schlug. Und mitten durch dieses Gewirr schlich in schlangenartigen Windungen verdächtiges Gesindel, wirkliche Galgenphysiognomieen, wie sie nur in solchen Zeiten des Jammers an das Tageslicht emportauchen. Verlaufene, aufgegebene Kerle, die mit der übrigen Menschheit nichts gemein haben, als das allgemeine Sonnenlicht, und welche die geschworenen Feinde aller Rechte und alles Besitzes sind.

Und doch keine Flucht überall. Hier, in der einsamen Kammer ein Mann, bleich, hohläugig, auf einem umgestürzten Korbe sitzend, kaum von einer schweren Krankheit genesen, spricht tröstend zu einer Frau, die auf das dürftige Stroh hingestreckt ihren letzten Kampf kämpft. „Es ist Alles vorbei draußen. Du kannst ruhig sterben!“ spricht er ihr tröstend zu und denkt: „Sie wird es nicht erleben, daß wir mitsammen hier verbrennen

müssen, weil mir es an Kraft fehlt, die Treppe hinabzusteigen."

Und nicht bange Furcht überall. An manchen Orten drohender Widerstand. Dort wo die Breitenstraße fast jählings zur kleinen Elbstraße abfällt, liegt das alte Erbe der Vossischen Bierbrauerei mit ihren finstern Thorwegen oben und unten, führend auf den düstern Hof, umschlossen von grauen Steinwänden und beschirmt von einzelnen Bäumen. Und auf diesem Hofe steht der Brauherr mit seinen Knechten; stämmige viereschrötige Gestalten. Sie halten eine ernste Besprechung und reichen sich dann die Hand zum gemeinsamen Werke.

Da rasselten die Trommel auf's Neue. Die Pauken wirbelten. Die Trompeten schmetterten. Mit flatternden Standarten rückten die Dragoner in geschlossener Reihe heran, die Pallasche fuhren klirrend aus den Scheiden, die Hähne an den Karabinern knackten und mit übermüthigem Tone rief der Führer:

„Feuer jo!"

„Feuer jo! Feuer jo!" antwortete es längs der ganzen Front und an den Enden blitzte es zur gleichen Zeit auf. Wie rasend schwangen die berauschten Soldaten die Fackeln um ihre Köpfe. Ein zweites Kommandowort, vom lauten Gejauchz verschlungen, und die

lange Front löste sich in eine Unzahl kleiner Kommando's auf, die, jede einen Karren voll Pechkränze in ihrer Mitte, nach allen Seiten hin auseinandersprengten.

Eine halbe Stunde später und die ganze Stadt war ein wallendes Feuermeer.

XV.

Wie sie scheiden und verscheiden.

Katharine war allein hinausgegangen in das engeflochtene Straßennetz. Eine Gestalt folgte ihr geräuschlos Schritt um Schritt in einiger Entfernung. Es war Ericks, einer von des Major von Randers Burschen, den er im trunkenen Muthe schlug und im nüchternen Unmuthe nutzlos abhetzte und quälte. Der langen Folter müde, faßte er endlich den Entschluß zu desertiren, als Katharine erschien. Da war er gefesselt. Ihre schönen Augen hatten ihn gebannt. Sie hatte ihn einmal angeblickt, das war ihm tief in das Herz gedrungen und der Zauber kam über ihn. Katharine wußte nicht, wer ihr folgte, treuer als ihr eigener Schatten. Sie ahnte nicht, wer zitternd zu ihr aufblickte, als sie im Glücke schwelgte. Aber als man sie herabstieß von dieser Höhe, fiel ihr zur Erde gesenkter Blick auf die

demüthige Gestalt und es durchrieselte sie wie eine frohe Ahnung, als ob dieser Arm, der sich flehend ihr entgegenstreckte, sie erheben könne von dem tiefen Falle.

Eine Secunde stand sie still. Ihre Knien wankten. Rasch wie ein Blitz war Ericks ihr zur Seite.

„Einen Platz zum Ruhen!“ sprach sie kaum hörbar. Sie hatte Ericks erkannt.

„Hier ist das Quartier des Major Strömfelt,„ sagte er leise. „Er ist eben zum General beordert. Ich kenne seinen Diener, der da vor der Thür steht. Will Madame da hineingehen?“

Katharine trat ein. Der Diener, dem Ericks gesagt hatte, die Dame sei eine Bekannte seines Herrn und wolle dessen Rückkunft abwarten, führte diese in das Zimmer und brachte Erfrischungen.

Der stärkende Wein und ein kurzer Schlummer gaben Katharine die volle Kraft zurück. Alle Eitelkeit, allen Hochmuth hatte sie hinter sich geworfen. Nur ein Gefühl lebte in ihr: Rache.

Auf ihren Wink war Ericks, der unbeweglich an der Thür stand, näher getreten. Der Name Randers trat über ihre Lippen. Beide sahen sich an. Sie verstanden sich.

Als die Stadt bereits an vielen Stellen brannte,

verweilte Katharine noch immer in dem Zimmer des Major Strömfelt. Sie lag so ruhig, als ob es der sicherste Ort sei, den sie weit und breit hätte finden können.

Major Randers war in dem oberen Theile der Stadt. Umgeben von mehreren Offizieren blickte er behaglich in die immer weiter um sich greifenden Flammen.

„Herr Major halten zu Gnaden!“ flüsterte hinter ihm eine Stimme. Es war Ericks.

„Was willst Du, Hund?“ schrie der Major ihn an. „Nie bei der Hand, wenn man Dich braucht, und stets im Wege, wenn Du hinderst.“

„Halten zu Gnaden — Major Strömfelt —“

Randers sah sich um: „Hollah! Strömfelt! Warum ist er nicht hier?“

„Herr von Strömfelt ist zu des Herrn Generals Excellenz befohlen. Als er sich zu Pferde setzte, scheute sich die Bestie und warf ihn ab. Der arme Herr ist schwer verwundet und läßt nun des Herrn Majors Gnaden bitten, schnell zu kommen, da er etwas Wichtiges zu sagen habe.“

„Ich komme! — Verdammt dieser Strömfelt mit seinem unvernünftigen Reiten. Rühre Dich, Kerl, und zeige mir den Weg.“

Randers eilte dem rasch voranschreitenden Ericks nach, der in steifer, militärischer Haltung stehen bleibend, auf das Haus deutete, worin Strömfelt wohnte. Aber kaum war der Major eingetreten, als er mit der Schnelle eines Hirsches davoneilte und sich in dem dichten Volksgedränge verlor.

Mit dem Ausrufe: „Was zum Teufel macht Ihr für Dummheiten?“ trat der Major in das Zimmer. „Strömfelt! He, Strömfelt! Wo seid Ihr? Weshalb habt Ihr mich rufen lassen?“

Katharine, die sich in eine Ecke zurückgezogen hatte, trat jetzt vor:

„Ich bin es, die Euch kommen ließ.“

Einen Augenblick schien es, als käme der alte Humor über den ehemaligen Junkherrn, und das Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Aber der Gedanke, sich von einem Weibe gefoppt zu sehen, gewann die Oberhand, und mit dem Ausdrucke der tiefsten Geringschätzung rief er:

„Was untersteht sich die Dirne?“

„Wir haben miteinander abzurechnen.“

„Ich mit Dir? Du bist bezahlt.“

„Das lügt Ihr; wie mir gegenüber Alles Lüge war, was aus Eurem Munde kam. Was eine Men-

schenbrust fassen kann von Haß, Zorn und Verachtung, das gährt in mir, und ich will es Euch zukreischen, so lange Ihr noch ein Ohr habt zu hören."

„Daß ich ein Thor wäre und nur noch eine Secunde hier verweilte. Höre, was ich Dir sage und denk' daran, ich halte Wort. Wenn Du noch einmal, wo oder wann mir in den Weg trittst, werfe ich Dich als gute Beute dem niedrigsten Trainknechte zu, der Dich nicht eben sanft umarmen wird."

Der helle Schein, der von Außen durch die Fenster drang, machte den Major stutzig. Er sah unschlüssig um sich. Katharine sagte kalt:

„Warum gehen des Herrn Majors gestrenge Gnaden nicht? Brennt das Licht, das ihm leuchten soll, nicht hell genug?"

Randers trat an's Fenster. Dort gewahrte er seinen Cricks an der Spitze eines Gesindelhaufens, bewaffnet mit brennenden Pechkränzen und Fackeln, welche sie an spitzige Pfeile befestigten und mit der Armbrust in das Täfelwerk des Hauses schossen. Bei jedem gelungenen Schuß stießen sie ein wildes Geheul aus.

„Cricks! Hund! Ich lasse Dich todtpeitschen, wenn ich hinunter komme. Cricks!"

Aber Cricks hörte nicht. Wie Vögel mit feurigem

Gefieder flogen die Harzfackeln durch die Luft und klammerten sich an die Wände.

Randers bebte zusammen. Trotz der Gluth im Kamin, trotz der Flammen, die bereits an der Mauer züngelten, schüttelte ihn der Frost. Er eilte vom Fenster weg. Auf der Schwelle stand Katharine, so drohend anzuschauen, daß der Major unwillkührlich den Blick abwendete.

„Du hast mich verderbt, darum verderbe ich Dich," sprach sie mit einer Grabesstimme. „Du ließest mich mitten auf dem Markte in der grimmigsten Kälte liegen, damit ich erfrieren sollte. Ich bin barmherziger. Du sollst nicht erfrieren, Du sollst verbrennen."

Schnell, ehe der Major sich fassen konnte, war sie draußen. Die Thür flog in's Schloß. Er hörte eine zweite und dritte Thür zuschlagen und die Riegel klirren. Der Angstschweiß trat ihm vor die Stirn. Sie wollte dem gewaltigen Drucke nicht weichen. Sein Haar sträubte sich. Die Augen traten aus ihren Höhlen.

Katharine erschien in der Hausthür. Vor ihr sprühte von den nahen Dächern ein glühender Funkenregen. Ericks flog herbei und trug das schöne Weib auf seinen Armen lautjauchzend durch die Gluth. Als sie inmitten der Straße anlangten, sagte sie laut: „Laß mich los!"

Und der rohe Gesell gehorchte willenlos der Schönheit. Sie warf noch einen Blick des unaussprechlichsten Hasses und der Verachtung auf die Fenster, hinter welchen Randers verzweiflungsvoll auf- und abraſete. Sie wartete, bis er endlich mit brennenden Kleidern an der Thür erschien, und mit Steinwürfen, von leckenden Flammen umwallt, wieder in das Innere zurückwich; sie hörte, wie endlich das Haus krachend in sich zusammen stürzte und ging dann, festen Schrittes ohne sich umzusehen, über die Elbbrücke auf die Eisdecke, die im Feuerschein wiederstrahlte. In ihrem schwarzen Gewande und mit todesbleichem Gesicht schritt sie durch die angstvoll umher irrenden Gruppen der Flüchtlinge, die scheu vor ihr zurückwichen, bis sie sich endlich in den engen Windungen des Köhlbrands verlor.

Wohin sie wollte? Wohin sie gelangt? Es hat nie Jemand etwas von ihr vernommen. — —

Auch Meister Reinsdorf war am Weihnachtsmorgen als er von dem kindlichen Johannes Abschied nahm, allein hinaus gezogen, aber nicht in die düstere Nacht, sondern dem wachsenden Tage entgegen. Sein Herz war erleichtert und neues Leben strömte durch seine Adern. Er hatte den Fluch von dem Haupte seines Sohnes genommen, und in Segen gewandelt. Des Menschen

Fluch fällt auf des Fluchers Haupt zurück, aber sein Segen wird fruchtbar für Tausende und labt ihn mit Gottesfrieden.

Unfern von der Stadt begegnete ihm ein Mann, der eine Zeitlang als Geselle in seiner Werkstatt gearbeitet hatte und jetzt in einem nahen Dorfe seßhaft war. Der sprach den Meister an und sagte, wie er den Matthes vor einigen Tagen zwischen Quikborn und Kaltenkirchen gesehen habe. Dieser Spur folgte der Meister. Und ob ihm auch während des ganzen Tages Niemand begegnete, der ihm weitere Kunde geben konnte, blieb er doch guten Muthes und dachte: „Der Herr wirds wohl machen." Es war Abend. Der Schneesturm ballte die Wolken zusammen. Meister Reinsdorf lehnte sich erschöpft gegen einen Baum und wollte schier ungeduldig werden. Da erblickte er in nicht weiter Ferne einen matten Lichtstrahl. Mit neuer Hoffnung folgte er dem Schein und stand bald vor einer verfallenen Kathe, durch deren trübes Fenster der Schein einer Lampe fiel. Die Thür stand auf. Er trat ein mit den Worten: „Gott zum Gruß und fröhliche Weihnachten!"

„Amen!" sagte ein alter Mann, der sich von der Ofenbank erhob. „Seid willkommen, lieber Gast. Mein Weihnachten liegt hier im Bette."

„Ihr habt einen Kranken? Möge er bald genesen. Ist's der Sohn?"

Der Mann schüttelte mit dem Kopfe: „Ging dieser Tage über Feld. Da sah ich einen Menschen barhäuptig und nur halb bekleidet, über den Acker wegrasen, dem bösen Moor entgegen, das sich von Bramstedt hinüberzieht. Hm, denke ich, das ist doch keine Jahreszeit, wo man zum Vergnügen in Hemdsärmeln umherläuft und schrie ihm zu, er möge sich in Acht nehmen, das Moor sei falsch und man könne leicht darin umkommen. Aber er hörte nicht und stack bald mit den Beinen fest. Da lief ich herzu, um zu helfen. Es gelang mir auch, ihn auf's Trockene zu bringen. Aber, lieber Gott, ich sah in ein krankes Auge, worin von gesundem Menschenverstande nichts zu lesen war. Er ließ mit sich machen was man wollte. Da liegt er nun, all die Tage entweder im Bette, oder auf der Bank am Ofen. Er hört nichts, er sieht nichts, und wenn ich ihm Speise oder Trank reiche, nimmt er es zu sich, ohne sonderlich davon zu wissen. Ich würde meinen, er sei stumm, hätte ich nicht zwei oder drei Mal gehört, daß er den Namen Katharine aussprach."

„Katharine!" Der Name fuhr dem Meister wie ein Stich in's Herz. Katharine nannte sein Sohn je-

nes Mädchen, um deretwillen er diesem fluchte. Er hörte nicht weiter auf den alten Mann, der weitläuftig erzählte, was ferner zwischen ihm und seinem Kranken vorgefallen, sondern erhob sich und näherte sich dem Bette mit schlotternden Knieen. Der Kranke, über dessen Gesicht der Schatten des Meisters hinstreifte, wandte sich um, und der Vater sah zitternd in die verstörten Züge seines Sohnes.

Der Nachtwind wehte draußen über die vereinsamte Haide und der hungernde Wolf streifte heulend am äußersten Saume derselben hin.

Die heiligen drei Königskinder zogen mit frommen Liedern von Dorf zu Dorf. Die schwedischen Reiter jagten mit wilden Flüchen über Blachfeld und Moor. Meister Reinsdorf hörte und sah nichts. Er saß an dem Bette des Sohnes und hütete ihn, wie seinen Augapfel. Der Arzt war von Quikborn gerufen, schlug dem Kranken eine Ader, gab ihm Tränke und Mixturen und schüttelte mit dem Kopfe. Allmählich aber glättete sich die gefurchte Stirn des Arztes und als der Vater, wie immer bei'm Abschiede seine Hand ergriff und mit vor Angst bebender Stimme fragte, ob er noch kein Wort des Trostes für ihn hätte, sagte Jener:

„Sorgt dafür, das des jungen Mannes Schlaf

jetzt nicht gestört wird. Wenn er dann Morgen erwacht, wird er Euch hoffentlich erkennen. Lange behalten werdet Ihr ihn nicht. Sein Körper ist zu tief erschüttert. Aber ihr werdet in Frieden von ihm scheiden und Euer Gewissen wird sich beruhigen."

Und wie es der Dokter bei'm Abschiede gesagt, ist es gekommen. Während der Nacht wich der Vater keinen Augenblick von dem Lager des Sohnes. Dieser schlief sanft und ruhig. Manchmal schien es sogar, als ob ein Lächeln über die welkenden Züge flog. Als der erste Schimmer des Tages in die Stube drang, erwachte Matthes. In seinen Augen zuckte ein Strahl des erwachenden Lebens. Er sah den Alten freundlich an und sagte:

„Guten Morgen, lieber Vater. Ich habe wohl lange geschlafen?"

Meister Reinsdorf war seiner Bewegung nicht Herr. „Mein Sohn! Mein lieber Sohn!" rief er, die Thränen mühsam zurückdrängend.

„Was meint der Vater? Aber wie ist mir denn? Wir sind ja nicht zu Hause. Gebe Er mir die Hand, Vater, mir ist der Kopf so wüst."

Er entschlief auf's Neue. Der Vater wagte nicht, seine Hand zurückzuziehen, aus Furcht den Sohn zu

wecken. Nach einiger Zeit schlug dieser die Augen wieder auf.

„Ich weiß nun Alles. Der Vater war böse auf mich um der Katharine willen. Ich lief davon. — — O weh, mein armer Kopf."

„Nicht weiter, mein lieber, theurer Sohn! Nicht weiter."

„Sie hat mich von sich gestoßen und dann bin ich krank geworden. Recht krank. Und nun sitzt der Vater hier und wartet und pflegt mich. Lohne es Ihm Gott."

„Mein armes Kind ... Du weißt nicht ... Ich bin es, der sich schwer versündigte."

„Sage der Vater nicht ein solches Wort. Ich habe es um der Erdmuthe willen verdient ... Nun ist es gekommen wie es Gott gewollt. Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Mein junges Leben hat die Katharine auf ihrem Gewissen. Das muß brennen, wie hölliſches Feuer. Darum sah ich sie auch im Traume vor mir, wie sie über ein ödes Eisfeld rannte, von Geiern und Raben umkreist. Ich vergebe ihr von ganzem Herzen, weil ich sie so lieb hatte. Thue Er es auch Vater."

„Ich vergebe ihr."

„Dank, lieber Vater. Segne Er mich zum Abschied."

Der Greis, der als barmherziger Samariter, den Leidenden in sein Haus aufnahm, wischte sich die Augen und sagte still:

„Welch ein Gemüth!"

„Er ist todt!" schrie der Vater nach einer Pause auf.

„Denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit!" betete der Samariter.

Als der Vater nach dreien Tagen von dem Kirchhofe zu Quickborn heimkehrte, sagte er zu sich selbst:

„Er hat mir vergeben. In mir ist Frieden."

XVI

Und wie sie sich versöhnen.

Das war ein achter Januar. Kinder und Kindeskinder werden ihn im Gedächtniß behalten und seiner wird gedacht, so lange noch ein Tropfen Elbwasser an Altona vorüber rollt. Da war kein Platz auf der Eisdecke des Stromes, oder im Norden auf den Weiden, oder westlich auf dem hohen Uferrücken, der nicht mit Flüchtigen besäet gewesen wäre. Am dichtesten aber drängten sie sich zusammen zwischen dem Damm- und Millernthor, so wie auf dem heiligen Geistfelde. Wie von unsichtbaren Händen fortbewegt, schoben sich die dichten Schneemassen zusammen und bildeten hohe Mauern, in deren Schutz, die erstarrten Weiber und Kinder ein nothdürftiges Obdach fanden. Rund um den weiten Raum stand eine dichte Wagenburg, zum Theil hochgethürmt. Altona's fahrende Habe. Die stillen Heilig-

thümer des Hauses zum schauerlichen Gepränge zwischen Erde und Himmel ausgestellt. Einzelne Feuer flackerten auf und um dieselben drängten sich dunkle Gestalten, begierig die erstarrten Hände darnach ausstreckend. Mancher blickte träumerisch auf die Flamme hier und auf die Flamme dort; aber Keiner wußte zu sagen, welches Feuer trauriger sei, das der leeren brennenden Stadt, oder das glimmende Kohlenfeuer im Schnee, um welches der verzweifelte Vater die obdachlosen Seinen versammelte. Schaaren von Krähen, die in den alten Linden und Eichen horsteten, erwachten von dem Getöse rings umher. Der Gluthschein leuchtete ihnen entgegen, wie der anbrechende Tag und laut krächzend umflatterten sie in engen Kreisen, bald steigend, bald sinkend, die grauenvolle Stätte.

Da öffneten sich die Thore der alten Hammonia. Sie thaten sich weit auf und in Schaaren wanderten die Bewohner hinaus zu den unglücklichen Nachbarn. Von dieser gewaltigen Feuersbrunst schmolz die Eisrinde welche sich um die Herzen gelegt. Der Haß und das Vorurtheil verwandelten sich in Thränen des Mitleids und der Bruderliebe. Laut schluchzend lagen sie einander in den Armen und bald war kein Altonaer, der nicht einen Hamburger fand, der mit ihm theilte, was

er mitgebracht und ihm eine gastliche Stelle an seinem Heerde bot. Einer verdrängte den Andern; Jung und Alt; Vornehm und Gering. Und der Aermste brachte seine kleine Gabe mit einer Freudigkeit dar, die nicht errathen ließ, daß er sein Letztes opferte. Sie brachen das Brod mitsammen und tranken aus einem Becher. Vergessen aller Hader und Neid. Die Flamme hatte sie geläutert und versöhnt.

Der Tag brach an und ein ruheloses Treiben ward weithin sichtbar. Woran in der steigenden Angst Niemand dachte, das fiel ihnen ein, als der erste heftige Schmerz vorüber war. Hatten sie sich Alle wieder? Wer fehlte? Wer war in den Flammen umgekommen? Oder im eisigen Schnee erstarrt? Hier ein Angstruf, herzzerschneidend, wie er nur einem brechenden Mutterherzen entströmen kann; dort ein Schrei der Freude; das Aufjauchzen eines Geliebten. Alle Leidenschaften, die das Menschenherz bewegen, wurden zu dieser Stunde in diesem Chaos lebendig.

Zwischen hochbepackten Wagen lagen wollene Decken ausgebreitet und auf denselben saßen Emanuel Wandrab und sein wackerer Altonaer Gastfreund beisammen. Ein tiefer Kummer beugte sie nieder. Erdmuthe hatte sich auf dem Zuge verloren. Arnold forschte überall. Ver-

gebens. Er rief alle Menschen um Beistand an, Bekannte und Unbekannte. Aber Jeder hatte genug mit sich selbst zu schaffen. Mit einem rasch hingesprochenen „Helf Euch Gott!" gingen sie ihres Weges. Rastlos irrte er umher, während die Väter, unvermögend ihm zu folgen, in die dichte Rauchwolke starrten, die aus den Trümmern aufstieg und sich über die ganze Gegend lagerte.

Erdmuthe hing während des grauenvollen Auszuges an dem Arm des Vaters. Massen drängten sich an Massen. Ein Haufe schob den andern weiter. Die Nachdringenden sprengten die Voranschreitenden auseinander. So geschah es Erdmuthen. Es war so plötzlich gekommen, daß sie es im ersten Augenblicke gar nicht merkte. Angstvoll durchirrte sie den weiten Plan. Endlich fand sie einen viel betretenen Fußweg. Aber nachdem sie einige Zeit längs einer dicht verwachsenen Hecke hingeschritten war, hörte diese plötzlich auf, und sie sah nichts vor sich, als eine weite, mit Schnee bedeckte Ebene. Alle ihre Kraft hatte sie aufgeboten, um bis hierher zu gelangen. Jetzt wollte sie umkehren, aber sie vermochte es nicht. Leise weinend sank sie hin. Sie war allein in dieser trostlosen Oede.

Schon umnebelte der Schlaf ihre Sinne, jener

unselige Schlaf, der dem sicheren Tode vorangeht. Da kam ein Mann über das Schneefeld daher geschritten. Schon aus einiger Entfernung gewahrte er das hilflose Mädchen.

Schnell sprang er herzu: „Barmherziger Gott! Die Aermste. Frau! Komme Sie zu sich, Frau."

Er nahm sie in seine Arme. Noch hob ein leiser Athemzug ihre Brust. Langsam schlug sie die Augen auf. Aber kaum erblickte sie das Gesicht ihres Retters, als sie sich mit einem Schreckensrufe von ihm wandte.

„Was ist Ihr, Kind? Fürchte Sie sich nicht. Sie hat keine Ursache dazu. Aber, wie ist mir denn? Gott stehe mir bei. Das Gesicht kenne ich. Du bist ja Meister Emanuel Wandrab's Tochter."

„Ich bin es!" sagte sie leise.

„Um Gott, armes Kind! Wie kommst Du hierher? Sprich nur nicht. Kann es mir wohl denken. Du wohntest ja in jener unglücklichen Stadt. Zucke nicht so ängstlich zusammen, Erdmuthe. Ich glaube wohl, daß Du mich fürchtest, aber — das ist Alles vorbei. Der alte Reinsdorf ist ein Anderer geworden. Laß uns Menschen suchen, Kind, Menschen!"

Der neu erstarkte Mann nahm die bebende Jungfrau in seine Arme und mit freundlichem Zuspruche sie

tröstend, trug er sie über die öden Felder zurück nach dem Schauplatz des allgemeinen Jammers.

Arnold war abermals nach vergeblichem Suchen zu den Vätern geeilt, und seine tiefe Niedergeschlagenheit deutete an, daß ihm jede Hoffnung vereitelt sei. Sie besprachen Vieles, ohne das Rechte zu finden, und Meister Emanuel Wandrab sagte:

„Wir verlieren sie Alle und es ist kaum zu sagen, wen dieser Schlag am härtesten trifft. Was aber in diesen Stunden mein Vaterherz empfindet, weiß nur Gott allein."

Da trat plötzlich wie eine Erscheinung die Jungfrau zwischen den Schneewänden hervor „Vater, Vater!" in dem Tone des höchsten Entzückens rufend, lag Erdmuthe an der Brust des Greises. Vater Becker hob dankend die Hände zum Himmel empor. Arnold aber, nachdem er die Geliebte wonnetrunkenen Blickes angeschaut, riß sie in seine Arme und rief jubelnd:

„Mir gehört sie auch! Mir auch! O meine geliebte, theure Erdmuthe! Wer hat Dich uns zurückgegeben?"

Die Jungfrau blieb still, bewältigt von dem mächtigen Eindruck des Wiedersehens. Meister Emanuel aber sagte mit feierlichem Tone:

„Heil ihm! Sein Haupt sei gesegnet. Und wäre

es mein Todfeind und grimmigster Widersacher, ich würde die Hand, die mein liebes Kind hierher geführt hat, an meine Brust drücken und ausrufen:

„Laß vergeben sein und vergessen. Du hast durch diese That Alles wieder gut gemacht."

„Das wolle Gott!" sagte Meister Reinsdorf voll inniger Rührung und trat zu der bewegten Gruppe. „Aus dem Grabe meines armen Sohnes, den mein Fluch in Verzweiflung jagte, steigt der Versöhnungsengel zu uns herauf."

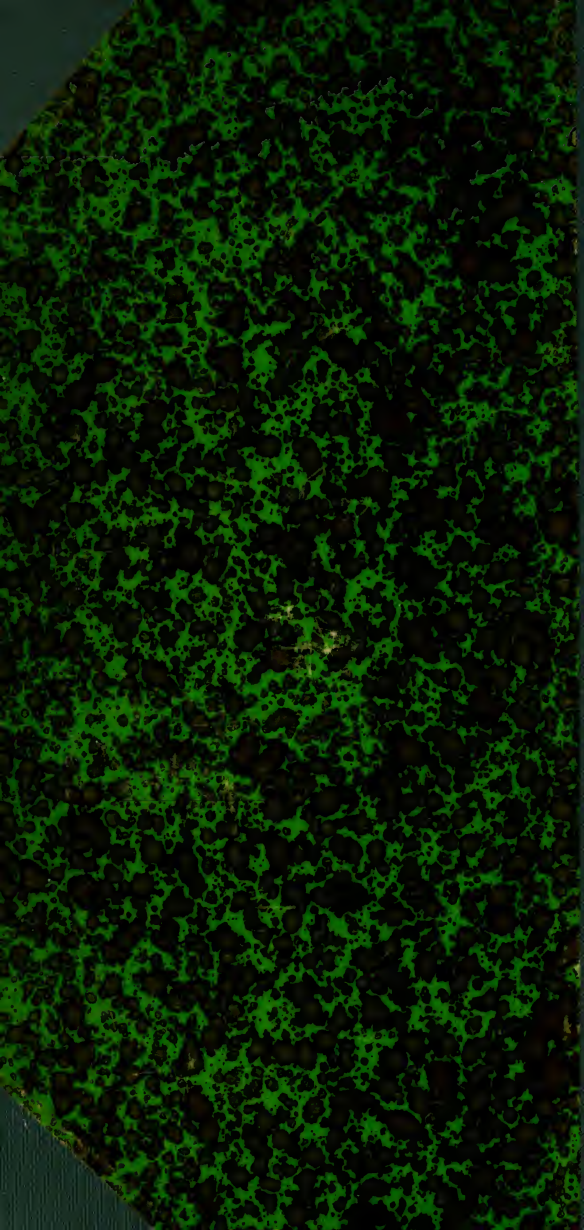
Das war ein Fragen und ein Antworten. Sie lachten und weinten; sie drückten sich die Hände und lagen einander in den Armen.

Plötzlich schallte ein heller Klang durch die Luft. Es war die Glocke von Sanct Michael, die die Betstunde einläutete. Die Glocken von Sanct Jacobi, Sanct Petri, Sanct Nicolai und Sanct Katharinen folgten. Das feierliche Geläut des fünfgethürmten Hamburg hallte friedenverkündend durch den Raum. Die Hamburger eilten schaarenweise in ihre Tempel, den Herrn anzuflehen für die arme Nachbarstadt, die so hart heimgesucht worden. Und jeder Gedanke an Neid und Hader ward unterdrückt. Das große, Alles darniederbeugende Un-

glück hatte die Einzelnen wieder versöhnt. Hamburg und Altona waren anzuschauen, wie eine große Familie.

Ein Jahrhundert später und der Feuergeist raste auf's Neue durch die Gassen. Und wieder standen die Bewohner beider Städte nebeneinander, rathend und helfend, schützend und schirmend wie eine große Familie.

Die Enkel haben das Band der Liebe, das die Väter um sich geschlungen, fester geknüpft:

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.